

Geschichte

des

deutsch-französischen Krieges

1870 und 1871

von

Ferdinand Sonnenburg

Rektor.

Berlin 1871.

Verlag von Julius Springer
Monbijouplatz 3.

ISBN-13:978-3-642-94106-1

e-ISBN-13:978-3-642-94506-9

DOI: 10.1007/978-3-642-94506-9

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1871

Berlin
Verlag von Julius Springer
1871

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Erstes Kapitel. Vorgeschichte des Krieges	1
Zweites Kapitel. Vom Beginn des Krieges bis zum Sturz des französischen Kaiserthums:	
1. Räumung Saarbrückens. Erstürmung der Weißenburger Linien. Schlachten bei Wörth und bei Spichern	37
2. Die Schlachten bei Courcelles, bei Mars la Tour, bei Gravelotte	57
3. Schlacht bei Sedan. Sturz des französischen Kaiserthums . . .	85
Drittes Kapitel. Straßburg und Metz:	
1. Straßburg.	115
2. Metz	160
Lager der Gefangenen bei Minden	179
Viertes Kapitel. Die Zernirung von Paris. Die Verhandlungen über den Waffenstillstand. Gefechte des 14. Armee-corps bis zur Einnahme von Dijon. Kämpfe an der Loire bis zur Räumung von Orleans. .	202
Fünftes Kapitel. Die Winterfeldzüge an der Loire, im Norden und im Osten. Die Zernirung von Paris	243
Sechstes Kapitel. Das deutsche Kaiserreich der Hohenzollern. Einzug in Paris. Der Friede	291

Erstes Kapitel.

Vorgeschichte des Krieges.

In der Geschichte des deutschen Volkes stellen sich Erscheinungen vor unsere Augen, denen aus der ganzen Fülle der historischen Wissenschaft nichts Gleiches an die Seite gesetzt werden kann. Imposant, in geheimnißvoller Weise treten die Germanen auf den historischen Schauplatz: Die Römer, zu deren Füßen die ganze bekannte Welt liegt, das kriegskundige Volk, dessen Feldherrn so oft das stolze Wort aussprechen konnten: „Ich kam, ich sah, ich siegte“, dieses selbe Volk erzählt mit ängstlicher Scheu von einer Nation blauäugiger Barbaren, deren Wohnsitze an der äußersten Nordgrenze der bekannten Gebiete, jenseit des Rheines beginnen. Riesengroß und riesenstark sind ihre Leiber, ihr Muth spottet kaltblütig der drohenden Gefahr, ihre Liebe zur ungezügelten Freiheit ist ebenso glühend, wie ihre Sitten rein, ihr Herz großmüthig, ihr ungebeugter Sinn starr und trotzig ist. Keinen Feind hat der Römer jemals kennen gelernt, den er gescheut hätte, vor den Germanen fürchtet er sich, und als der berühmteste römische Feldherr, als Julius Caesar seine siegergrauten Legionen gegen Ariovist und seine Deutschen führen will, da entzieht ein großer Theil der römischen Krieger unter nichtigen Vorwänden sich des gefährlichen Wagemuths, und es bedarf der äußersten moralischen Anstachelung, um die Truppen in den Kampf zu treiben. Durch einige Erfolge kühn gemacht, nimmt die nie besiegte Roma dann den Kampf mit dem gefürchteten Feinde auf, aber nur zu ihrem eigenen jähen Verderben, unter dem germanischen Schwerte zerfällt das römische Weltreich in

formlose Trümmer, welche ohne Organifazion, ohne Lebenskraft ein klägliches Dasein fristen.

Da ergießen sich aus dem germanischen Mutterlande ungezählte Scharen der kraftvollsten Söhne, um sich neue Wohnsitze zu suchen, da die Heimath ihrem Drange zu eng geworden, und über die Grenzen Europa's noch hinaus fluthen ihre Ströme, in Afrika, in Spanien, in Italien, auf der Balkanhalbinsel, auf den britannischen Inseln gelangen Germanen zur Herrschaft und legen mit ihrer unverwüsthlichen Lebenskraft überall den Grund zu neuen, entwicklungsfähigen Reichen. Das germanische Stammland aber, welches Millionen seiner rüstigsten Söhne in die Fremde entsandt, ist mit nichts seiner Kraft beraubt, und obwohl seine einzelnen Stämme sich in blutiger Fehde gegenseitig zerfleischen, ist es doch im Stande, unter gewaltigen Fürsten zweimal kurz nach einander ein Weltreich hinzustellen, zuerst das fränkische unter Karl dem Großen, und ein Jahrhundert später das deutsche Reich unter den großen Sachsenfürsten Heinrich dem Ersten und Otto dem Großen. Von den besiegten Römern nimmt der Anführer der deutschen Stämme den stolzen Caesarentitel an, und der deutsche Kaiser wird wiederum der Herr der Welt, von allen andern Völkern und Fürsten willig oder gezwungen anerkannt, eine Erscheinung, welcher an Macht und Glanz nur sehr vereinzelt aus den langen Jahrtausenden der Geschichte zur Seite zu stellen sind.

Ueberspringen wir nun einen Zeitraum von 700 Jahren und wenden unsere Blicke wieder auf den Herrn der Welt und sein stolzes Reich, so gewahren wir von aller ehemaligen Macht und Würde absolut nichts mehr. Auf dem Throne Otto des Großen sitzt ein elendes, in Selbstsucht erstarrtes Geschlecht, ohne Liebe zum Vaterlande, ohne Begeisterung für das Große und Edle, ohne Empfindung gegen Schmach und Schande, ein Geschlecht, dessen einzige Sorge materieller Gewinn ist, ein Geschlecht, welches nur das widerlichste Zerrbild der längst heimgegangenen deutschen Heldenkaiser darstellt, mit deren stolzer Hinterlassenschaft es sich spreizt, wie ein schwächlicher Knabe mit dem Schwerte eines Riesen. Und die Nation, welche das gewaltige Römerreich zertrümmerte, die Nation, deren Freiheitsliebe in ungebändigtem Strome jeden Damm niederwarf, dieselbe Nation beugt

sich jetzt in schmachvollster Selbstvergessenheit unter die Geißel von mehr als achtzehnhundert Tyrannen, deren größter Theil nur eine kümmerliche, lächerliche, schandvolle Existenz von dem Schweiße seiner Unterthanen fristete, und so tief war das einst so herrliche Volk gesunken, daß seine Völker kein Gefühl ihrer elenden Knechtschaft mehr hatten, und daß seine Fürsten, ohne sich zu rühren, ruhig zusahen, wie Städte und Länder des Reiches von räuberischen Nachbarn abgerissen, andere in wahrhaft viehischer Wuth verwüstet und verödet wurden. Die deutsche Weltherrschaft war eine Weltknechtschaft, und der einst so stolze, gefürchtete deutsche Name war ein Spott der Völker geworden.

Und mitten in diesem wüsten Konglomerat tausender von Ländern, die keiner gefunden Existenz fähig waren, erblicken wir ein Fürstenhaus, welches mit unbegreiflicher Kühnheit, mit unerschöpflicher Gewandtheit, mit niegebeugter urdeutscher Heldenkraft, mit rührender Treue und Hochherzigkeit das Unmögliche vollenden will: das Bestreben der Hohenzollern ist auf nichts Geringeres gerichtet, als den deutschen Geist wieder zu wecken, den deutschen Namen wieder zu Ehren zu bringen, die verlorene Stellung unter den Völkern mit dem Schwerte wieder zu gewinnen! Vielleicht steht dem kühnen Geschlechte eine imposante Hausmacht zu Gebote, oder mächtige Verbündete zur Seite? Ach nein, seine Besitzungen umfassen nur einen geringen Bruchtheil des deutschen Volkes, und sie liegen in Felsen zerstreut im Reiche umher, seine Feinde sind innerhalb und außerhalb Deutschlands zahlreich wie der Sand am Meere, Freunde kennt es nicht.

Und doch faßt das edle Geschlecht kein Bangen und kein Verzagen, immer wieder zieht es in den Kampf um das vorgesteckte Ziel, der Sohn wie der Vater, der Enkel wie der Sohn, der Kampf nimmt immer größere Verhältnisse an, jeder Schritt vorwärts weckt einen neuen Feind, aber mit der Größe der Gefahr wächst der Muth und der Geist der Hohenzollern, und wenn der Kampf auch jahraus jahrein dauert, wenn fast ganz Europa gegen die kühn Aufstrebenden in die Schranken tritt, schließlich besiegen die Hohenzollern jeden noch so gewaltigen Widerstand, durch Eroberung und Unterhandlung fügen sie ihren Besitzungen Ein deutsches Land nach dem andern hinzu, jedem neu erworbenen Stamme wissen sie ihren hohen Geist, ihre gewaltige

Thatkraft, ihre zähe Ausdauer einzuflößen, vom Fels zum Meer einzugen, stärken, erheben sie die deutschen Stämme, und zuletzt, nachdem er die letzten, aber auch die gefährlichsten Feinde in beispiellosem Siegeslaufe zu Boden geworfen, setzt der Hohenzoller Wilhelm der Siegreiche auf sein graises Haupt die deutsche Kaiserkrone, welche die Hand der Hohenzollern von jedem Fleck, von jeder Schmach gereinigt und mit einem Ruhme und einer Macht begabt hat, wie sie kaum in den stolzesten Zeiten besessen.

Diese Geschichte des deutschen Volkes sind in der That so wunderbar, einander so widersprechend, daß man sie theoretisch für unmöglich erklären sollte. Große Völker und Reiche sind untergegangen, sogar von der Weltherrschaft der Römer war bereits im sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt jede Spur verweht, aber daß ein so großes, mit allen Gaben des Körpers und des Geistes so verschwenderisch ausgestattetes Volk wie das deutsche nach der Weltherrschaft in die jammervollste Existenz hinabsank, um nach Jahrhunderten voll wüster Schmach sich abermals, trotz des erbittertsten Widerstandes von allen Seiten, auf den ersten Platz unter den Völkern zu schwingen, das ist ein Beweis von einer so unverwundlichen Lebenskraft, wie noch nie ein Volk ihn geliefert hat.

Unsere Zeit ist Zeuge gewesen von dem Riesenkampf, in welchem der letzte, aber auch gefährlichste Feind Deutschlands niedergeworfen wurde, und fürwahr! nichts kann für ein deutsches Herz erhebender sein, als bei der Erinnerung an die großen Jahre 1870 und 1871 und die Wiedergeburt Deutschlands zu verweilen. Für die Nachwelt wird das Bild dieser Zeit ein niemals abzustumpfender Sporn und Stachel sein, sich der Väter würdig zu zeigen, und so lange deutsche Männer den letzten großen Freiheitskampf ihres Volkes mit Liebe und Bewunderung betrachten, wird für das Vaterland nichts zu fürchten sein!

Die allmälige Erstarkung, der langsam wachsende Neubau des deutschen Reiches ist mit dem Namen der Hohenzollern eng verbunden. Freilich hat das deutsche Volk diesem energischen Geschlechte zu seinem stolzen Bau ein vortreffliches Material geliefert, aber wären die Baumeister nicht so groß gewesen, nimmer wäre der imposante Bau emporgestiegen, denn die Habsburger z. B., denen alle Bedingungen,

Deutschland groß zu machen, vom Schicksal in die Hände gelegt wurden, haben mit diesen großartigen Mitteln nichts anders zu erreichen gewußt, als Deutschland zu ruiniren und Oestreich, wie Gervinus sagt, finanziell und moralisch zu Grunde zu richten.

Auf welche Weise die Hohenzollern bauten, ist ja bekannt, jedermann weiß, wie sie ihren Schweiß und ihr Blut für ihr Volk hingegen, jedermann weiß auch, wie schon von der Zeit des großen Kurfürsten an Oestreich und Frankreich alles daran setzten, den aufblühenden brandenburgischen Staat, den Hort des Protestantismus und des Deutschthums, zu unterdrücken. Dem Könige Wilhelm und seinem Minister, dem großen Grafen Bismarck, war es vorbehalten, mit Oestreich und Frankreich endlich einmal gründlich abzurechnen. Das erstere wurde durch die Schlacht bei Königgrätz unschädlich gemacht, die französische Eifersucht aber wurde durch jenen großen Sieg aufs höchste gestachelt, und der Krieg gegen Preußen war seit Königgrätz am französischen Hofe eine beschlossene Thatsache. Zu diesem Entschlusse trieben viele Leidenschaften.

Es möge uns vergönnt sein, einen Augenblick bei der Betrachtung dieser aufstachelnden Affekte zu verweilen. Wir werden finden, daß sie ebensowohl in dem französischen Volkscharakter und seinen Traditionen, wie in den Intenzionen des französischen Herrschers zu suchen sind.

Von den Vorfahren der heutigen Franzosen, den Galliern, schrieb schon der Römer Caesar, daß sie ein unruhiges, nach Neuerungen begieriges Volk seien. Diese Erbschaft der ehemaligen Gallier haben die Franzosen sehr bereitwillig angetreten und haben seit den frühesten Jahrhunderten ihrer Geschichte mit dieser Errungenschaft ihrer Voreltern gewirthschaftet. Ein Währen im Innern, ein Ueberfieden nach Außen war den Franzosen zu allen Zeiten Bedürfniß, die Augen andrer Völker auf sich zu lenken schien ihnen eine moralische Nothwendigkeit, denn von der unbedingten Vortrefflichkeit selbst seiner geringsten Eigenthümlichkeiten war der Franzose zu allen Zeiten dermaßen überzeugt, daß er es für ein Unrecht angesehen hätte, wenn er den fremden Nationen sein Licht nicht hätte leuchten lassen. Diese eingebildete geistige Ueberlegenheit sollte aber auch von allen Völkern

anerkannt werden — so verlangte es der Franzose — und in Folge dieser angenommenen intellektuellen Suprematie wollten die Nachfolger der Gallier schließlich auch eine Bevormundung über die Welt in jedem einzelnen Punkte ausüben.

Wo aber könnte bei einem solchen Verhältnisse, selbst wenn es denkbar und wenn es begründet wäre, die Grenze gezogen werden, welche gegen den Mißbrauch der Bevormundung, gegen die Vergewaltigung schützte.

Bei den Franzosen hat nie auch nur der Gedanke existirt, daß eine solche Grenze geboten sein könne, sie hatten sich zu Göttern unter ihres Gleichen gemacht, es schien ihnen natürlich, daß es Frankreich zustehe, jede Gewalt auszuüben, den erdgeborenen übrigen Völkern aber nur, sich in Demuth vor denen zu beugen, welche sich selbst in den Himmel zu heben für gut befunden hatten.

Aber keinem Volke gegenüber schien den Franzosen diese ihre gottgeschenkte Vorherrschaft natürlicher zu sein, als dem großen, schwer oder gar nicht beweglichen, allzeit friedfertigen und allzeit leicht zu übertölpelnden Nachbar im Osten, dem Ländergemisch, welches den Namen Deutschland führte. Diesen Nachbar mit französischer Kultur zu beglücken und ihn, mit Güte oder mit Gewalt, in Unterthänigkeit zu erhalten, schien den Franzosen eine so ehrende und lohnende Beschäftigung, daß dem ganzen französischen Volke dieser Gedanke schließlich zur fixen Idee wurde.

Seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges tritt die Arroganz der Franzosen gegen Deutschland immer frecher hervor. Mit Berechnung der Zerrissenheit und der dadurch bedingten politischen Ohnmacht des Gegners und im Vertrauen auf die verrätherische Selbstsucht des habsburgischen Kaiserhauses begann Frankreich ein Stück nach dem andern von den deutschen Grenzbezirken abzureißen, es hielt es auch nicht einmal mehr der Mühe werth, irgend eine Beschönigung vorzuschieben, die offenbare Gewalt erschien als das bequemste Mittel zur Erlangung des unrechten Gutes. So gingen durch räuberischen Ueberfall zuerst die drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun verloren, es folgte eine ganze Provinz, das schöne Elsaß mit seinen deutschen Gauen und Städten, mit seiner uralten deutschen Kultur, mit seinen ehrwür-

digen Denkmälern deutscher Kunst. Und in dem schmachvollen westfälischen Frieden wurde der schändliche Raub geheiligt und Frankreich in seinem Besizrechte bestätigt.

Zimmer gieriger wurde die Fressgier des Wolfes, seine begehrlichen Augen schauten nach den gesegneten Gauen aus, welche der Rhein durchströmt, einer der französischen „Götter“ heckte den Einfall aus: „Der Rhein ist Frankreichs natürliche Grenze“, und damit war das Schlagwort gegeben, damit war das Bett vorgezeichnet, welches der Strom französischer Habgier und Raubgier einzuschlagen hatte. Die Rheingrenze war fortan ein Fantom, welches jedem Franzosen vorschwebte, und zu dessen Erreichung sich im gemeinsamen Kampfe die Hand zu bieten selbst die extremsten französischen Parteien stets bereit waren.

Hätte ein solcher Raubgedanke auch nur ungestraft ausgesprochen werden dürfen, wenn die alte gewaltige Germania noch existirt, wenn ein Otto der Große oder ein Wilhelm der Siegreiche das Kaiser Schwert geführt hätte? Nur die schmachvolle Zerrissenheit Deutschlands zeigte den Franzosen die Möglichkeit, ihr Ziel zu erreichen, und deshalb war es die erste und wichtigste Sorge aller französischen Regierungen, Deutschlands Zerrissenheit zu erhalten und seine Einigung um jeden Preis zu verhindern.

Nach der Schlacht bei Sedan erklärten freilich die französischen Republikaner, sie würden sich um Deutschlands innere Angelegenheiten nicht kümmern, und hätten sich dafür auch niemals interessirt, aber wie weit diese Erklärung von der Wahrheit abliegt, beweisen die Aussprüche der Republikaner in Frankreich vor dem Kriege vom Jahre 1870. Ein Anhänger dieser Partei, der später ins kaiserliche Lager überging, der bekannte Prevoist-Paradol, schreibt wörtlich in dem *Courrier du Dimanche* vom Juli 1866: „Für die deutsche Einheit kenne ich nur eine einzige Kompensazion, die des Herrschers der französischen Nation würdig wäre, welches auch sein Name, sein Ursprung, sein Titel sein möge, er heiße König, Präsident oder Kaiser: nämlich mit den Waffen in der Hand in dem Kampfe gegen diese deutsche Einheit unterzugehen!“

Wenn man diesen Ausspruch eines der friedfertigsten Franzosen als Maßstab an die Gefinnungen unsres Nachbarvolkes legt, so wird man sich leicht erklären können, welche Bestürzung, Wuth und Rach-

gier die preußischen Siege des Jahres 1866 hervorriefen, und alle Leidenschaften wurden ins Ungemessene noch dadurch angestachelt, daß diese Siege von einem State erkämpft wurden, dessen ausgesprochenes Ziel die Einigung Deutschlands, und dessen Macht und Größe die Zuversicht und Hoffnung aller deutschen Patrioten war. Die ganze französische Nation gerieth in Fieberwallung, wenn sie die Ausbreitung der preußischen Grenzen, den Ruhm und den Glanz der preußischen Krönungskrone ansah. Seit 1866 und durch 1866 wäre eine jede französische Regierung zum Kriege gegen Preußen gedrängt, unwiderstehlich gestoßen worden, und sie hätte der Leidenschaft des Volkes fröhnen müssen, oder sie wäre von dem unruhigen Wespenschwarm verjagt worden, selbst wenn sie in allen übrigen Punkten die Sympathien ihres Volkes für sich gehabt hätte.

Wie viel mehr mußte dem Kriegsrufe gegen Preußen eine Regierung folgen, welche so sehr auf Volksgunst basirt war und bereits auf so schwachen Füßen stand, wie die bonapartistische Herrschaft.

Ihr Vertreter, Louis Napoleon der Dritte, hatte nach einer abentheuerlich verlebten Jugend zweimal den Versuch gemacht, sich des französischen Thrones mit Gewalt zu bemächtigen. Seine Einfälle in Straßburg und Boulogne mißglückten, bei dem zweiten dieser Versuche im Jahre 1840 wurde er gefangen und zum Tode verurtheilt, König Louis Philippe von Frankreich begnadigte ihn zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, welche er in Ham verbüßen sollte. Aber schon nach 6 Jahren wußte Louis Bonaparte sich durch die Flucht seiner Haft zu entziehen, und als König Louis Philippe im Jahre 1848 verjagt wurde, trat Louis Bonaparte als Bewerber um den Präsidentsitz der Republik auf. Durch Geld und Veranstaltungen mancherlei Art wußte er seine Wahl durchzusetzen. Am 10. Dezember 1848 leistete der neue Präsident den Eid auf die Verfassung und schwur, die Gesetze der Republik stets hoch und heilig zu halten und darüber zu wachen, daß niemand sie antaste. Drei Jahre später ließ er die Vertreter des Volkes niederschießen oder verjagen, und am 1. Dezember 1852 ließ er sich auf Grund der Wahl durch das Volk als Napoleon der Dritte, Kaiser der Franzosen proklamiren.

Durch die niedrigsten Verbrechen war dieser Mann auf den Thron

gekommen, und die unterdrückten Republikaner waren seine Todfeinde geworden.

Um dem französischen Volke nicht Zeit zum Nachdenken und seinen Feinden nicht Muße zum Wühlen zu geben, suchte er das Volk zu beschäftigen, durch äußern Glanz zu blenden und in mehreren Kriegen die Unzufriedenen zu vernichten. Mit England, Italien und der Türkei im Bunde führte er einen glücklichen Krieg gegen Rußland, gemeinsam mit Italien besiegte er Oestreich. Verauscht durch seine Erfolge beschloß er, in Nordamerika festen Fuß zu fassen und von Mexiko aus den Vereinigten Staaten entgegen zu treten. Der Erzherzog Maximilian von Oestreich ließ sich verleiten, das verhängnißvolle Geschenk der mexikanischen Kaiserkrone aus Napoleons Händen anzunehmen. Der französische Herrscher rüstete mit ungeheuern Kosten eine Expedition, welche den neuen Fürsten in sein Land einsetzen sollte. Anfänglich errang dieselbe einige Vortheile, aber als die Vereinigten Staaten mit Krieg drohten, zog Napoleon seine Truppen zurück und überließ den unglücklichen Kaiser Maximilian seinem Schicksale. Derselbe wurde bekanntlich von den Mexikanern gefangen und erschossen.

Als der Zug nach Mexiko so kläglich verunglückte, regten sich in Frankreich sofort mit Erfolg die Stimmen der alten Feinde des Kaisers. Um dieselben zu übertäuben, wandte Napoleon ein Effektmittel an: er ließ in ganz Frankreich darüber abstimmen, ob die Unterthanen mit der Regierung des Kaisers zufrieden seien. Trotz vielfach angewandter Zwangsmittel ergab sich bei der Abstimmung eine so bedeutende Anzahl von Stimmen, welche nein sagten, daß Napoleon wohl einsah, nur ein Radikalmittel könne ihn retten und seinen wankenden Thron wieder befestigen.

Auch einen andern Schaden hatte der Komödiantenstreich der Abstimmung verdecken sollen, nämlich die gewaltige Schlappe, welche Napoleon im Jahre 1866 der Politik des Grafen Bismarck gegenüber erlitten. Die mexikanische Expedition war noch nicht beendet, als der Krieg zwischen Preußen und Oestreich im Jahre 1866 begann. Napoleon war der festen Meinung, hier gäbe es eine prächtige Gelegenheit im Trüben zu fischen, der alte Gauner hoffte alles in dem deutschen Handel wiederzugewinnen, was er in Mexiko eingebüßt

hatte. Aber er hatte sich in der Berechnung der preussischen Macht stark getäuscht, und mußte die ansehnliche Vergrößerung des gefürchteten Feindes als vollendete Thatfache hinnehmen, ohne sie verhindern zu können. Der Kaiser hatte fest auf eine Niederlage Preußens gerechnet, als dessen Retter gegen Oestreich er dann im entscheidenden Augenblicke aufgetreten und im Drange der Umstände die Rheingränze für sich — „und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ — zu gewinnen gedachte. Aber durch die feinen Schachzüge des großen Ministers Bismarck wurde er über die Machtverhältnisse Preußens so getäuscht, daß er durch die preussischen Siege völlig übertölpelt wurde und absolut nicht im Stande war, die vollendeten Thatfachen wieder rückgängig zu machen. Von einer Gewinnung der Rheingrenze konnte gar keine Rede sein.

Dieser neue Schlag traf den Kaiser noch härter als der verunglückte Zug nach Mexiko. In Amerika hatte er seinen Waffenruhm sich bedeutend schmälern lassen, jetzt war auch seine vielgerühmte Schlaueit und Gewandtheit durch einen Klügern zu Schanden gemacht. Der Thron Louis Napoleon des Dritten wackelte immer bedenklicher, seine Feinde im Innern regten sich immer kühner, das Geschick trieb zu einem Spiele der Verzweiflung, alles mußte auf Eine Karte gesetzt werden, ein siegreicher Krieg gegen Preußen allein konnte noch retten.

So trafen denn die Leidenschaften des ganzen französischen Volkes, Jahrhunderte lang genährt und großgezogen, mit den Absichten der Regierung in Einem Strome zusammen, und gegen seine Gewalt war der Widerstand weniger Besonnenener ohnmächtiges Unterfangen. Unmittelbar nach der Schlacht bei Sedowa begannen insgeheim die Rüstungen, welche mit französischer Perfidie betrieben wurden. Es handelte sich nur noch um die Zeit, in welcher die Rüstungen vervollständigt werden konnten.

Die Seele der Militärverwaltung war seit 1866 der Marschall Niel, der als der bedeutendste Strategist Frankreichs galt.

Von der mexikanischen Expedition kehrten die letzten Truppen im Sommer 1867 zurück. Der Zug nach Amerika hatte eine gewaltige Masse Armeematerial verschlungen, in Frankreich waren alle

Arsenale leer, zur Neubeschaffung war kein Geld vorhanden, denn die Kosten des Krieges überstiegen weit die dazu ausgesetzten Mittel.

Zuerst verlangte die französische Regierung nun von der Landesvertretung die Bewilligung großartiger Geldmittel, und sie erhielt dieselben. Im Juli 1867 wurden ihr 158 Millionen Franks zur Verfügung gestellt, im Mai 1868 abermals 411 Millionen. Diese ganze ungeheure Summe wurde verwandt, um die Zeughäuser zu füllen, die Festungen, besonders Metz, zu verstärken, und neue Reiterregimenter aufzustellen. In Oestreich und England wurden 46 Tausend Pferde angekauft, auch wurde die Feldartillerie um 120 Geschütze vermehrt. Mit großer Hast arbeitete man an der Herstellung einer neuen Infanteriewaffe, des vortrefflichen, weittragenden Chassepotgewehres, welches sich dem preussischen Zündnadelgewehr überlegen erwies. Ein großer Uebelstand war aber dabei der Umstand, daß der französische Soldat die neue Waffe erst etwa zwei Jahre vor Ausbruch des Krieges erhielt und in ihrer Handhabung deshalb wenig geübt war.

Mit Neid hatte man in Frankreich auf die großartige, nie zu erschöpfende Wehrkraft gesehen, welche Preußen in der Landwehr besaß, und man beschloß dieselbe nachzuahmen. Denn bisher hatten in der französischen Armee ganz andre Einrichtungen bestanden. Jeder Franzose war allerdings dienstpflchtig, aber jedem stand es frei, sich durch Zahlung einer Summe von 2500 Franks loszukaufen. Der Staat kassirte dieses Geld ein und verwandte es dazu, die Soldaten, welche ihre siebenjährige Dienstzeit bereits geleistet, von neuem anzuwerben, an Stelle derer, welche ihrer Pflicht durch eine Geldzahlung genügt hatten. Auf diese Weise war in Frankreich ein Söldnerheer entstanden, welches den Kriegsdienst handwerksmäßig betrieb, ohne höhere Bildung war und meist aus Müßiggängern oder Leuten der niedrigsten Volksklassen bestand. Das Heer wurde durch diese Elemente demoralisirt.

Weit empfindlicher noch war der Schade, daß durch die Einrichtung der Stellvertreter der größte Theil der jährlichen Reserven verbraucht wurde, da die ausgedienten Soldaten wieder von neuem in die Linie eintraten. Für den Fall eines Krieges aber konnte man

ja die, welche sich losgekauft hatten, nicht einberufen, also woher sollte man die Mannschaften nehmen, um die Regimenter auf Kriegsfuß zu setzen?

Um diesem Uebelstande abzuhelpen, verfügte der Kaiser, daß jährlich 23000 Mann mehr als bisher bei den Fahnen eingestellt werden und diese 23 Tausend nach fünfmonatlicher Dienstzeit wieder entlassen werden sollten. Diese in aller Hast äußerlich ein wenig zugefügten Leute sollten die Reserve bilden, an sie sollten im Kriege dieselben Anforderungen gestellt werden, wie an diejenigen, welche die vollen sieben durch das Gesetz bestimmten Jahre aktiv gedient hatten. Die Verkehrtheit dieser Bestimmungen liegt auf der Hand, sie wurden auch von einsichtsvollen Fachmännern verurtheilt, aber der Kaiser fand sich nicht bewogen, an dieser seiner Lieblingserschöpfung, deren Werth er selbst sehr hoch schätzte, irgend etwas zu ändern.

Um aber auch alle etwa noch vorhandenen, nicht eingestellten Mannschaften für den Kriegsfall verwerthen zu können, suchte der Marschall Niel die preussische Landwehr nachzuahmen und schuf im Anfang des Jahres 1868 die sogenannte Mobilgarde. Sie besteht aus den Freigelosten, den Zurückgestellten und denen, die sich losgekauft haben, also aus lauter nichtgedienten, militärisch durchaus unthätigen Leuten. Offiziere und Unteroffiziere der Mobilgarden sollten die pensionirten Offiziere, so wie die ausgetretenen alten Unteroffiziere, also der Ausschuß der Linie sein. Welchen Werth eine so rohe Truppe wie diese Mobilgarde gegenüber der vollkommen kriegstüchtigen ausgebildeten preussischen Landwehr besitzt, ist leicht zu erkennen.

Alle diese neuen Einrichtungen und Veränderungen wurden seit 1866 mit der dem Franzosen eigenen Hast und Ungründlichkeit betrieben, und vor der Welt wurden schwindeleckerregende Zahlen aufgestellt, welche jedem Fachmann nur ein Lächeln abgewinnen konnten. Wären die ungeheuren Zahlen aber auch alle richtig gewesen, zwei entscheidende Faktoren fehlten der französischen Armee doch immer, es waren die hohe Bildung und die moralische Würde, welche in den deutschen Heeren so reich vertreten ist, und die Liebe und das Vertrauen zu dem obersten Führer, dem Herrscher, welches Napoleon gar nicht, König Wilhelm aber im vollsten Maße besaß.

Zu den Neußerlichkeiten, welche Effect machen sollten, gehörte auch die Aufstellung der Mitrailseusen oder Drehkanonen. Diese längst bekannte und im Ganzen als unpraktisch erkannte Waffe holte man neu hervor und gab sie für eine Erfindung des Kaisers aus. Man könne damit, so hieß es, ganze Bataillone in einigen Minuten vernichten. Der Erfolg hat bewiesen, daß dieses Mordinstrument den Kampf mit der preußischen leichten gezogenen Kanone nicht aufnehmen kann.

Auch zerlegbare eiserne Kanonenboote wurden angefertigt und nach Straßburg geschafft, um sie auf dem Rhein zu verwenden, französische Offiziere suchten unter mancherlei Verkleidungen die Vertlichkeiten der deutschen Grenzländer kennen zu lernen oder sich in die preußischen Festungen einzuschleichen, um deren Pläne zu zeichnen, kurz, es geschah alles, was geschehen konnte, um den Raubzug zu beginnen, doch alles geschah mit überstürzender Eile und in Folge davon ungründlich.

Als der Kriegsminister Niel im Sommer 1869 starb, folgte ihm der Marschall Le Boeuf, und im Jahre 1870 erklärten die französischen Marschälle dem Kaiser, die Rüstungen seien beendet, der Tanz könne beginnen. Er müsse aber auch beginnen, denn niemals könnten die Umstände für Frankreich wieder so günstig sein, als jetzt. Diese Gunst der Umstände wurde folgendermaßen begründet.

Behuf der Espionage hatte schon der Marschall Niel ganz Deutschland mit einem Netze französischer geheimer Agenten überspannt, welche sich unter möglichst harmlosen Beschäftigungen ein jeder in seinem zugetheilten Bezirk anhielten, und die Stimmung des Volkes ergründeten, so wie allerlei andere nützliche Nachrichten zu erhaschen suchten. Von diesen geheimen Agenten so wie von einem Theil des Personals der französischen Gesandtschaften an den deutschen Höfen waren nach Paris die ungeheuerlichsten Nachrichten gelangt. Die kleinen Staten des norddeutschen Bundes, hieß es, seien sehr erbittert auf Preußen, in Schleswig-Holstein, Hessen und besonders Hannover würde im Kriegsfall sofort ein großer Aufstand losbrechen und die empörten Bewohner würden dem preußischen Heere in den Rücken fallen, Süddeutschland würde froh sein, wenn sich ihm eine

Gelegenheit böte, die Allianzverträge mit Preußen los zu werden, Baiern besonders würde sofort mit Frankreich gehen, und die andern Süddeutschen würden folgen.

Die großartigste Nachricht von allen aber brachte der französische Militärbevollmächtigte in Berlin, Oberst Stoffel. Dieser Biedermann forschte nach den Geheimnissen der preussischen Militärverwaltung mit einer solchen Zudringlichkeit, daß in einer günstigen Stunde preussische Offiziere, wie man sagt, ihm das Märchen aufbanden, Preußen sei gerade beschäftigt, seine Infanteriewaffe völlig umzuarbeiten, und alle Zündnadelgewehre befänden sich zu diesem Zwecke in den Werkstätten. Als das der edle Stoffel hörte, kaufte er sich sofort einen Bogen Briefpapier und schrieb entzückt an seine Regierung in Paris, was er soeben gehört hatte. In Paris nahm man dieses unglaubliche Faktum für baare Münze an und beschleunigte nach Kräften die Kriegsbereitschaft.

Nachdem nun also alles vorbereitet war, sah man sich nach einem Vorwande für die Kriegserklärung um, und der fand sich in der spanischen Thronangelegenheit.

Seitdem die Spanier ihre Königin Isabella fortgejagt, hatten sie lange geschwankt, welche Regierungsform sie ihrem nunmehr herrenlosen State geben sollten. Die Anhänger der Monarchie behaupteten unter den Bestrebungen der verschiedenen Parteien endlich den Sieg, man bot die Königskrone verschiedenen fürstlichen Persönlichkeiten an, von welchen die Annahme jedoch verweigert wurde. Da kam man, vielleicht angelockt durch den Ruhm und die hohen Tugenden des Geschlechts, dem Preußen seine Größe verdankt, auf den Einfall, dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Krone anzubieten. Dieser Prinz gehört der jüngern Linie des Hauses Hohenzollern an, schon seit 1192 sind die beiden Linien getrennt, und diese jüngere bekennt sich zur katholischen Religion. Ein Bruder des Prinzen Leopold, der Prinz Karl, war auf Napoleon des Dritten Veranstaltung Fürst von Rumänien geworden.

Mit diesem Prinzen Leopold, dem ältesten Sohne des Fürsten Anton von Hohenzollern, setzte sich die spanische provisorische Regierung privatim in Verbindung, nachdem man in Spanien selbst diese

Kandidatur bereits seit dem März öffentlich diskutiert und das Volk sich derselben geneigt gezeigt hatte. Der Deputirte Salazar y Mazarrado trat mit dem Prinzen in Unterhandlung und schließlich erklärte der letztere sich bereit, die Krone Spaniens anzunehmen.

Die preussische Regierung war von dem ganzen Handel durchaus nicht benachrichtigt worden, der Prinz Leopold theilte im Juni dem Könige Wilhelm, der die Bäder in Ems gebrauchte, seinen Entschluß mit. Der König hatte früher freilich abgerathen, gab jetzt jedoch zu dem Vorhaben seine Einwilligung und theilte die ganze Sache privatim dem Grafen Bismarck mit.

Während man sich in Spanien nun anschickte, die Wahl des Prinzen Leopold den Cortes vorzulegen und sie von derselben bestätigen zu lassen, erklärte die französische Regierung plötzlich in Berlin, sie habe von diesen Verhandlungen Kenntniß erhalten, sei über das Faktum sehr befremdet und wolle anfragen, in wie weit die preussische Regierung theilhaftig sei.

Graf Bismarck befand sich gerade auf Urlaub auf seinen Gütern in Pommern, sein Vertreter in Berlin antwortete auf die französische Anfrage, daß die preussische Regierung gar nicht theilhaftig sei, überhaupt von der ganzen Angelegenheit nichts wisse. Als am 5. Juli im gesetzgebenden Körper zu Paris der Abgeordnete Cocherer fragte, wie es um die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern stehe, erwiederte der Herzog von Grammont in sehr schroffer Weise, er hoffe, daß Spanien und Preußen von dem Handel abstehen würden, wo nicht, würde Frankreich sofort an Preußen den Krieg erklären.

Diese völlig unerwarteten Worte reichten hin, um ganz Europa in die höchste Aufregung zu versetzen. In Preußen und Deutschland war die öffentliche Meinung nicht für einen Krieg, der nur dynastischen Zwecken dienen konnte, und wenn jeder die Anmaßung Frankreichs auch erkannte, so sehnte man sich doch nach einer friedlichen Lösung der schwerwiegenden Frage. Und sie fand sich bald. Am 12. Juli erklärte Prinz Leopold, daß er keine Krone tragen wolle, welche nur durch Blut erworben werden könne, er trete von der Kandidatur für den spanischen Thron zurück.

Die Welt athmete auf, und ihre Sympathien wandten sich dem

Prinzen zu, der so großherzig seine eigenen Interessen dem Gesamtwohl untergeordnet hatte. Jeder Kriegsgrund war beseitigt, der Friede schien völlig gesichert.

Doch Frankreich rechnete anders, der Streit sollte und mußte beginnen, und wenn kein Kriegsgrund da war, nun, so brach man einen vom Zaun. Nur auf die plumpeste Weise wußte die französische Regierung diese Absicht durchzusetzen.

Als König Wilhelm am Morgen des 13. Juli in Ems sich zu den Quellen begab, drängte Graf Benedetti auf öffentlicher Promenade sich an den Herrscher Preußens und verlangte im Namen seiner Regierung, König Wilhelm solle sich für alle Zukunft verpflichten, wenn etwa ein Hohenzoller wieder auf die Candidatur des spanischen Thrones zurückkäme, seine Einwilligung niemals zu ertheilen.

Diese unverschämte Forderung lehnte König Wilhelm entschieden ab und bemerkte dem Gesandten, der aller und jeder Sitte zuwider sich dem Könige auf offener Straße nahe gedrängt, daß hier nicht der Ort zu Verhandlungen politischer Natur sei. Darauf begab sich der König mit dem begleitenden Flügeladjutanten in seine Wohnung, und als Graf Benedetti sich hier nochmals an den König heranzudrängen suchte, ließ Se. Majestät ihm durch den dienstthuenden Adjutanten entgegnen, daß der König von Preußen dem französischen Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe. Nach dieser Antwort reiste Benedetti am 14. Juli nach Paris ab.

Am 15. Juli wurde durch den Telegraphen die unverschämte Forderung des Franzosen und König Wilhelms männliche Abfertigung desselben bekannt. Da erschienen einem jeden die Absichten Frankreichs in hellem Lichte, ganz Deutschland erkannte, daß die französischen Flegel den greisen König absichtlich beleidigten, um die deutsche Ehre zu kränken, aber ganz Deutschland freute sich auch über die derbe Zurechtweisung, welche die französische Regierung erfahren. Der Krieg war jetzt unvermeidlich, aber die Ehre Deutschlands war vor jedem Vorwurf glänzend bewahrt, und dem hinterlistigen Gegner, der vorgab, die Herrschsucht der Hohenzollern zum Heile Europa's bekämpfen zu müssen, dem war jetzt ganz wider sein Vermuthen die

Maske abgerissen, ganz Europa erkannte, daß es nur ein schnöder Vorwand für französische Rauflust war, wenn Napoleon des Dritten Minister behaupteten, die Kandidatur der Hohenzollern für den spanischen Thron schließe eine schwere Gefahr für Frankreich in sich. Graf Bismarck traf die Meinung der ehrenhaften Leute aller Nationen, wenn er am 18. Juli an die auswärtigen Vertreter des norddeutschen Bundes schrieb: „So bleibt uns leider nur die traurige Nothwendigkeit, die wahren Motive in den schlechtesten und seit einem halben Jahrhundert von den Völkern und Regierungen der zivilisirten Welt gebrandmarkten Traditionen Ludwig des Vierzehnten und des ersten Kaiserreiches zu suchen, welche eine Partei in Frankreich noch immer auf ihre Fahnen schreibt und denen Napoleon III., wie wir glaubten, glücklich widerstanden hatte. Als bewegende Ursache dieser bedauerlichen Erscheinung können wir leider nur die schlechtesten Instinkte des Hasses und der Eifersucht auf die Selbstständigkeit und Wohlfahrt Deutschlands erkennen, neben dem Bestreben, die Freiheit im eigenen Lande durch Verwickelung desselben in auswärtige Kriege nieder zu halten.“

Als am 19. Juli die französische Kriegserklärung in Berlin übergeben wurde, war dies das erste offizielle Aktenstück, welches die preußische Regierung in der Angelegenheit erhielt. Das bekundet eine moralische Verwilberung, eine diplomatische Rohheit, von welcher nur Ludwig XIV. und Napoleon I. Beispiele gegeben hatten. Man sieht, die heutigen Franzosen sind die würdigen Söhne jener Mordbrenner, welche Ludwig XIV., und jener Gladiatoren, welche Napoleon I. gegen Deutschland führte.

Aber niewohl bei den ehrlichen Leuten in ganz Europa Frankreich als der Raufbold dastand, welcher frevelhaft und frech den furchtbarsten Krieg begann, der unzähliges Leid über zwei große Völker bringen mußte, so fand eben dieses Frankreich doch noch mannigfache Sympathien unter seinen kleineren Nachbarn, welche allesammt den seltsamen Glauben gehegt hatten, sie würden über kurz oder lang von der Eroberungssucht Preußens bedroht werden und in diesem Falle sei Frankreich das einzige Land, welches sie schützen

könne und werde. Graf Bismarck beschloß, diesen Leuten die Augen zu öffnen.

In der Times erschien am 24. Juli der Entwurf zu einem Schutz- und Trutzbündnisse zwischen Frankreich und Preußen. In diesem Vertrage wurde von Seiten Frankreichs versprochen, es wolle sich nicht widersetzen, wenn Preußen die Mainlinie überschreiten und die Einigung zwischen dem Norden und Süden Deutschlands herstellen wolle, dagegen solle Preußen sich verpflichten, nöthigenfalls mit Waffengewalt Frankreich behülflich zu sein bei der Erwerbung Belgiens und Luxemburgs. Das Original dieses Entwurfes befand sich auf dem Ministerium des Auswärtigen in Berlin, und war von der Hand des Grafen Benedetti auf dem französischen Gesandtschaftspapier geschrieben. Am 29. Juli gab Graf Bismarck nähere Erläuterungen zu dem Vertrage. Er theilte mit, daß schon seit einer Reihe von Jahren verschiedenartige Anträge zu einem unsaubern Länderschacher von Seiten Napoleon des Dritten in Berlin gemacht seien. Diese Anträge begannen schon im Jahre 1862, Frankreich wollte auf Kosten der Schweiz, Italiens, Luxemburgs, der deutschen Südstaaten auf Raub ausgehen, es wollte in einem Antrage vom Jahre 1866 mit 300,000 Mann über Oesterreich herfallen, wenn Preußen ihm die Rheingrenze zugestehen wollte, und der Judaspreis für Preußen sollte bei allen diesen Vorschlägen in dem Verschlucken eines Theils der deutschen Südstaaten bestehen.

Diese Mittheilungen waren von großartiger Wirkung. Frankreich hatte selber die Verträge mit unterzeichnet, welche Belgien für ein neutrales Land erklärten und ihm seinen Territorialbestand garantirten, und dieselben Verträge wollte Frankreich jetzt mit brutaler Hand zerreißen und den Wehrlosen ermorden, der von ihm Schutz erwartete. Dem Verbrecher auf dem Throne wurde auch die letzte Hülle jetzt abgezogen, das Laster stand in seiner ganzen Nacktheit vor den Augen der Welt.

Um sich gegen die schweren Beschuldigungen zu decken, welche die machtvolle Hand des Grafen Bismarck gegen Frankreich schleuderte, ließ die französische Regierung sich zu einer armseligen, unglaublich dummen Lüge hinreißen. Die Existenz des von ihrem

Gesandten geschriebenen Vertragsentwurfes konnte sie nicht ableugnen, „aber“, sagte sie, „dieser Vertragsentwurf ist ein Werk des Grafen Bismarck, er hat ihn unserm Gesandten, dem Grafen Benedetti, diktirt!“ Als ob der Bundeskanzler sein eigen Werk dem französischen Gesandten diktiren müsse, damit er es seinem Herrn, dem Könige, vorlegen könne!

Durch die Raubanträge der Vertragsentwürfe hatte Frankreich sich selbst den moralischen Todesstoß versetzt, durch die abgeschmackte Kluge von dem „Diktat“ des Grafen Bismarck machte die französische Regierung sich zum Spott und zum Gelächter der Welt.

Uebrigens aber hatten die Enthüllungen des Grafen Bismarck Frankreich in einer solchen sittlichen Verkommenheit, seine Grundsätze und Absichten so gefährlich und bedrohlich für alle seine Nachbarn gezeigt, daß es nichts als eine Genugthuung des schwer beleidigten Rechts gewesen wäre, wenn Europa vereint jetzt den Räuber niedergeschlagen hätte. Doch der Rechtsinn und das Ehrgefühl Europa's mußten wohl nicht sehr empfindlich sein, niemand regte sich in Europa, und so blieb es allein Deutschlands Aufgabe, den Banditen unschädlich zu machen. Deutschland hegte keinen Augenblick davor zurück, den Kampf mit der gewaltigsten Militärmacht der Welt aufzunehmen, denn es baute auf sein gutes Recht, auf die großen Männer, die an seiner Spitze standen, und auf den Opfermuth seiner tapfern Söhne. Sie alle haben sich herrlich bewährt!

Ein Sturm der Begeisterung brauste durch das deutsche Land. Der gewaltigen Gefahr gegenüber erkannte jeder einzelne Stamm, daß er ein Theil des Ganzen, daß alle Deutsche ein Volk von Brüdern sein, und mit brüderlicher Treue in der Noth beieinander stehen mußten.

Am 15. Juli Morgens 8 Uhr verließ König Wilhelm den Badeort Ems, um sich nach Berlin zu begeben. Diese ganze Reise war ein ununterbrochener Triumfzug, und schon an diesem Tage sollte der König erfahren, was er von den Provinzen zu erwarten habe, über welche erst seit vier Jahren sein glorreiches Zepter herrschte, und von welchen die Franzosen hofften, daß sie sofort gegen Preußen sich erheben würden.

Auf jeder Station wurde der königliche Herr enthusiastisch begrüßt. Als der Zug auf dem Bahnhofe der ehemals hessischen Hauptstadt hielt, da empfing den Landesherrn ein lauter Jubel. Der Oberbürgermeister der Stadt, die Spitzen der Behörden und eine zahllose Menschenmenge nahen dem Könige, dankten ihm für sein männliches Wort und sagten ihm, daß alle, alle dem Könige mit Freuden folgen und kein Opfer zu hoch halten würden, um das bedrohte Vaterland zu retten.

Und so ging es weiter von Station zu Station, jubelnde Volksmengen empfingen den König überall, begeisterte Lieder, kühne Worte tönten an sein Ohr und weckten in seinem Herzen das Bewußtsein, daß dieser Krieg ein heiliger, ein Volkskrieg sei, und daß diesmal das ganze ungetheilte Volk eintrete für König und Vaterland mit Jauchzen und mit Freuden, mit Gut und mit Blut!

So nahte König Wilhelm seiner Hauptstadt. Doch so wie am Abend dieses Tages war er, war dort vielleicht noch nie ein Fürst empfangen worden. Schon seit den Nachmittagsstunden hatten alle Straßen, durch welche der König fahren mußte, sich mit Menschen gefüllt, die seiner Ankunft harreten, und als der Abend nahte, drängte fast ganz Berlin sich in jenen Stadttheilen zusammen.

Neun Uhr Abends kam der König. Auf dem Bahnhofe wurde er von den Prinzen des königlichen Hauses empfangen, und als er den Wagen bestieg und durch die Straßen fuhr, da donnerte ihm überall das Hurrah! entgegen, alle Fenster waren glänzend erleuchtet, das Lied „Ich bin ein Preuße“ und „Die Wacht am Rhein“ brauseten durch die Menge, welche ihre Hüte jubelnd aufhob. Es war eine gewaltige, herrliche Begeisterung, welche die Massen durchzuckte, und Thaten haben bewiesen, daß sie kein Strohfeuer war.

Als König Wilhelm im Schlosse angekommen war, fanden sich alsbald die großen Führer des preussischen Heeres, General von Moltke, Prinz Friedrich Karl, der Kriegsminister von Roon und andere ein. Im Kriegsrathe des Königs wurde nun sofort die Mobilmachung des ganzen Bundesheeres befohlen.

Zum 19. Juli wurde der Reichstag des norddeutschen Bundes

einberufen, der in kurzer Sitzung den vorläufig geforderten Kredit von 120 Millionen Thalern fast einstimmig bewilligte.

Zur Aufstellung des Bundesheeres waren nahezu 14 Tage erforderlich, und auf diese Zeit blickte manches Auge mit ernster Besorgniß. Frankreich, so glaubte das deutsche Volk, sei dermaßen gerüstet, daß es sofort mit mehr als 100000 Mann über die Grenze hereinbrechen und die westlichen Provinzen überrumpeln könne. Und noch heißer trat die Frage an die Herzen: Werden die deutschen Südstaten nun zu ihren Brüdern stehen, oder werden sie, wie in früheren Zeiten, den Feind ins Vaterland führen?

Doch der große Gott im Himmel gab den süddeutschen Fürsten eine treue Gesinnung ins Herz, daß sie nicht auf die Stimmen der Verräther hörten, sondern sich fest zusammenscharten um den Heldenreis vom Hohenzollernstamme zur Vertheidigung des deutschen Vaterlandes. In den nächsten Tagen schon erließen Baden, Baiern und Württemberg die Kriegserklärung an Frankreich und stellten ihre Heere dem Könige von Preußen zur Verfügung.

Das war der erste Schlag, der Frankreich traf! Und er kam völlig unerwartet, er stimmte durchaus nicht zu den Berichten, welche die französischen Agenten vor dem Kriege nach Paris geschickt hatten. Auch der große Aufstand in Hannover blieb aus, statt dessen aber trat eine Anzahl jener tapfern hannoverschen Offiziere, welche seit 1866 sich zurückgezogen hatten, jetzt in das preussische Heer ein, um sich als die würdigen Söhne der Helden von Waterloo zu zeigen.

Ja! des Allmächtigen väterliche Hand wachte in dieser verhängnißvollen Zeit über unser deutsches Vaterland! Auf die Zwietracht und den Haß der Parteien haute der Erbfeind, als er das Schwert entblößte, und siehe da! kaum erschallte der französische Kriegsruf, da schwieg aller Hader und Streit der Parteien, Ein Gefühl zuckte durch jedes deutsche Herz, im Norden und im Süden erklang begeistert das herrliche Wort:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!

Wir alle wollen Hüter sein!“ —

Die Gluth der Vaterlandsliebe flammte um so höher auf, weil, wie schon erwähnt, in Deutschland die Ansicht allgemein war,

Frankreich sei völlig gerüstet und könne sofort in Deutschland einbrechen. Dagegen kontrastirte sehr stark die großartige Ruhe des großen Moltke, der den Ausspruch that: er sei mit dem Stande der französischen Rüstungen genau bekannt, von einem Ueberfall könne keine Rede sein. Die Erfahrung hat diese Ansicht bestätigt, und wir haben nachträglich auch erfahren, worauf sich diese Zuversicht der preussischen Heeresleitung gründete. Es wird von Interesse sein, diese Gründe kurz zu beleuchten.

Die französische Armee befand sich in dem Augenblicke, wo die Kriegserklärung erfolgte, in den Friedensgarnisonen, mit Ausnahme von 3 Infanterie-Divisionen und 1 Kavallerie-Division im Lager von Chalons.

In der französischen Armee steht das Gardekorps, die drei Zavenregimenter, die drei Turforegimenter und die drei Verbrecherbataillone (Zephirs) beständig auf dem Kriegsfuß, alle übrigen Truppen standen am 15. Juli fast noch ganz auf dem Friedensfuß, und mußten also erst ihre Reserven, nämlich die schon erwähnten Fünfmónatsoldaten, einziehen. Da nun aber im Gegensatz zu den preussischen Einrichtungen jedes französische Regiment sich aus ganz Frankreich rekrutirt, so liegt es auf der Hand, daß eine geraume Zeit vergehen mußte, ehe die Reserven benachrichtigt, zu ihrem Garnisonorte gereist und in ihr Regiment eingestellt sein konnten. Nun waren freilich in Frankreich schon seit dem 5. Juli in aller Stille Reserven eingezogen worden, und dadurch war es möglich, daß zum 1. August wenigstens die Mehrtheit der Regimenter vollzählig war. Vor diesem Termin aber hat keinem französischen Führer eine größere Zahl mobiler Truppen zu Gebote gestanden.

Man hätte allerdings auch mit immobilien Truppen einen Ueberfall der preussischen Rheinlande und der Rheinpfalz unternehmen können. Ein militärischer Fachmann berechnete damals die zu einem solchen Ueberfall disponiblen französischen Truppen, welche aus Paris, Chalons und Lyon rasch an die Grenze hätten geworfen werden können, auf höchstens 100000 Mann, und sagte über die Aussichten auf Erfolg folgendes:

„Angenommen, daß seitens der vielen theiligten Zivil- und

Militärbehörden für den Eisenbahnaufmarsch jenes Invasionskorps alles in der höchstmöglichen Vollkommenheit vorbereitet gewesen wäre, so würden doch — von dem Tage der ersten beiderseitigen Kriegsbewegungen an gerechnet — wenigstens 5 Tage verfloßen sein, ehe die 100000 Mann auf der die preußische Landspitze umfassenden Bahnlinie: Saargemünd—St. Avold—Metz—Diethenhofen hätten ausgeschifft sein können. Fanden sie nun keinerlei Widerstand irgend einer Art, so blieb doch, um die Rheinlinie und mit ihr ein nennenswerthes Resultat dieser gewagten Diverſion zu erreichen, noch ein Fußmarsch von über 20 Meilen zurückzulegen, der ihnen selbst bei ausgezeichnetster Leistungsfähigkeit mindestens 6 Tage gekostet hätte. Dies macht in Summa 11 Anmarschtage. Am 11. Mobilmachungstage aber hatten wir in Wirklichkeit allein 118000 Mann mobiler preußischer Truppen in der Linie Kall—Koblenz—Mainz—Landau, die sich gestützt auf unsre Festungen, täglich um mehrere Zehntausende verstärkten. So wäre wohl das Invasionskorps unfehlbar erdrückt worden, der größte und beste Theil der französischen Armee wäre niemals dazu gekommen, auch nur auf Kriegsstärke zu gelangen, und ohne Anhalt, ohne Führerschaft hätten seine Reserven bei den Depôts in der Luft geschwebt. Und was wäre erreicht gewesen? Eine vorübergehende Störung eines einzigen (des achten) Armeekorps, eine Ausfouragierung des untern Mosellandes und der armen Eifel und — ein Grab in deutscher Erde.

„Nein — es mag wohl sein, daß solche abenteuerliche Pläne als „spanische Schösser“ im Boudoir der Kaiserin entworfen und ausgebaut worden sind — im Dépôt de la guerre und im Marschallsrathe des Kaisers hat man das Projekt wohl kaum ernsthaft in Erwägung gezogen, man ging auch in Frankreich den Weg der formgerechten, wenn auch ersichtlich überstürzten Mobilmachung, und der preußische Generalstab hatte gewiß Recht, auf jene Anwendungen gar keine Rücksicht zu nehmen.“ —

In Deutschland aber war die Mobilmachung keine überstürzte, sondern eine völlig exakte, und die Folge war, daß die deutschen Heere in der vollkommensten und vortrefflichsten Ausrüstung auf dem Kampfplatze erschienen, während die französische Armee in ungenügender

Ausstattung und mit der Anweisung, ihren Hunger in Feindesland zu stillen, ins Feld geschickt wurde. Zur nähern Beleuchtung der französischen Ausrüstung mögen folgende Depeschen dienen, deren Originale während der Belagerung von Paris von deutschen Truppen in St. Cloud aufgefunden wurden.

„Metz, 24. Juli. Der Intendant des dritten Korps an den Kriegsminister in Paris:

Das gesammte 3. Korps verläßt morgen Metz. Ich habe keine Lazarethgehilfen, keine Verwaltungsarbeiter, keine Ambulanzen, keine Feldbacköfen, keinen Train, keine Wägeinstrumente, und bei der 4. Division und bei der Kavalleriedivision habe ich nicht einmal einen Beamten. Ich bitte Ew. Excellenz, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welcher ich mich befinde.“

Eine andere Depesche lautet:

„Der Generalintendant an den Kriegsminister in Paris:

„Es giebt in Metz weder Zucker noch Kaffee, keinen Reis, keinen Branntwein, kein Salz, wenig Mehl und Zwieback. Senden Sie schleunigst wenigstens eine Million Rationen nach Thionville.“ —

Und doch war der Kriegsminister Le Boeuf dreist und gewissenlos genug, in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 15. Juli auf die Anfrage: „Sind wir zum Kriege bereit?“ die Antwort zu geben: „Wir sind völlig bereit“, und diese Antwort noch zu erläutern durch die Worte: „So bereit, daß auch nicht einmal ein Nagel fehlt!“

Wenn sogar der Kriegsminister in der verhängnißvollsten Stunde seines Vaterlandes eine solche wissentliche Lüge auszusprechen sich nicht scheute, dann kann es uns nicht wundern, wenn die französischen Zeitungen von ungezählten, unwiderstehlichen Regimentern sprachen und mit Emphase ausriefen: „Wir werden siegen, denn wir haben mehr als eine Million Soldaten, wir haben Chassepots und Mitrailleusen, wir haben Zuvaven und Turkos, und alles ist für den Krieg bereit!“

In dieser „kriegsbereiten“ Armee wurden noch im letzten Augenblicke viele Ernennungen und Beförderungen vorgenommen. Ihre Stärke beziffert sich wie folgt:

1 Garde- und 7 Linienarmee-korps in der Stärke von 25000 bis 40000 Mann ergeben an

Infanterie	235600 Mann	
Kavallerie	28400	"
Artillerie	23300	" mit 810 Geschützen
Genie und Train	10000	"
Gesamtstärke	297300 Mann,	810 Geschütze.

Reserve-Armee, Ersatzbataillone

und Polizeitruppen	170750 Mann
Mobilgarde	150000 "
Total	618050 Mann.

Von dem zweifelhaften Werthe der Mobilgarde ist bereits gesprochen worden. Die Mobilgardisten durften jährlich nur fünfzehnmal, jedesmal nur für einen Tag eingezogen werden, doch selbst diese spärlichen Uebungen haben nur in den östlichen Theilen des Landes stattgefunden, in den meisten Provinzen waren nur die Namen der Mobilgarde in die Listen eingetragen. Die Bewaffnung waren alte, nach dem System des fusil de tabatière umgewandelte Gewehre, zu denen die besondere Munition, welche sie erforderten, nur in ungenügendem Maße vorhanden war.

Es leuchtet ein, daß diese Mobilgarde auch nicht im entferntesten mit der kriegstüchtigen, vortrefflich ausgerüsteten, so oft schon sieggekrönten preussischen Landwehr zu vergleichen ist.

Da französische Blätter vor dem Kriege so oft eine Zusammenstellung der französischen Truppen in enormen Zahlen brachten, so könnte es scheinen, als wäre die Zahl von 618050 Mann zu niedrig gegriffen. Eine genauere Einsicht in die französischen Rüstungsverhältnisse wird aber sofort die großartigen Uebertreibungen der französischen Quellen darlegen. Fachleute behaupteten stets, daß zu allen Zeiten in Algerien mindestens 60000 Mann verbleiben müßten, um diese wichtige Provinz zu sichern. Nun standen aber schon Ende Juli in Afrika nicht mehr als 18200 Mann, wohl der stärkste Beweis, daß für die Feldarmee alles nur irgend verwendbare Material herangezogen war. Auch der so prahlerisch angekündigte Einfall von 40000 Mann unter dem Chinesen-Mordbrenner Palikao, welche eine

Landung an den preussischen Küsten erzwingen sollten, ist nie zur Ausführung gekommen, da es nicht allein an den nöthigen Transportschiffen, sondern auch an den erforderlichen Truppen mangelte.

Und je weiter die Mobilmachung in ihren einzelnen Stadien vorschritt, desto mehr zeigte es sich, wie des edlen Le Boeuf kühnes Wort „wir sind völlig bereit“, zu verstehen sei. Als die eingezogene Kavallerie beritten gemacht, die Batterien und Fuhrwerke bespannt werden sollten, da genügten die verfügbaren Pferde kaum zur Hälfte dem Bedürfnisse. Man raffte nun eiligst alles zusammen, was man an Gendarmereipferden nur erreichen konnte, und die bittern Folgen dieser extremen Maßregel zeigten sich sofort in der großartigen Unordnung, welche bei Durchführung der Mobilmachung sich an vielen Orten zeigte, denn die ordnende Hand, deren kräftigste Arbeit grade in diesem kritischen Augenblicke von so weittragenden Folgen sein mußte, hatte man sich durch die Lahmlegung der Polizeitruppen selbst entkräftet. Diesem Umstande mag es auch mit zuzuschreiben sein, daß die strategisch so vortrefflich angelegten französischen Eisenbahnen nicht das leisteten, was man von ihnen erwartet hatte. Auch in diesem Punkte ging der Transport der deutschen Truppen unter weit weniger günstigen Verhältnissen entschieden rascher und geordneter von statten.

So mögen wir unsern Blick hier und dort auf die französischen Rüstungen und Streitkräfte richten, überall gewahren wir schon in den bestimmtesten Merkmalen die Spuren der Zersetzung, als folgerechte Frucht der Selbsttäuschung und Lüge, mit welcher alles französische Wesen reichlich getränkt war, und in bedeutungsvollen Winken zeigt sich dem aufmerksamen Auge jetzt schon die Katastrophe, welche so jäh hereinbrach und das schwindelnde Gebäude zusammenstürzte, dessen Grundlagen nur auf Dunst und Nebel ruhten.

In den letzten Jahren hatte man sich in Frankreich in geheimnißvoller Weise mancherlei von einem tiefdurchdachten Plane zu einem Kriege gegen Preußen zugeflüstert, welchen der verstorbene Marschall Niel, der Molke des Kaiserreiches, als Ergebniß der strategischen Arbeiten seines ganzen Lebens geliefert habe. Dieser Plan sei zusammengesetzt aus den wunderbarsten Kombinationen, welche im Falle ihrer Ausführung so überraschend wirken würden, daß sie dem Gegner

nur die Möglichkeit bedingungsloser Ergebung oder schmachlichster Vernichtung lassen würden.

Da von diesem genialen Plane nichts weiter zur Ausführung gekommen ist, als die strategische Aufstellung, so ist die Welt nicht zum Genuß der Niels'schen Zauberkünste gelangt. Diese Aufstellung aber war nicht nur kein Meisterstück, sondern sie hat sich als eine Stümperarbeit erwiesen, welche nicht im Stande war, auch nur den gewöhnlichsten Anforderungen zu entsprechen, denn sie gewährte den einzelnen Korps nicht einmal die Möglichkeit der gegenseitigen Unterstützung, während in den deutschen Linien überall da, wo Kanonendonner ertönte, sofort von allen Seiten die kampflustigen Bataillone herbeieilten, auch ohne vorher benachrichtigt zu sein.

Die Aufstellung der französischen Armee war folgende:

Der preussischen Grenze zunächst standen das 2. Korps unter Frossard mit dem Hauptquartier St. AvoId, und das 5. Korps unter de Failly mit dem Hauptquartier Vitsch. Diese beiden Korps bildeten das Centrum der französischen Aufstellung. Den linken Flügel hielt das 4. Korps unter de l'Admirault, Hauptquartier Dietenhofen, den rechten Flügel das 1. Korps, Kerntruppen der Armee aus dem Elsaß und aus Afrika, unter dem berühmtesten französischen Heerführer, Mac Mahon, mit dem Hauptquartier Straßburg. Die Entfernung der beiden äußersten Punkte Dietenhofen und Straßburg betrug 20 Meilen, eine gemeinsame Aktion war also durch die langgestreckte Aufstellung unmöglich gemacht.

In zweiter Linie stand bei Metz das 3. Korps unter Bazaine, und die kaiserliche Garde unter Bourbaki bei Nanzig. Das 6. Korps unter Canrobert stand zwischen Tull und Nanzig, das 7. Korps unter Douay in Belfort. Der linke Flügel hatte seine Hauptreserven (bei Nanzig) also in einer Entfernung von 13 Meilen, der rechte Flügel seine Reserven (bei Belfort) noch weiter hinter sich.

Das war die unbeholfene Aufstellung der französischen Armee, in den losen Maschen dieses weitläufigen Netzes wollte sie die Sieger von Düppel und Königgrätz fangen.

In den letzten Tagen des Juli begab sich der Kaiser Napoleon in Begleitung seines unmündigen Sohnes zur Armee und übernahm

das Oberkommando, sein Generalstabschef wurde der Marschall Le Boeuf. Die schöne Kaiserin Eugenie blieb in Paris als Regentin zurück.

Wir haben die militärische Macht Frankreichs kennen gelernt, unsere Aufgabe ist es jetzt, das deutsche Vaterland in seiner Rüstung zu betrachten.

Das Kriegsheer des norddeutschen Bundes ist im Frieden etwas über 300,000 Mann stark, bei einer Mobilmachung werden an 650,000 Mann Reservisten und Landwehrleute eingezogen. Eingetheilt ist das Heer in 13 Armeekorps und 1 Division, nämlich 1 Königl. preussisches Gardekorps, 11 preussische Provinzialkorps, 1 Königl. sächsisches Korps und 1 Großherzoglich hessische Division. Ein Armeekorps umfaßt

- 2 Infanterie-Divisionen, jede zu
 - 2 Infanterie-Brigaden, darin je 2 Regimenter
 - 1 Kavallerieregiment
 - 4 Batterien zu Fuß
- 1 Kavallerie-Division zu
 - 2 Kavallerie-Brigaden, darin je 2 Regimenter
 - 1 reitende Batterie
- Reserve-Artillerie, nämlich
 - 4 Batterien zu Fuß
 - 2 reitende Batterien
- 1 Jägerbataillon
- 1 Pionierbataillon
- Train und Verwaltungsbeamte.

Ein norddeutsches Armeekorps umfaßt im Durchschnitt

1287	Offiziere, Aerzte und Beamte
37578	Unteroffiziere und Mannschaften
11735	Pferde
90	Geschütze
995	Fahrzeuge
<hr/>	
38865	Mann.

Mit Berechnung der Ersatztruppen und der Besatzungstruppen (welche in den Festungen bleiben müssen) ergibt sich für Norddeutschlands Heer eine Gesamtstärke von

28645	Offizieren und Beamten
915676	Mannschaften
193930	Pferden
1680	Feldgeschützen
18000	Fahrzeugen

Summa: 944321 Mann mit 1680 Feldgeschützen.

Dazu kommt das bayerische Heer, bestehend aus

2 Armee-corps mit	117315	Mann	und	240	Geschützen,
das württembergische Heer	37554	"	"	68	"
das badische Heer	38317	"	"	64	"

Summe der süddeutschen Macht 193286 Mann, 372 Geschütze.

Die Gesamtstärke der ganzen deutschen Kriegsmacht beziffert sich also auf 1,137,607 Krieger mit 2052 Feldgeschützen.

Eine so großartige Armee ist in Europa noch nie aufgestellt worden.

Es galt, diese ungeheuern Massen zu transportiren. In Norddeutschland geschah der Transport auf 10 Eisenbahnlinien, im Süden auf 3 Linien. Für jede dieser Linien waren ganz besondere Fahrpläne ausgearbeitet und eine eigene Kommission zur Aufsicht niedergelegt worden. Eine Zentralkommission in Berlin gab die Weisung für die Linienkommissionen.

Ein mobiles Armee-corps mit Zubehör wird transportirt auf 90—100 Zügen zu je 100 Achsen. Während man nun in der Regel für 1 Tag auf einer eingleisigen Bahn 8, auf einer zweigleisigen 12 Militairtransportzüge rechnet, ist bei dieser Mobilmachung durchschnittlich mit resp. 14 und 18 Zügen gefahren worden, eine Leistung, welche noch niemals erreicht worden ist. Dieser staunenswerth rasche Transport hat jedenfalls viel dazu beigetragen, unser Vaterland vor einem feindlichen Einfall zu schützen.

Für den wallenden Strom der Begeisterung war das rechte, von allen Hindernissen befreite Bett durch die ausgezeichneten Einrichtungen der norddeutschen Militairverwaltung geschaffen, und von Stadt und Land strömten die deutschen Krieger nun zu den Fahnen. Wohl mußten die meisten von ihnen Weib und Kind, Haus und Hof ver-

lassen, mußten das Wort des bittersten Abschiedes, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, aussprechen, doch ein jeder folgte dem Rufe der Pflicht mit Freuden und mit größter Bereitwilligkeit, und keine Zukunft soll vergessen, mit welchem Opfermuth das deutsche Volk im Jahre 1870 die höchsten Güter des Lebens auf dem Altar des Vaterlandes niederlegte!

Tausende, welche nicht zu den Waffen verpflichtet waren, kamen freiwillig, um als gemeine Soldaten in Reih und Glied zu treten. In Berlin meldete sich ein längst aus dem Militärdienst ausgeschiedener Edelmann mit sechs Söhnen, und Vater und Söhne ergriffen die Waffen. In Osnabrück brachte ein Bauersmann selber seine drei Söhne zu einem Reiterregimente. Landwehrleute, welche man ihrer bedürftigen Familien wegen zurücklassen wollte, erklärten, daß ihr Platz in der Reihe der Vaterlandsvertheidiger sei. Ja sogar Knaben suchten sich in Berlin mit in die Eisenbahnwagen zu stehlen, und einigen gelang es; von Hannover aus mußte man sie mit Gewalt zurückbringen. Ein Bauer in der Provinz Hessen brachte zu einem Hauptmann ein schönes braunes Pferd und sagte: „Das Pferd schenke ich dem Herrn Könige, darauf soll er in Paris einreiten!“

Überall, wo deutsche Herzen schlugen, regte sich die heiligste Liebe zum Vaterlande. Von Amerika, von Asien kamen Telegramme und großartige Geldsendungen an den König Wilhelm und das deutsche Volk, und im fernsten Lande stiegen Gebete für das Heil des großen deutschen Vaterlandes von den Lippen seiner Kinder zum Himmel empor.

Schon wenige Tage nach der Kriegserklärung gingen Militäirzüge nach dem Rheine ab. Nichts war erhebender, als diese jungen Krieger zu schauen, die auszogen, um das Vaterland zu vertheidigen. Ihre Eisenbahnwagen waren mit grünen Zweigen geschmückt, sie selber saßen, so viel ihrer da Platz hatten, oben auf den Wagen, den Helm mit Eichenlaub bekränzt, die treue Waffe in starker Hand und jauchzenden Zuruf auf den Lippen. Die Seitenwände der Wagen waren mit den originellsten Bildern bedeckt, Louis Napoleon fand sich in immer wiederholten Karrikaturen, „Gilgut nach Paris“ las man an vielen Wagen, und manche andere ähnliche Inschrift, welche Zeugniß ablegte von dem Geiste der in den Herzen der deutschen Krieger lebte.

Am 19. Juli, dem Todestage seiner erlauchten Mutter, der edlen Königin Luise, der französischen Uebermuth das Herz gebrochen, erneuerte König Wilhelm für diesen Krieg den Orden des eisernen Kreuzes, den König Friedrich Wilhelm III. für die Freiheitskriege gestiftet hatte, und schuf dadurch ein Ehrenzeichen, welches manchen Krieger zu den tapfersten Thaten begeistert hat.

Als nun die deutschen Krieger gerüstet in Wehr und Waffen standen, wurde die Kriegsmacht König Wilhelms in drei Armeen von Landau bis Trier aufgestellt. Auf dem rechten Flügel bei Saarlouis stand die erste Armee unter General von Steinmetz, bestehend aus dem

- I. Armeekorps (Ostpreußen),
- VII. „ (Westfalen),
- VIII. „ (Rheinland).

Das Centrum hielt die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl, bestehend aus dem

- Preussischen Gardekorps,
- III. Armeekorps (Brandenburg),
- IX. „ (Schleswig-Holstein. Die Hälfte dieses Armeekorps, nämlich die mecklenburgische Division, war zum Schutz der Küsten zurückgeblieben, dafür war die Großherzogl. hessische Division eingetreten).
- X. Armeekorps (Hannover),
- XII. „ (Königreich Sachsen),
- IV. „ (Provinz Sachsen),
- II. „ (Pommern. War vorläufig noch bei Berlin stehen geblieben, zur etwaigen Verwendung gegen Oestreich).

Auf dem linken Flügel bei Landau stand die III. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen, bestehend aus dem

- V. Armeekorps (Bosen),
- XI. „ (Hessen=Massau),
- I. bairischen Armeekorps,
- II. „ „
- württemberg. badenf. Korps,
- VI. Armeekorps (Schlesien. War ebenfalls, wie das II. Korps

bei Berlin, bei Glogau zur Beobachtung der Oestreicher stehen geblieben).

Um den ins Feld rückenden Heeren die nöthige Pflege und den erforderlichen Nachschub zu sichern, und einer etwa versuchten Landung sofort mit Nachdruck entgegen treten zu können, wurde das preussische Land in vier Generalgouvernements eingetheilt, welchen Generalgouverneure vorgesetzt waren. Sie hatten ihren Sitz in Berlin, Posen, Koblenz, Hannover.

Für das Gebiet des letztern Generalgouvernements, welches die sämtlichen deutschen Küstenländer umfaßte, bestand auch noch ein Generalkommando unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, unter dessen Befehlen 55000 Mann zum Küstenschutz bereit standen. Generalgouverneur dieses vierten Generalgouvernements war der tapfere, altbewährte Vogel von Falkenstein, der geniale Führer der Mainarmee aus dem Jahre 1866.

Schon am 24. Juli stand eine starke deutsche Truppenmacht am Rhein, und da von französischer Seite noch kein Angriff erfolgt war, so konnte die deutsche Rheingrenze gesichert scheinen.

Aber es mußte auf die Vertheidigung noch einer andern Grenze Bedacht genommen werden. Die lang hingestreckten deutschen Nord- und Ostseeküsten lagen einem feindlichen Einfall offen, eine mächtige Flotte hätte sie decken können, aber die war leider nicht vorhanden.

Beim Beginn des Krieges hatte der norddeutsche Bund fünf Panzerschiffe aufzuweisen, darunter befanden sich zwei sehr kleine Fahrzeuge. Die französische Flotte, welcher der Kaiser Napoleon fast zwanzig Jahre lang große Mühe und ungeheure Summen zugewandt hatte, konnte allein 62 gepanzerte Fahrzeuge aufweisen und gebot außerdem noch über die gewaltige Zahl von 380 hölzernen Kriegsschiffen. Einer solchen Ueberlegenheit gegenüber konnte die deutsche Flotte natürlich nichts ausrichten.

Die beste Vertheidigung für die Küsten gewährte in der Nordsee die Natur. Vor den Küsten erstrecken sich überall ausgedehnte Sandbänke, zwischen denen nur ein schmales, meist vielfach gewundenes Fahrwasser den Zugang zu den Häfen ermöglicht. In Friedenszeiten sind diese Zugänge durch Tonnen, welche auf dem Wasser schwimmen,

nachts durch Feuerschiffe und Leuchtthürme bezeichnet, und Bootsen, welche mit dem Fahrwasser aufs genaueste betraut sind, stehen an jedem gefährlichen Punkte bereit, die ankommenden Schiffe sicher in den Hafen zu geleiten.

Diese Sicherungszeichen wurden nun sofort entfernt, die Feuer ausgelöscht, die Boatsen ins Innere des Landes gebracht. In dem Eingange zum Fahrwasser versenkte man Schiffe, oder versperrte dasselbe durch Torpedo's, die bei der geringsten Berührung sich entzündten und eine Explosion verursachen, welche Kraft genug besitzt, ein Linienschiff zu zertrümmern. Durch einen Anker wird der Torpedo an der Stelle, wo er wirken soll, unter dem Wasser festgehalten.

Auf dem Lande errichtete man Strandbatterien und bewaffnete dieselben mit kolossalen Geschützen aus der Gußstahlfabrik von Krupp in Essen. Diese Geschütze senden aus einem Rohre von 9 Zoll Mündungsdurchmesser eine Kugel, welche selbst den stärksten Schiffspanzer durchschlägt. Um der Annäherung des Feindes überall sogleich entgegen treten zu können, bildete sich eine freiwillige Küstenwache, deren Mitglieder Tag und Nacht auf den Posten standen und bereit waren, mit Hilfe des Telegraphen jedes feindliche Schiff sofort anzumelden. —

Der Juli war vergangen, in den letzten Tagen dieses Monats waren unter den Vorposten, welche einander gegenüber standen, bereits Schüsse gewechselt worden. Besonders kühn hatte ein Theil des preussischen 40. Regiments von Saarbrücken aus durch die Gewandtheit seiner Bewegungen den Franzosen den Glauben beigebracht, es stände bei dieser Stadt ein ganzes Armeekorps.

Am 26. Juli hatte der Kronprinz von Preußen Berlin verlassen, um sich zu den süddeutschen Armeen zu begeben. In München, Stuttgart, Karlsruhe wurde er mit Begeisterung und lautem Jubel empfangen, die süddeutschen Fürsten fuhrn ihm entgegen, das Volk umdrängte in großen Massen seinen Wagen, und sein Jauchzen zeigte, daß auch die Herzen der süddeutschen Brüder treu für das deutsche Vaterland schlugen. Am 30. Juli begab der Kronprinz sich zu seinem Hauptquartier nach Speier. Am 26. Juli hatte auch Prinz Friedrich

Karl Berlin verlassen und sein Hauptquartier vorläufig in Mainz eingerichtet.

Am 31. Juli erließ König Wilhelm eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher und einen Aufruf an das deutsche Volk, welcher die treffenden Worte enthält:

„Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unsrer Seite war.

„Aber herausgefordert sind wir entschlossen, gleich unsern Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes!“

Am 31. Juli Nachmittags ging in Begleitung des Grafen Bismarck und der Generale von Roon und von Moltke der König zur Armee ab. Drei und siebenzig Jahre zählte der Greis, aber das Heldenerz der Hohenzollern altert nicht, es würde es nicht tragen können, fern von dem Felde zu sein, wo um sein und seines Volkes Geschick gekämpft wird!

Am 1. August fuhr der König bis Koblenz. An jeder Station der Bahnen, welche der Königl. Zug passirte, war die Bevölkerung der Umgegend versammelt, um den Landesherrn zu begrüßen. Noch nie hatte die Heldengestalt des Königs einen so tiefen Eindruck gemacht auf alle, welche ihn sahen, als an diesem Tage. Das Antlitz des Königs war ernst, aber von seiner gewöhnlichen Freundlichkeit hatte es nichts verloren, und gottvertrauende Ruhe lag in den männlichen Zügen.

Am Morgen des 2. August langte der König in seinem Hauptquartier Mainz an und übernahm den Oberbefehl über sämtliche deutsche Armeen.

Die beiden größten Heere Europa's standen sich jetzt schlagfertig gegenüber, und die nächsten Tage sollten über das Leben vieler Tausende, über den Wohlstand und das Glück so mancher Familie entscheiden.

Aber was sagte Europa denn zu diesem Kriege, den die Franzosen in der frevelhaftesten Weise, ohne jede gerechte Ursache begonnen hatten? War es nicht Pflicht Europa's, dem Kaiser Napoleon ein Halt! entgegen zu rufen und der Raubgier der französischen Nation Zügel anzulegen?

Europa sagte nichts dergleichen. England predigte in schönen Redensarten den Frieden, ohne eine Hand zu regen, Oestreich und Dänemark warteten nur auf eine Niederlage Preußens, um sich für frühere Jahre zu rächen, Italien, dem Preußen 1866 Venedig erkämpft hatte, bewies seine Dankbarkeit dadurch, daß es für Frankreich schwärmte. Nur der Kaiser Alexander von Rußland bewies offen seine Sympathien für Preußen und Deutschland. Er allein aber konnte den Krieg nicht verhindern.

So begann denn das blutige, eiserne Würfelspiel, auf Seite der Franzosen feder Uebermuth und prahlerische Siegesgewißheit, auf Seite der Deutschen todesmuthiger Ernst, Gottvertrauen und das Bewußtsein einer gerechten Sache.

Nichts kennzeichnet mehr den moralischen Standpunkt der Gegner, als die Proklamationen, welche die beiden Herrscher zum Beginn des Krieges erließen. Der Kaiser Napoleon war frech genug, selbst nach den Enthüllungen des Grafen Bismarck noch folgende Proklamation zu erlassen:

„An die Rheinarmee!

Ich stelle mich an Eure Spitze, um die Ehre des vaterländischen Bodens zu vertheidigen. Ihr werdet eine der besten Armeen Europa's bekämpfen, doch auch andere Armeen, welche eben so tüchtig waren, konnten Eurer Tüchtigkeit nicht widerstehen. Gleiches wird auch heute der Fall sein. Der Krieg wird lang und mühevoll werden, aber nichts übertrifft die zähe Kraft der Soldaten, welche in Afrika, in der Krim, in Italien und Mexiko kämpften, welchen Weg wir auch immer außerhalb der Grenzen unsres Vaterlandes einschlagen, wir werden stets den ruhmreichen Spuren unsrer Väter folgen, werden uns ihrer würdig zeigen. Ganz Frankreich begleitet Euch mit glühenden Wünschen, das Weltall hat seine Augen auf Euch gerichtet. Von unserm Erfolge hängt das Schicksal der Freiheit und der Zivilisation ab. Thue jeder seine Pflicht. Der Gott der Schlachten wird mit uns sein.“

Pöbelhafter konnte keine Verhöhnung des Rechtes sein, als in dem Munde dieses Banditen die Erklärung, er wolle die Freiheit und die Wohlfahrt der Völker schütten!

Doch genug der ekelhaften französischen Lügen, wenden wir

uns zu den schönen Worten, welche König Wilhelm am 2. August sprach:

„An die Armee:

Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unsrer Ehre und des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsre Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unsrer gerechten Sache sein!“ —

„Gott wird mit uns sein!“ — Dieses königliche Wort sollte sich weit großartiger erfüllen, als selbst die kühnsten Erwartungen zu hoffen gewagt hatten!

Zweites Kapitel.

Vom Beginn des Krieges bis zum Sturz des französischen Kaiserthums.

1.

Räumung Saarbrückens. Erstürmung der Weißenburger Linien. Schlachten bei Wörth und Spichern.

Bei der Aufstellung der deutschen Heere konnte natürlich nicht daran gedacht werden, jeden einzelnen unwichtigen Punkt der deutschen Grenze so stark zu besetzen, daß ein augenblickliches Ueberschreiten der Grenze durch den Feind dadurch unmöglich gemacht wäre. Es war vielmehr darauf zu sehen, für die deutschen Heere Aufstellungen zu gewinnen, welche bei der drohenden Gefahr gleich geeignet für wirksame Abweisung feindlicher Angriffe, wie auch für energischen Vorstoß in Feindesland, je nach Maßgabe der eintretenden Verhältnisse geeignet waren.

Einer der wenig wichtigen Punkte war die Stadt Saarbrücken, welche etwa 10000 Einwohner zählt. Sie liegt nebst der Vorstadt St. Johann in einem Thale an der Saar, auf beiden Seiten von Höhenzügen überragt, von denen die südlichen, nämlich der Winterberg, dahinter der Spicherer Berg, die höchsten sind. An sie schließt sich eine Hochebene, welche in dem französischen Lothringen sehr okkupirtes, vielfach mit Wäldern besetztes Terrain bietet. Diese Gegend sollte der erste Schauplatz des Krieges werden.

Die Stadt Saarbrücken war nur mit einem Bataillon des Hohenzollernschen Füsilierregiments No. 40, drei Schwadronen Ulanen und vier leichten Feldgeschützen besetzt. Kommandant dieser kleinen Truppe

war Obristleutnant von Pestel, welcher vom Oberkommando instruiert war, bei Annäherung einer feindlichen Uebermacht sich zurückzuziehen und die Stadt zu räumen, um dieselbe nicht den Leiden einer Beschießung auszusetzen.

Mehrere Wochen blieb die schwache Besatzung vom Feinde fast ganz unbehelligt und hatte öfter Gelegenheit, kleine Streifzüge in Feindesland zu unternehmen und dadurch die Franzosen in den Glauben zu versetzen, es stände eine bedeutende Truppenmacht in der Grenzstadt.

Auf feindlicher Seite stand an diesem Punkte der Grenze das zweite französische Korps unter General Frossard, dessen Hauptquartier St. Avold war. In dem nahegelegenen Metz befand sich der Kaiser Napoleon mit seinem unmündigen Sohne Louis. Der Kaiser hatte den Knaben von Paris mit zur Armee genommen, damit der Prinz, wie es hieß, „die Feuertaufe“ erhalten sollte. Natürlich mußte diese Taufe absolut ungefährlich eingerichtet werden, und um den zu dieser Prozedur nöthigen Theaterstreich in Szene zu setzen, hatte man sich die schwach besetzte, offene Stadt Saarbrücken ausersehen. Am 1. August vereinigte General Frossard sein ganzes Korps, aus drei Divisionen bestehend, in der Nähe von Forbach, und am Morgen des 2. August begann der berühmte Angriff von drei französischen Divisionen mit 23 Geschützen gegen drei preussische Kompanien, denn eine von den vier Kompanien des Saarbrücker Bataillons war grade abdetachirt.

Auf dem Exercierplatze vor der Stadt Saarbrücken war eine preussische Feldwache von 60 Mann unter dem Kommando eines Leutnants aufgestellt. Dieselbe bemerkte am 2. August Morgens 9 Uhr, wie französische Regimenter mit Geschütz den Spicherer Berg herabstiegen und ihren Marsch auf Saarbrücken nahmen.

Der Leutnant sandte Meldung an den Obristleutnant von Pestel und bereitete sich vor, den ersten Anprall abzuwehren. Obwohl ganze Bataillone und ein Regiment Kavallerie anrückten, ließ der Leutnant den Feind doch unter stetem Feuer bis auf 100 Schritt herankommen und wich erst dann, nachdem er mit seiner handvoll Leute eine halbe Stunde den Angriff aufgehalten, unter dem Druck der gewaltigen

Uebermacht mit seinen 60 Mann bis in den zur Stadt führenden Hohlweg zurück. Hier kam für ihn Verstärkung, der Rest der Besatzung warf sich dem Feinde entgegen, und die französischen Divisionen wurden dadurch abermals zum Stehen gebracht, bis der Obristleutnant endlich, seiner Instruktion gemäß, den Rückzug befahl.

Die drei Kompanien wichen unter stetem Kampfe, überschüttet von einem Hagel von Chassepotkugeln und Granaten, zurück. Die vier preussischen Geschütze feuerten mit Granaten und Kartätschen auf den Feind und brachten ihm namhafte Verluste bei. Als die Franzosen ihre erste Mitrailleuse vorholten und dieselbe abzudrehen begannen, stand ihnen gerade die 10. Kompanie des 40. Regiments gegenüber. Sofort ließ der Hauptmann die Kompanie in freier, ungedeckter Stellung halt machen, die Helme schwenken und ein kräftiges preussisches Hoch! auf den König ausbringen. Das Mordinstrument, dessen Wirkungen so entsetzlich sein sollte, richtete in diesem Falle nicht den geringsten Schaden an. Mit großer Ruhe und Kaltblütigkeit gingen um 12 Uhr Mittags die drei Kompanien vor den drei Divisionen aus ihrem Garnisonorte zurück, wie ihnen befohlen war, und die glorreiche Eroberung der offenen Stadt Saarbrücken durch die französische Armee war vollendet.

Mit den Truppen ausgerückt waren auch der Kaiser und der Prinz, und über letzteren schrieb Napoleon an die Kaiserin: „Louis hat die Feuertaufe erhalten, er legte eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit an den Tag und war gar nicht bange. Wir waren in erster Linie, aber die Gewehr- und Kanonenkugeln fielen zu unsern Füßen nieder. Louis hat eine Kugel aufbewahrt, welche dicht neben ihn hinfiel. Es gab Soldaten, welche weinten, als sie ihn so ruhig sahen.“

Die handgreiflichen Lügen dieses Berichtes stimmen vortrefflich zu der ganzen Affaire. Der große Napoleon aber und sein kaltblütiger Sprößling hatten ihre Herzen nun an Kampf und Ruhm gesättigt und kehrten nach Metz zurück, während General Frossard um 4 Uhr Nachmittags die von den preussischen Truppen verlassene Stadt besuchte und mit großer glänzender Suite im Triumf durch die Straßen ritt. Die französischen Geschütze, welche auf dem Winterberge stehen

geblieben waren, bewarfen noch bis zum Abend einzelne Punkte, z. B. das hochgelegene Eisenbahnstazionsgebäude, das längst von den preussischen Truppen geräumt war, mit Granaten. Sogar an den folgenden Tagen wurden von den Franzosen in barbarischer Zerstörungswuth wiederholt Granatschüsse auf die wehrlose Stadt abgefeuert.

Das war die Eroberung von Saarbrücken, die erste Ruhmesthat der französischen Armee, aus welcher man in Frankreich sofort einen großen Sieg machte. Eine Division habe gegen drei Divisionen der Preußen gefochten, letztere seien durch die Mitrailleusen furchtbar zusammengeschmettert, schrieb eine französische Zeitung, eine andere meldete, die Franzosen ständen bereits vor Mainz, nachdem sie bei Saarbrücken 60000 Feinde vernichtet, und ähnlicher Unsinn wurde auf allen Seiten in die Welt posaunt.

Als der Kaiser und sein Louis am Abend des 2. August wieder in Metz einzogen, war die ganze Stadt glänzend illuminirt, und in Paris machte der Siegeschwandel selbst die nüchternsten Köpfe toll. Die ungeheuerlichsten Beschreibungen des großen Kampfes wurden verbreitet, und im Geiste sahen die Pariser den alten entnervten Napoleon mit seinem schwächtigen Knaben bereits in die stolze Hauptstadt der ruhmgekrönten Hohenzollern einziehen.

In Deutschland wurde niemand durch diese längst vorausverkündigte Räumung Saarbrückens entmuthigt, vielmehr schlugen die Herzen höher, als man hörte, daß 750 Preußen sich drei Stunden lang gegen 45000 Franzosen vertheidigt und ihnen, bei einem eigenen Verluste von 72 Mann, durch ihr Feuer an 600 Mann getödtet oder verwundet hatten. „Wäre die vorzügliche Stimmung unserer Truppen noch einer Steigerung fähig, so hätten die bisherigen Gefechte dieses Resultat erzeugt“, schrieb der preussische Staatsanzeiger, und wenige Tage nachher gaben die deutschen Truppen auf das Siegesgeschrei der Gegner eine Antwort, daß den Franzosen die beweglichen Rippen vor Entsetzen bleich wurden und selbst das letzte Siegeswort kläglich verstummte. Der Kronprinz von Preußen, König Wilhelms tapftrer Fritz, der Sieger von Königgrätz, war es, der den Ruhm der ersten großen Siege davontrug.

Der Aufstellung der dritten deutschen Armee gegenüber lag auf

französischer Seite die Stadt Weißenburg. Früher war dieselbe eine deutsche Reichsstadt gewesen, im Jahre 1673 hatte Ludwig XIV. sie vom Reiche abgerissen. Seit dem Jahre 1705 ist Weißenburg von den Franzosen besetzt, es beginnen hier die berühmten Weißenburger Linien, welche sich zwei und eine halbe Meile lang an dem kleinen Flusse Lauter bis zu der ebenfalls besetzten Stadt Lauterburg ziehen. Sie bestehen aus Gräben, Wällen und Schanzen, folgen zickzackförmig der Grenze und werden durch vorgebaute Schanzen noch verstärkt. Die Stadt Weißenburg selbst ist mit Mauern und Gräben umzogen und ist Festung dritter Klasse. Südlich der Stadt in einer Entfernung von etwa dreitausend Schritt liegt der Geisberg, 230 Fuß höher als die Stadt.

Besetzt waren die Weißenburger Linien von einer Division vom Korps des Marshalls Mac Mahon unter dem Oberbefehl des Generals Abel Douai (Bruder des Korpsführers). Bekanntlich war Mac Mahon der tapferste und berühmteste der französischen Heerführer, seine Truppen waren die Auslese der französischen Armee, Krieger, welche in Algerien so oft im Kampfe gewesen, unter ihnen mehrere Regimenter Turkos und Zuaven. Diese ganze Division stand in Weißenburg und auf den umliegenden Höhen, von welchen die Stadt und ihre Umgebungen völlig beherrscht werden.

Am 4. August Morgens 4 Uhr brach die dritte deutsche Armee aus ihren Bivouaks, der Kronprinz aus seinem Hauptquartier Landau auf, um sich in den Besitz der Weißenburger Linien zu setzen. Die vierte bairische Division sollte die Stadt Weißenburg nehmen, das 5. und 11. preussische Korps sollten die Linien, die man stark besetzt glaubte, stürmen, die badische und württembergische Division sollten Lauterburg besetzen.

Der Kronprinz von Preußen begab sich früh um 6 Uhr an die Spitze der Baiern und leitete selbst die Angriffsbewegungen. Bei dem pfälzischen Dorfe Schweigen begannen zwei Batterien der Baiern um 8½ Uhr Morgens das Feuer gegen die Stadt und den Geisberg. Um dieselbe Zeit hatte das preussische 5. Korps die Linien erreicht, und da es dieselben unbesezt fand, marschirte es sofort auf den Kanonendonner los, und schon um 9 Uhr kündigten die preussischen Ge-

schütze im Osten von Weissenburg den Baiern an, daß die Bundesgenossen auf dem Platze seien.

Jetzt bricht das 10. bairische Jägerbataillon aus Schweigen hervor und geht den Zuaven zu Leibe, welche die Weinberge vor Weissenburg besetzt halten. Vier Linienbataillone dringen gegen den Bahnhof vor. Aber die Stadt wird auf das Hartnäckigste vertheidigt, hinter den Wällen und Mauern, in den Gärten und Häusern stehen gedeckt die Franzosen und eröffnen ihr Schnellfeuer auf die vordringenden Deutschen. Bis Mittag steht der Kampf, da schießt die Artillerie der Baiern das pfälzische Thor der Stadt zusammen, die Preußen von Norden, die Baiern in der Flanke brechen stürmend hervor, sie dringen zugleich in die Stadt. Hier entbrennt aufs neue der mörderische Kampf, selbst Bürger schießen aus den Häusern auf die deutschen Soldaten, und finden dafür oft den blutigsten Lohn. Ein Bataillon des preußischen 47. Regiments trifft mitten in der Stadt auf ein Bataillon Franzosen und macht dasselbe zu Gefangenen. Neue andringende Regimenter werden zurückgeworfen, die Stadt ist erobert.

Aber noch nicht die Hälfte der Arbeit ist gethan, die Hauptmacht der Franzosen steht auf dem Geisberg, vier Batterien schleudern den Tod in die deutschen Reihen. Ihnen antworten aufs kräftigste von der 2000 Schritt entfernten Höhe bei Schweigen die Geschütze des 5. preußischen Korps. Eine kleine Pause tritt ein, unter dem Schutze des Artilleriekampfes formirt sich die Sturmkolonne, welche den Feinden den verschanzten Geisberg entreißen soll. Es sind die berühmten Truppen des 5. preußischen Korps, welche ehemals General Steinmeyer kommandirte, jetzt führt sie General Kirchbach. Am Fuße der Anhöhen liegt das Dorf Altstadt, besetzt von den gefürchteten Turkos. Die schlesischen Jäger schießen mit ihren sichern Büchsen dieses Gefindel zusammen, das Dorf wird im ersten Anlauf genommen. Gegen den Geisberg geht das Königsgrenadierregiment No. 7 zum Sturme vor.

Zwei Füsilierkompanien voraus, das Füsilierhalbataillon in der Mitte, treten die drei tapfern Bataillone an. Weitläufige Hopfengärten lassen sie ziemlich gedeckt bis auf etwa 300 Schritt an den Feind herankommen, dann aber geht es über ein völlig kahles Fels gegen die starken Verschanzungen. In diesem Augenblicke beginnen

die Mitrailseusen zu spielen, ein rasendes Schnellfeuer der Infanterie überschüttet die Bataillone mit einem Hagel von Geschossen, doch die Königsgrenadiere wanken nicht, ohne einen Schuß zu thun, wie auf dem Paradeplatze, dringen sie vor. Hinter sich lassen sie die Hälfte ihrer Kameraden todt oder verwundet, alle drei Bataillonskommandeure fallen, einzelne Kompanien verlieren alle Offiziere, doch die tapfern Truppen weichen keinen Augenblick, unaufhaltsam, löwenkühn stürmen sie vorwärts, Turkos und Zuaven werden geworfen, die Höhe wird erstürmt, der Tag ist entschieden!

Auf dem Geisberge liegt die Leiche des französischen Generals, 3 Kanonen und eine Mitrailseuse, ein ganzes Zeltlager wird erbeutet, die preussischen schwarzen Husaren jagen dem Feinde nach und machen noch reiche Beute, besonders an Pferden.

In den letzten Augenblicken der Schlacht erscheint auch noch General von Werder mit den Württembergern und Badensern, auch er war, als er Lauterburg unbesezt fand, dahin marschirt, wo die Kanonen donnerten. Schulter an Schulter standen nun die deutschen Soldaten vom Norden und vom Süden, und über die niedergeworfenen französischen Divisionen hinweg ziehen die deutschen Truppen siegesfroh in das übermüthige Frankreich hinein.

„Weissenburg erobert, General Douai gefallen, seine Division vernichtet“ — die Kunde traf den stolzen Marschall von Frankreich, Mac Mahon, mit voller Schärfe! Diese Scharte mußte ausgeweßt, die verwegenen Deutschen mußten gezüchtigt und über die Grenze zurückgeworfen werden!

Mac Mahon sammelte den Rest seines Korps, mit ihm vereinten sich zum großen Theil die Korps des Marschalls Canrobert und des Generals de Failly, und in verschanzter Stellung bei Wörth erwartete Mac Mahon nun die deutschen Truppen.

Die verzogen auch nicht lange, sie waren nach dem Siege von Weissenburg am 4. August rüstig weiter marschirt, die tapfern Baiern, die sich bei Weissenburg so vortrefflich geschlagen, in der Vorhut.

Ungestim drängten die Truppen vor, schon am Morgen des 6. August trafen bayersche Jäger auf den Feind, und obwohl von deutscher Seite heute noch keine Schlacht beabsichtigt war, griffen die

Baiern doch sofort an und es entspann sich ein lebhaftes Geplänkel unter den Vorposten am Sauerbach.

Das große Dorf Wörth liegt in einer Thalsenkung, welche von dem genannten Sauerbach durchströmt wird. Auf den westlichen Abhängen, welche bedeutend steiler sind als die östlichen, hatte Mac Mahon seine Truppen neben den Dörfern Fröschweiler und Elsaßhausen aufgestellt. Der Thalrand war mit verschanzten schweren Batterien und gut gedeckten Schützen stark besetzt, auf der Höhe lagerten beträchtliche Infanteriemassen, vier Divisionen stark, und im Rücken der französischen Stellung, in der Nähe von Reichshofen, standen bedeutende Reserven an Fußvolk und Reitern.

Ebenso wie die bairischen Jäger waren auch die Vorposten des preussischen 5. Korps in der Frühe des 6. August auf den Feind gestoßen und waren mit ihm handgemein geworden. Dem Kommandanten der Vorposten schien es, als sei der Feind auf den jenseitigen Höhen im Abzuge begriffen, es wurde deshalb ein Bataillon des 37. Regiments zur Refognoszirung vorgeschickt, unterstützt durch zwei reizende Batterien. Die Kanonenschüsse dieser kleinen Abtheilung entzündeten die große Schlacht. Denn sobald die 21. Division, ersten Korps, den Kanonendonner vernahm, eröffnete ihre Artillerie aus vier Batterien von einer Höhe neben dem Dorfe Gunstede aus das Feuer gegen gegenüberliegenden Thalrand, von welchem alsbald französische Infanteriemassen sich herabwälzten, scheinbar zu einem Angriff gegen Gunstede bereit, der aber erst später eintrat.

Mit jener wunderbaren Gewandtheit in Erkennung der Sachlage und jener imponirenden Schnelligkeit, welche ein unwandelbares Erbtheil der preussischen Generale zu sein scheint, eilten nun sowohl die preussischen, wie auch die süddeutschen Truppen unter Führung des Generals von Werder auf den Kampfplatz. Die preussische 22. Division und ein Theil der Werderschen Truppen machte sich sofort auf den Weg nach Gunstede, auch der kommandirende General des 11. Armeekorps, General-Leutnant von Bose, begab sich dahin. Als gegen 10 Uhr der Angriff der Franzosen gegen dieses Dorf wirklich erfolgte, wurde derselbe blutig zurückgewiesen. Um 11 Uhr wurde der Angriff von mehreren französischen Brigaden erneuert, aber mit Hülfe des

eben eingetroffenen 11. Jägerbataillons abermals zurückgeschlagen. Um 12 Uhr traf bei Günstedt die 22. preußische Division mit ihrer Artillerie ein, und das nunmehr vereinigte 11. Korps ging jetzt vorwärts und besetzte die Ufer des Sauerbachs.

Während dieser Zeit hatte auch der Führer des preußischen 5. Korps, General von Kirchbach, seine Brigaden in den Kampf geführt. Vierzehn Batterien eröffneten von den Höhen östlich von Wörth ein furchtbares Feuer. Da dasselbe die feindlichen Geschütze im Westen des Ortes bald zum Schweigen brachte, befahl der General von Kirchbach um 10 Uhr Wörth zu stürmen und die westlichen Vorberge zu besetzen. Unter hartnäckigen Kämpfen wurde Wörth kurz nach 12 Uhr von den Tapfern des 5. Korps genommen, zwei mit vielem Muthе unternommene Angriffe des Feindes wurden zurückgeschlagen.

So war die Linie bis zum Sauerbach gewonnen, aber der schwierigste Theil des Kampfes war noch übrig. Noch stand der Kern der französischen Streitmacht bei den Dörfern Elßhausen und Fröschweiler, zahlreiche Batterien sprühten den Andringenden den Tod entgegen, und bei Reichshofen hatte der Marschall noch seine unberührten Reserven, darunter eine stattliche Kavalleriemacht.

Aber den deutschen Truppen hatte der Sieg bei Weißenburg den ungestümen Muth zur lodernen Flamme angefaßt, und ohne Aufenthalt rückten die Regimenter auch gegen die westlichen Höhen.

Gegen 1 Uhr war die Korps-Artillerie des 11. Korps Günstedt eingetroffen und hatte sofort in den Kampf eingegriffen. Das 11. Korps ging nun zum Sturm gegen Elßhausen, das 5. gegen Fröschweiler vor, und gleichzeitig erhielten vom Kronprinzen von Preußen, der vom Mittelpunkte der Schlacht aus, dem heftigsten Feuer ausgesetzt, die Schlacht leitete, die Würtemberger den Befehl, die rechte Flanke des Feindes zu umgehen.

Da war des stolzen Marschalls Stunde gekommen. Obwohl seine Turkos sich unter rasendem Gebrüll den deutschen Sturmkolonnen entgegen warfen, obwohl der Marschall selber in den vordersten Reihen seine Rothhosen anfeuerte, obwohl die Mitraillösen aus Leibesträften arbeiteten — es half alles nichts, Elßhausen wurde von Regimentern des 5. und 11. Korps erstürmt. Der Feind machte von Fröschweiler

aus noch einen letzten verzweifeltsten Versuch, durch wüthende Kavallerieangriffe die Deutschen wieder in das Thal hinabzuwerfen, aber die stolzen Panzerreiter sanken wie die Halme des Feldes unter dem vernichtenden Feuer der deutschen Batterien. Kurz nach 3 Uhr wurde Gröschweiler vom 5., 11. Korps und den Württembergern zugleich gestürmt, Tausende von den niebesiegten Franzosen wurden gefangen, und der berühmte Herzog von Magenta eilte mit den Resten seines Heeres in wilder Flucht nach Reichshofen.

Doch auch hier jagte ihn preussische und württembergische Kavallerie wieder auf, und große Beute wurde von den flinken Reitern gemacht. Das Zelt des Marschalls, seine Orden, die Kriegskasse mit einer Viertelmillion fiel in ihre Hände.

Die Deutschen bezahlten den herrlichen Sieg mit einem Verlust von 3500 Todten und Verwundeten, die Franzosen verloren das Doppelte, und außerdem 10000 Gefangene. Einige vierzig Geschütze, 6 Mitrailleusen und zwei Adler fielen in die Hände der Sieger. Das ganze Korps des Marschalls war völlig zersprengt, kaum 8000 Mann brachte er wieder zusammen, und erst in Chalons sammelten sich die Reste dieser algerischen Kerntruppen, mit welchen Napoleon seinen Spaziergang nach Berlin hatte unternehmen wollen.

Das ganze Elsaß lag zu den Füßen des Siegers, und mit Jubelruf marschirte König Wilhelms tapferer Fritz weiter, immer tiefer in das Herz des stolzen, gedemüthigten Frankreich hinein.

Doch nicht für den Kronprinzen allein war der 6. August ein leuchtender Ehrentag, auch andre preussische Regimenter hatten an demselben Tage sich mit herrlichem Ruhme bedeckt, und zwar an demselben Orte, wo vier Tage früher der Kaiser Napoleon zu Ehren seines Jungen jenes elende Theaterspiel hatte aufführen lassen, welches jedem Sachkundigen nur ein verächtliches Achselzucken abgewinnen konnte.

Die Stadt Saarbrücken war, wie schon oben gesagt, von Preussen nur schwach besetzt gewesen, weil man noch nicht genug Truppen zur Hand hatte, um starken französischen Abtheilungen mit Erfolg die Spitze bieten zu können. In der Zeit vom 2. bis 4. August vollzog sich jedoch der Aufmarsch unserer 1. und 2. Armee in großartigem

Maßstabe, und am 6. August gab Prinz Friedrich Karl, der Sieger in so vielen Schlachten, seinem Heere das Kommando: Vorwärts! Freudig folgten die Truppen diesem Worte, und noch an demselben Tage gaben sie eine gewaltige, eine vernichtende Antwort auf den französischen Siegesjubil.

General Frossard hatte die Stadt Saarbrücken nicht besetzt gehalten, er hatte seine Truppen wieder zurückgezogen und hatte von ihnen die Höhen im Süden der Stadt, besonders den steilen, bewaldeten, von Thalschluchten durchzogenen Spicherer Berg mit äußerst starken Befestigungen versehen lassen. Die von Natur schon so starke Stellung war dadurch so fest geworden, daß die Franzosen selbst sie für uneinnehmbar hielten. In diesen Schanzen stand das ganze Korps Frossard und die Hälfte des Korps Bazaine, über 40000 Mann mit zahlreicher Artillerie.

An der Spitze der Armee des Prinzen Friedrich Karl marschirte die 14. Division vom 7. Armeekorps. Als dieselbe sich der Saar näherte, wurde gemeldet, der Feind beginne seine Stellung auf dem Spicherer Berge zu räumen und sich nach Forbach zurückzuziehen, nur zwei Bataillone und eine Batterie seien zum Schutze dieses Rückzuges in den Schanzen geblieben. Der Führer der schwachen preussischen Vorhut beschloß, diese Truppen über den Haufen zu werfen, und gegen Mittag wurde der Angriff befohlen.

Raum waren die wenigen Regimenter aus der Stadt getreten, so erhielten sie ein so intensives Feuer, daß die massenhafte Besetzung der Spicherer Höhen ohne allen Zweifel blieb. Aber obwohl in sehr geringer Zahl, dachten die tapfern Preußen an den Sieg des Kronprinzen bei Weißenburg, der ihnen schon bekannt war, und es verlangte sie, gleiche Vorbern zu gewinnen, unverzüglich gingen sie zum Angriff vor, zum Sturm gegen die furchtbare Stellung des Feindes. Französische Offiziere in den Schanzen sollen mitleidig gelächelt haben, als man ihnen meldete, die Preußen wollten den Spicherer Berg stürmen.

Aber sobald die ersten Kanonenschüsse erdröhnten, rief ihr Donner preussische Truppen, so viel ihrer den gewaltigen Mahnruf nur hörten, zur Unterstützung der Waffenbrüder herbei. Auf dem Kampfplatze

erschien das brave 40. Regiment, dessen Füsilierbataillon am 2. August der Uebermacht hatte weichen müssen, es kam jetzt, um Rache zu nehmen. Ferner erschien die 5. Division vom 3. Armee-corps, die heldenkühnen Brandenburger, es erschien das hannoversche 74. Regiment, die Söhne der Waterloo-kämpfer, und wie die Löwen stürzten sie alle sich auf den Feind.

Mehr als 2000 Schritt waren ohne irgend welche Deckung zu passiren, ehe der Fuß des Epicherer Berges erreicht wurde, und furchtbar lichterete das französische Feuer die preussischen Reihen. Dezimirt langten die Regimenter 39, 12 und 74 am Fuße der Höhen an, eine kurze Pause, dann ging es die Höhen hinauf. Kein Schuß konnte abgefeuert werden, die Steilheit machte jedes Zielen, jedes Feststehen unmöglich, doch vorwärts ging es, immer vorwärts, und das Unglaubliche gelingt, die Schanzen werden erstiegen, die französische Besatzung wird niedergemacht, die furchtbare Position ist genommen.

Mit übergewaltigen Kräften sucht der Feind die kühnen Preußen wieder hinabzuwerfen, aber neue preussische Regimenter dringen nach, auf unersteiglichen Pfaden erklimmen zwei brandenburgische Batterien die Höhen, mit vollen Kartätschladungen schmettern sie die feindlichen Bataillone zusammen, dreimal stürmen die Franzosen zum wüthenden Angriff vor, der jedesmal abgewiesen wird, und als sie zum drittenmal zurückweichen, folgen ihnen die nunmehr gesammelten preussischen Regimenter mit dem Bajonett — da ist der Muth und die Kraft der Franzosen gebrochen, in eiligem Rückzuge, theilweise in wilder Flucht retiriren sie und suchen über Forbach ihre starken Festungen Metz und Thionville zu erreichen. Die verfolgende Kavallerie macht große Beute, der Ruin des Frossard'schen Corps ist besiegelt.

Auf der Wahlfeld bluteten 5000 Preußen und 7000 Franzosen, mehr als 2000 der letztern wurden unverwundet als Gefangene eingebracht. 27 preussische Bataillone hatten gegen 39 französische die furchtbaren Bergschanzen erstürmt und den Feind in die Flucht gejagt — fürwahr! es sind größere Schlachten im Kriege von 1870 geschlagen, aber der größte Ehrentag der Preußen und der schmachlichste

Schimpf der Franzosen war der Kampf des 6. August um die Spicherer Höhen.

Der sechste August war der dritte Tag seit Eröffnung der Feindseligkeiten von deutscher Seite, und in diesen drei Tagen waren die weitesttragenden Erfolge erzielt worden. „Mit Kolbenstößen wolle man die Preußen über den Rhein jagen“ — so hatte Herr Girardin in der *Liberté* geprahlt, „Mitte August werden wir in Berlin sein,“ so hatten die französischen Befehlshaber ihren Soldaten vor Anfang des Krieges versprochen — und wenn die tapfere preussische Armee, welche in sieben Tagen das österreichische Kaiserreich militärisch vernichtete, sich auch voraussichtlich nicht ohne weiteres über den Haufen hätte werfen lassen, so war die Invasion des kriegsgeübten, furchtbar bewaffneten französischen Heeres doch immer die schwerste Gefahr, von welcher Deutschland bedroht werden konnte, eine Gefahr, mit deren Hereinbrechen unsägliches Elend verbunden und die Einigung sämtlicher deutscher Staaten nicht nur in unabsehbare Ferne gerückt war, sondern sogar der kaum gelegte Grund zur Einigung wieder zerstört und verwühlt werden mußte. Denn wenn im Gefolge des dritten Napoleon Dietrich von Hessen und der blinde Georg von Hannover wieder in Deutschland eingezogen wären, dann hätten ja wahrlich die Zeiten wieder aufblühen müssen, wo die Vorfahren jener erlauchten Ritter ihre Landeskinder stückweise, wie eine Herde Hammel verkauften.

Diese drohende Gefahr war verschwunden, von einer Invasion der Franzosen in Deutschland war keine Rede mehr, die so frech und übermüthig den Krieg vom Zaun gebrochen, waren aus den Angreifern die Angegriffenen geworden, und während sie diesmal die Rheingrenze für ewige Zeiten gewinnen wollten, hatten sie den Rhein nicht einmal zu sehen bekommen. Der verachtete Feind aber stand jetzt drohend und siegreich auf französischem Boden, und vor der weltbekannten, preussischen Energie zu zittern, hatte der Kaiser Napoleon mit seinen Helfershelfern jetzt allen Grund.

„Drei Schlachten sind geschlagen,

Und jede Schlacht ein Sieg!“ —

so sang Emanuel Geibel, als auf Sturmesflügeln die Siegesbotschaften

Schlag auf Schlag durch das deutsche Vaterland brausten. Millionen Menschen hatten bange geharrt, es stand ja alles auf dem Spiele, Vaterland, Ehre, Glück, Hab und Gut — jetzt war der Bann gelöst, in lautem Jubel machten die Herzen sich Luft, in den größten Städten und in den kleinsten Dörfern wurden Flaggen aufgezogen, Kanonen gelöst und Gott dem Herrn Dank dargebracht. In einer kleinen preussischen Stadt, welche von Eisenbahn und Telegraf nicht berührt wird, kam die Nachricht von der Schlacht bei Wörth mitten in der Nacht an den Magistrat und den ersten Geistlichen. Letzterer ließ sogleich, Nachts um 1 Uhr, sämmtliche Glocken läuten und die Hauptkirche öffnen, und auf die Kunde von dem glorreichen Siege über den stolzeften feindlichen Marschall strömte die ganze Bevölkerung, Lutheraner, Reformirte, Juden und Katholiken, alle einmüthig in der lutherischen Kirche zusammen und brachten mitten in der Nacht dem Herrn der Heerscharen ein heißes Dankgebet, daß seine Gnade das Vaterland bewahrt hatte.

In Deutschland war der Siegesjubel demüthig, es mischte sich nichts von der französischen Arroganz und Selbstvergötterung hinein, welche den lächerlichen Theaterstreich von Saarbrücken zu einem großen Siege über 60000 Mann gestempelt hatte. Man freute sich in Deutschland des Errungenen, aber man sah auch, wie viel zu thun noch übrig war, und nur um so fester schlossen die Parteien sich zusammen und spannten alle Kräfte an, um den Frieden so bald als möglich unter ehrenwerthen Bedingungen zu erzwingen.

In Frankreich aber, wo alle auf den Sieg mit mathematischer Gewißheit gerechnet hatten, brachten die Niederlagen Verwirrung und Bestürzung im vollsten Maße hervor, eine kurze Zeit brüstete sich der maßlose Hochmuth noch mit dem Geprahle: „Wir wollen schreckliche Rache nehmen!“ — dann aber stürzte die feige verblüffte Angst alles in ein lichtloses Chaos.

Nachdem mit so überschwenglichen Worten die „Schlacht“ bei Saarbrücken in Paris ausposaunt war, mußte die französische Regierung zwei Tage später eine verlorene Schlacht, und diesmal eine wirkliche „Schlacht“ ankündigen. Man stutzte über diese Nachricht, man hielt jedoch die Affäre von Weißenburg nur für eine unbedeu-

tende Kleinigkeit, für „einen der hundert Zwischenfälle eines Feldzuges,“ wie der Constitutionnel sagte, der seinen wuthschnaubenden Artikel mit den Worten schloß: „Sieger von Saarbrücken, zurückgetrieben bei Weißenburg, werden wir unsere Streitkräfte konzentriren und uns auf die große Schlacht vorbereiten, die unser Recht bestätigen und, daß sind wir gewiß, die Ueberlegenheit unsrer Waffen beweisen wird!“ Also nur die bessere Bewaffnung soll der französischen Armee zum Siege verhelfen, so weit ist die Prahlucht doch schon gedämpft.

Da wird am 6. August in der Pariser Börse von unbekannter Hand eine als offiziell bezeichnete Depesche angeschlagen, welche einen großartigen Sieg verkündet. „Mac Mahon hat Landau genommen und 25000 Preußen, darunter den Kronprinzen, zu Gefangenen gemacht!“ —

Maßloser Jubel bricht aus, man singt die Marseillaise, alle Häuser schmücken sich mit Fahnen, die Bewegung pflanzt sich weiter und weiter fort, sie theilt sich blitzesschnell der ganzen Stadt mit, die Gerichtsverhandlungen werden eingestellt, die Präsidenten verkünden den großen Sieg, mit fieberhafter Spannung erwartet man die offizielle Bestätigung des Sieges.

Doch sie bleibt aus, ungeduldig fragt man bei den Ministerien, bei der Polizeipräfektur an, nirgend ist eine Siegesdepesche eingelaufen, man sieht ein, daß die angebliche Rache für Weißenburg nichts ist als eine bunte Seifenblase, welche vielleicht gar ein preussischer Spion den Franzosen vor die Augen zu gaukeln frech genug war — schnell springt die Begeisterung über den geträumten Sieg in Wuth wegen der Täuschung über, Volksbanden ziehen vor die Geschäftslokale einiger Deutschen und zwingen sie, ihre Läden zu schließen, man schreibt darauf: „Geschlossen auf Befehl des Volkes bis zur Einnahme von Berlin!“ Friedfertige Leute auf den Straßen werden insultirt, weil sie im Verdacht stehen, Preußen zu sein.

Auf diese wüste Art zeigt das Volk in Paris, geleitet von der Hefe des Pöbels, seine Theilnahme an den großen Ereignissen, welche die drohende Katastrophe immer näher wälzen, und die „France“ bewundert das Gebahren dieser sinnlosen Masse und schreibt: „Das

Volk beschäftigt sich entschieden mit den Angelegenheiten des Landes und hat gelernt, sich damit zu beschäftigen."

Da veröffentlicht am folgenden Tage, am 7. August, eine Proklamazion des Ministerrathes ein Telegramm des Kaisers: „Mac Mahon hat eine Schlacht verloren, Frossard ist an der Saar genöthigt gewesen, sich zurückzuziehen, der Rückzug vollzog sich in guter Ordnung. Es kann noch alles wieder in's rechte Geleise kommen. Napoleon."

Dieselbe Proklamazion erklärt Paris in Belagerungszustand und ordnet die Armirung der Pariser Außenwerke an — wo aber blieb denn da der „Spaziergang nach Berlin?"

Der Constitutionnel sagt: „Ueberlegene Streitkräfte haben über die heroische Tapferkeit unsrer Soldaten triumfirt." Das ist natürlich ein tröstlicher Grund, und alle Sorge ist damit beseitigt, die Regierungsblätter geben sogar eine Depesche aus Mek, welche sagt:

„Der Feind scheint uns eine Schlacht auf unserm Gebiet anbieten zu wollen, was große strategische Vortheile für uns haben würde."

Gegen die furchtbare Ironie dieser „strategischen Vortheile" verschließt jeder sein Auge, gleichviel was für eine Ausrede gegeben wird, wenn überhaupt nur eine da ist, der französische Leichtsinns wird die aufsteigende Sorge schon damit umhüllen, daß sie aussehen soll wie die lustigste Freudenbotschaft!

In die Menge, in den Böbel aber fallen die verkündeten beiden neuen Niederlagen mit verhängnißvoller Wirkung. Jeder ruft nach Waffen, um sich dem Feinde entgegen stellen zu können, im stillen aber regen sich die Parteien, welche den Druck des napoleonischen Regiments nur unwillig trugen und mit Begierde den Augenblick erspähten, wo sie ihr Haupt erheben konnten.

Die größte Energie entfaltet die republikanische Partei. Aus ihr war ehemals Napoleon hervorgegangen, ihr war er untreu geworden, ja er hatte sie verrathen, hatte ihre Abgeordneten niederschießen lassen, jetzt dämmerte die Stunde der Vergeltung! Kühn erhoben die Republikaner ihr Haupt und spähten nach dem Augenblicke, wo der Hand

des Kaisers das Schwert entgleiten mußte, um sich sofort der Waffe zu bemächtigen und ihre Spitze gegen den Imperator zu kehren.

Von außen die gewaltigen, alles niederwerfenden Schläge der deutschen Heere, in Paris das leisere, aber nicht weniger erfolgreiche Wühlen der Demokraten — diese beiden Faktoren führten den Sturz des Kaiserreiches herbei, noch einige gewaltsame, experimentirende Zuckungen, dann brach das prunkende Gebäude des Empire, welches aufgeführt war durch Lüge und Verbrechen jeder Art, in sich zusammen.

Die Kaiserin-Regentin war von St. Cloud nach Paris gekommen, sie hatte am 7. August eine Proklamazion erlassen, worin sie prahlerisch versprach, Frankreich's Fahne hoch zu halten und bei jeder Gefahr die erste zu sein. Nachdem sie diese große That vollbracht, nahm sie ihren Sitz in dem Palaste der Tuilerien. Am Nachmittag desselben Tages folgten zwei Dekrete, das erste berief den gesetzgebenden Körper und den Senat auf den 11. August, das zweite erklärte das Seine-departement in Belagerungszustand. Diese beiden Maßnahmen waren natürlich nicht gegen die weit entfernten deutschen Heere, sondern gegen die Republikaner gerichtet.

Doch unter den Augen der Regentin treten die Anhänger der feindlichen Partei kühn hervor, sie fordern durch die Zeitungen die unverzügliche Bewaffnung aller Bürger von Paris, sie fordern Einsetzung eines Pariser Bewaffnungskomitees. Diese beiden Vorschläge würden in ihrer Ausführung den zahlreichen Republikanern in Paris die Gewalt in die Hände gegeben und den Anfang zur Bildung einer provisorischen Regierung gemacht haben.

Diesen kühnen Schritten des inneren Feindes, der drohenden Heeresmacht des äußern Feindes gegenüber geräth das Kabinet Grammont-Ollivier, das den furchtbaren Krieg so frech heraufbeschworen, ins Schwanken. Freilich erlassen die Minister eine Proklamazion in hochtrabenden Redensarten und rufen alle kräftigen Bürger von 30—40 Jahren zu den Waffen, doch im gesetzgebenden Körper erklärt Ollivier, das Kabinet sei bereit, zurückzutreten, wenn die Versammlung glaube, daß andere Leute der drohenden Situation besser gewachsen seien.

In der That mußten diese energielosen Schwächer augenblicklich

vom Ruder entfernt werden, wenn das Kaiserreich nicht sofort unter den Stößen seiner Gegner zusammenbrechen sollte, und zur Bildung eines neuen Kabinetts durfte nur ein Mann von völlig rücksichtsloser Energie berufen werden, denn es galt ja den Kampf um Sein oder Nichtsein. Schon verlangten im gesetzgebenden Körper die Republikaner drohend, daß andre Männer die Leitung der Geschäfte übernehmen sollten, ja der Abgeordnete Keratry stellte sogar einen Antrag, der Kaiser solle abgesetzt werden.

Der Mann, den die Regentin auserkoren, damit er in dieser verzweifeltsten Lage das sinkende Schiff des Kaiserreichs retten und die Dynastie der Napoleoniden auf dem Throne erhalten sollte, war Cousin-Montauban, Herzog von Palikao. Den Herzogshut holte dieser Mann sich auf einer Expedition, welche er nach China führte. Die empörendsten Grausamkeiten bezeichneten seinen Weg, nach seiner Rückkehr wollte der Kaiser ihm einen Nationaldank votiren lassen, der jedoch von der Volksvertretung abgelehnt wurde. Unter den französischen Offizieren war Montauban verrufen, niemand verkehrte mit ihm. Deshalb hatte man ihm bei Beginn des Krieges kein Kommando in der Armee gegeben, sondern ihn nach Lyon geschickt, um dort die demokratischen Arbeiter niederzuhalten, bis die Expedition nach den deutschen Küsten, welche ihm zugedacht war, reisefertig wäre, was sie bekanntlich niemals wurde.

Dieser Mann wurde nach Paris berufen und bildete sofort ein neues Kabinet, „das Kabinet der Ehrgeizigen, der Wagehälse, das Kabinet der schweren Noth“, wie es treffend bezeichnet wurde. Er begann seine Experimente sofort, und wir werden bald sehen, ob Palikao und Konsorten der Situation besser Herr zu werden verstanden, als das Ministerium Grammont-Ollivier, welches ohne Sang und Klang jetzt abtrat, um sich außerhalb Frankreichs in Sicherheit zu bringen.

Mit schamloser Arroganz und Prahlerei hatten diese Menschen ihr Volk in den furchtbaren Krieg gestürzt, als sie sich unüberwindlich glaubten, mit feiger Angst und bornirter Unfähigkeit gaben sie alles preis und sich selbst der schmachlichsten Flucht hin, als die heraufbe-

schwornen blutigen Geister ihnen selber drohend gegenüber traten. Diese Elenden waren bald vergessen.

Während in Paris auf diese Weise der Einfluß der Republikaner sich immer mehr fühlbar machte und die Regentin zu den äußersten Schritten trieb, gestalteten sich auch bei der Armee die Sachen für das Kaiserreich immer ungünstiger. Napoleon hatte bisher den Oberbefehl geführt, seiner Unfähigkeit schrieb die öffentliche Stimme die erlittenen Niederlagen zu, ungestüm wurde verlangt, ein anderer solle an die Spitze der Armee treten. Der Kaiser gab dem Drucke nach, Marschall Bazaine, der Bandit von Mexiko, wurde zum Oberbefehlshaber und Oberfeldherrn ernannt, der Kaiser verblieb bei dem Heere, aber ohne Charge. Von dem edlen Prinzen Louis, dessen Kaltblütigkeit die Graubärte unter den Soldaten angeblich zu Thränen rührte, ist von nun an nicht mehr die Rede.

Drei glänzende Siege, welche den Rückzug des ganzen französischen Heeres erzwangen, der Sturz des Ministeriums, welches den Krieg erklärte, der Verzweiflungskampf des wankenden Kaiserreichs gegen die drohend aufstehende Republik — das waren die Resultate der deutschen Waffen in der ersten Woche des Krieges! Sie waren ungeheuer, sie setzten ganz Europa in starres Erstaunen, sie erfüllten alle deutschen Herzen auf dem Erdenrund mit Jubel, und wohl war König Wilhelms Wort am rechten Plage, wenn er in dem Siegestelegramme seinem Volke zurief: „Preisen wir Gott für seine Gnade!“

Fast gleichzeitig mit den Siegesbotschaften trafen aber auch die Züge mit den Verwundeten ein, und daheim beeilte man sich, nach allen Kräften die Noth derer zu lindern, welche für das Vaterland geblutet hatten.

Von Seiten des States sowohl wie von Privatleuten waren umfassende Maßregeln zur Verpflegung der Verwundeten getroffen. Ausgezeichnet durch Zweckmäßigkeit und Präzision der Hülfeleistungen waren die Anstalten des Johanniterordens, dessen Mitglieder besonders unter dem Adel der ältern Landestheile, unter Vorsitz des Prinzen Karl von Preußen, vertreten waren. Dieser Orden, dessen Fonds allein in den freiwilligen Beiträgen seiner Mitglieder bestehen, besitzt zahlreiche, nach den besten Erfahrungen eingerichtete Krankenwagen, Lazarethe und an-

deres zur Verwundetenpflege Erforderliche, ein ausgewähltes Personal von Pflegern wird aus den Mitteln des Ordens besoldet, Vorsteher aus den ersten Adelsfamilien dirigiren die Leistungen des Vereins und sorgen für Etablierung von Verbandstätten auf den Schlachtfeldern, so wie für Einrichtung bequemer und wohlversorgter Lazarethe an gesicherten Orten. Beim Beginn des Krieges im Juli 1870 war der Johanniterorden für Aufnahme und selbstständige Verpflegung von 18000 Verwundeten eingerichtet, und so wie in früheren Kriegen hat der Johanniterorden auch besonders in dem blutigen Völkerrriege von 1870 und 1871 eine höchst segensreiche und anerkennenswerthe Thätigkeit entfaltet.

Viele Gemeinden vereinigten ihre Beiträge und errichteten Lazarethe auf eigene Kosten, viele Fürsten, Herzöge und Grafen räumten prächtige Schlösser ein, um die Verwundeten zu pflegen. An baarem Gelde sind in Deutschland mehr als 21 Millionen Thaler gegeben, und die Freudigkeit, mit der die Opfer gebracht wurden, zeigte genugsam, wie im ganzen deutschen Volke das Bewußtsein lebte, in diesem Kriege handle es sich um die höchsten geistigen und materiellen Güter. Alte Veteranen der Freiheitskriege erzählten, daß selbst in jenen Zeiten die Begeisterung nicht höher aufgeflammt sei, als jetzt, sie fühlten sich wieder jung, wenn sie sahen, mit welchem Eifer für die große Sache die Jugend das Schwert ergriff zum Schutz des Vaterlandes, und mancher der alten tapfern Krieger faßte wiederum die treue Waffe in die noch rüstige Rechte und zückte sie am Abend des Lebens noch einmal gegen den Erbfeind, den die Kraft seiner Jugend einst niedergeworfen hatte. In den Jahren 1813—1815 ruhte die Last des gewaltigen Kampfes fast allein auf Preußens Schulter, in den Jahren 1870 und 1871 hat das gesammte Deutschland in gleicher Vertheilung die Lasten und Schmerzen des Krieges getragen und seine unsterblichen Vorbern gepflicht, und das gemeinsam vergossene Blut hat um alle deutschen Stämme ein Band geschlungen, welches keine Parteibestrebungen wieder zerreißen werden.

Es sei uns vergönnt, an dieser Stelle auch der deutschen Brüder in Oestreich zu gedenken, auch ihnen gebührt reiches Lob. Freilich fehlte es ihnen nicht an verlockenden Stimmen, welche sie hinreißen

wollten, gegen ihr eigen Fleisch und Blut die Waffen zu ergreifen und den kaiserlichen Gladiatoren auf seinem wankenden Throne zu stützen, und besonders war es jener kleine Mann in Oestreich, der Nachfolger des großen Grafen Bismarck, der den Gedanken eines österreichischen Nachkrieges unter französischer Hegide gegen Preußen aufs lebhafteste verfolgte. Aber die öffentliche Stimme in Oestreich stand fest zum deutschen Vaterlande, die Studenten der Universität Wien wollten selber die Waffen ergreifen um im preussischen Heere zu kämpfen, nur die neutrale Stellung Oestreichs verhinderte die Ausführung dieses hochherzigen Entschlusses. Unterstützungen an Geld und Gaben aber flossen reichlich aus Oestreich, und das deutsche Vaterland wird der Gefinnungen der Oestreicher eingedenk sein, wenn seine Kinder an der Donau einst der Hülfe bedürfen werden.

2.

Die Schlachten bei Courcelles, bei Mars la Tour, bei Gravelotte.

Nachdem das Korps des Marschalls Mac Mahon durch die Niederlagen bei Weißenburg und Wörth völlig zersprengt war, hätten seine Trümmer der vorrückenden Armee des Kronprinzen von Preußen noch sehr lästig werden können, wenn sie mit Energie die Pässe der Vogesen vertheidigt hätten.

Von Zabern bis zur Südgrenze des Elsaß bilden die Vogesen ein bedeutendes strategisches Hinderniß, sie sind auf dieser Strecke ziemlich gleichmäßig 2500 bis 3000 Fuß hoch, fallen nach Osten steil ab und sind mit zahlreichen Wäldern bedeckt. Fünf Pässe führen vom Rhein über den Kamm des Gebirges nach Westen, von denen besonders wichtig für die deutsche III. Armee die Straße von Hagenua nach Zabern, und von da über Luneville nach Nancy war. Dieser Paß, durch welchen neben der Landstraße auch die Eisenbahn von Straßburg nach Nancy und der Rhein-Marne-Kanal geführt ist, wäre leicht zu vertheidigen gewesen und dadurch die rechte Flanke der französischen Rheinarmee wenigstens vorläufig gegen eine Umgehung gesichert gewesen.

Aber das Heer des stolzesten kaiserlichen Marschalls war nicht allein zersprengt, es war auch auf das furchtbarste demoralisirt. Am

7. und 8. August passirten durch Petersbach, welches 6 Meilen vom Schlachtfelde bei Wörth entfernt liegt, französische Regimenter auf der eiligsten Flucht und in völliger Auflösung. Kaum die Hälfte der Leute war noch bei einander, und die Soldaten erklärten ihren Offizieren unter Drohungen, daß sie nicht mehr gegen den Feind marschiren würden. Die Offiziere waren nicht im Stande, den Widerstand ihrer Untergebenen zu brechen, und es blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich den Fliehenden anzuschließen, welche in zwei Kolonnen über Bitsch und über Hagenau retirirten. Ein Theil dieser flüchtigen Truppen ging bis Belfort und wurde von dort mit dem Korps Douai auf der Eisenbahn nach Chalons gebracht. Einige schwere Kavallerie-Regimenter, die in den letzten Stunden der Schlacht vom 6. August bei Gröschweiler so furchtbar gelitten hatten, und welche meist aus Bewohnern des Elsaß bestanden, lösten sich völlig auf, und die Mannschaften suchten in ihre Heimathsorte zurückzukehren.

Diese unglaubliche Demoralisazion einer Armee, welche sich zu allen Zeiten für die beste der Welt ausgab, ist erklärlich. Die französischen Offiziere hatten ihren Truppen ja stets die bestimmte Versicherung gegeben, daß die Deutschen von ihnen glänzend geworfen werden würden. In ihrer Sorglosigkeit war die französische Militärverwaltung so weit gegangen, daß sie nicht einmal die der Ostgrenze zunächst gelegenen Festungen in Vertheidigungszustand gesetzt hatte. Das Glacis von Straßburg und Metz wurde erst geräumt, als beide Festungen schon zernirt waren. Die kleine, aber nicht unwichtige Festung Lükelsstein wurde von den preußischen Truppen verlassen gefunden, die Verpallissadirung war kaum zur Hälfte vollendet, Massen von Quadersteinen lagen unbenutzt da. Und doch hatte der General de Failly, der am 7. August die Festung inspizirte, der 300 Mann starken Besatzung den Befehl ertheilt, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Die Schar war aber trotz dieses Befehles davongegangen. Die kleine Festung Lichtenberg machte einen schwachen Versuch, sich zu vertheidigen, ergab sich jedoch bald dem 1. württembergischen Jägerbataillon. Pfalzburg vertheidigte sich tapfer, war aber von gar keiner Bedeutung.

Durch keinerlei Widerstand aufgehalten, setzten die Truppen der

III. Armee ihren Vormarsch rüstig fort. Die Kavallerie blieb dem weichenden Feinde beständig auf den Fersen. Am 10. August war die Linie Bockenheim—Foulgny—Les Etangs bereits von ihr überschritten, an demselben Tage vollzog die habsische Division die Zernirung der Festung Straßburg und die Befegung der Eisenbahnen nach Hagenau, Paris und Lyon. Das Ministerium in Paris sagte in einer Depesche: „Mac Mahon deckt den Weg nach Nancy und zieht sich in guter Ordnung zurück“, der Maire von Nancy aber forderte in denselben Tagen seine Mitbürger durch Maueranschlag auf, sich nicht zu vertheidigen, sondern sich ganz ruhig zu verhalten, wenn die Preußen kämen.

Am 12. August Nachmittags erschien eine preussische Patrouille von 4 Mann in Nancy, eine halbe Stunde später folgte ein Schwadron der gefürchteten Ulanen. Sie ließen sich ein Mittagseffen serviren, zwangen eine Abtheilung Bürger die Eisenbahn nach Metz zu zerstören und zogen dann wieder ab, nahmen jedoch eine Summe von 50000 Franks, welche die Stadt auf Requisition bezahlen mußte, mit sich.

Diese kühnen Reiter, welche während des ganzen Feldzuges der jähe Schrecken der französischen Bevölkerung eben so wohl wie der fliehenden Armee waren, hatten sich dem Gros der deutschen Truppen allerdings weit vorgewagt, am 12. August stand der größte Theil der Armee des Kronprinzen, welche jetzt auch durch das 6. (schlesische) Armeekorps verstärkt wurde, noch im Elsaß, woselbst sich in den wenigen Tagen ihres Aufenthaltes schon ein mehr freundschaftliches Verhältniß zwischen den deutschen Soldaten und den Bewohnern des Elsaß gebildet hatte. Die Franzosen hatten allerdings die Deutschen als blutgierige Barbaren geschildet, denen Mitleid mit Menschen und Scheu vor dem Heiligen unbekannt sei. Nun hatte Mac Mahons Armee schon wochenlang im Elsaß gelegen und hatte die durch Mißwachs ohnehin hart betroffenen Gegenden schwer bedrückt, jetzt nahen nach der wilden Flucht der französischen Armee die als so fürchterlich verschrienen Feinde — es ist erklärlich, wenn die Landleute mit Zittern und Beben auf die blinkenden Bajonette der Sieger schauten, an deren Spitze ihre ganze Existenz hing.

Um so mehr wunderten sie sich, als sie die Mannszucht, die Milde und Freundlichkeit der deutschen Truppen kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Der Vergleich dieser sittenfesten, mannhaften Feinde mit den frivolen, rücksichtslosen, prahlerischen französischen Landsleuten lag ihnen nicht fern, und wenn der deutsche Soldat gutmüthig seine ihm gelieferten Nahrungsmittel mit dem verarmten Quartiergeber theilte, dann stieg in manchem elsässischen Herzen wohl eine leise Ahnung auf, vielleicht könnten diese ehrenhaften Feinde doch noch lieber seine Brüder sein, als die habgierigen Wälschen, und wenn auf dem Marsche und im Quartier der deutsche Elsässer von den Lippen seiner Feinde dieselben schönen Volkslieder hörte, die ihm ein Heiligthum seines Herzens waren, dann wurde der künstlich angefachte Haß in seiner Brust milder, und der eine oder der andere Quartiergeber schüttelte auch wohl dem scheidenden Feinde die Hand und sagte: „Will's Gott, so sind wir bald Landsleute!“

Die deutschen Truppen aber kannten kein Sondervaterland mehr, sobald sie gemeinsam ihr Blut vergossen und gemeinsam den Lorber des Sieges gepflückt, waren sie Brüder geworden, und am herzlichsten war die Freundschaft da, wo früher der Haß am bittersten gewesen, zwischen den Baiern und Preußen. Es war ein so wunderbarer Umschwung aller Dinge, daß ein jedes deutsche Herz fast davon überwältigt wurde.

Der 12. August, für einige Truppentheile der 13. August, war ein Ruhetag gewesen, am Morgen des 14. August brach das Hauptquartier der III. Armee auf, um sich über Lüneville nach Nanzig zu begeben. Das zweite bayerische Corps unter General von Bothmer traf bei seinem Vormarsche auf die wichtige Vogesenfestung Marsal, deren Besitz für die deutschen Truppen zur Sicherung der Straße über Dieuze nothwendig war. Als die Baiern deßhalb vor der Festung anlangten, sandten sie einen Hauptmann als Parlamentär in die Festung, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Der französische Commandant erwiderte sehr schroff, daß von einer Uebergabe keine Rede sein könne, und war Bube genug, auf den zurückgehenden Parlamentär schießen zu lassen. Der Hauptmann stürzte schwer verwundet. Doch die Rache folgte diesem Banditenstück auf dem Fuße. Die bayerischen

Batterien eröffneten ſofort ein ſcharfes Feuer, ſchon nach einer halben Stunde ſlog der Pulverthurm der Feſtung in die Luft, und nach Verlauf einer Stunde ſchwiegen die franzöſiſchen Geſchütze, ein Parlamentär erſchien und fragte nach den Bedingungen der Kapitulation. General von Bothmer erwiderte, daß für Leute, welche auf Parlamentäre ſchoſſen, die einzige Bedingung Ergebung auf Gnade und Ungnade ſei, und daß er ohne Erbarmen alles zuſammenschießen würde, wenn nicht binnen einer halben Stunde die Feſtung übergeben würde. Da beugte der Franzoſe ſeinen Nacken, mit 512 Soldaten und Offizieren und 600 Rekruten ging er in Gefangenſchaft, 60 Geſchütze und viel Proviant wurden erbeutet.

Dieſe Uebergabe der Feſtung geſchah am 15. Auguſt, an dem geweihten Napoleonstage, an dem Geburtstage Napoleon I., an dieſem Tage ſollten die franzöſiſchen Heere den Rhein überſchreiten und ihn auf ewige Zeiten zu Frankreichs Grenze machen. An demſelben Tage zog der Kronprinz von Preußen in Künevillie ein, und ſeine Truppen folgten ihm in Eilmärschen, ſo daß bald die ganze dritte Armee an der Moſel ſtand. Am 16. Auguſt wurde das Hauptquartier nach Nanzig verlegt, und verweilte hier einige Zeit. Der weitere Vormarſch der III. Armee war abhängig von der Geſtaltung, welche die Dinge bei der II. und I. Armee annahmen. So wie es die Sachlage erforderte, konnten die Truppen des Kronprinzen von ihrer Stellung aus entweder zur Unterſtützung der preußiſchen Hauptarmee die Moſel hinabgehen, oder ihre eigenen Operationen ſelbſtändig weiter fortſetzen.

Es waren nun 12 Tage, ſeit die III. Armee die feindliche Grenze überſchritten, in dieſer kurzen Zeit hatten die Verbündeten Soldaten von Nord- und Süddeutſchland die herrlichſten Erfolge erſtritten. Zwei Siege waren erkämpft, darin 12000 Gefangene gemacht, 43 Geſchütze und 2 Adler im Feuer genommen, das beſte Armeekorps des Feindes war vernichtet, ein andres Korps ſtark erſchüttert, eine feindliche Provinz und in ihr mehrere Feſtungen waren erobert. Das war derſelbe Siegeszug wie vier Jahre früher in Böhmen, und unwillkürlich mußte man an die witzige Antwort denken, welche Graf Biſmarck dem Könige gegeben haben ſoll. König Wilhelm — ſo erzählte man

— fragte seinen Minister: „Was fangen wir mit den Franzosen an?“
 — „Majestät“, entgegnete der eiserne Graf kaltblütig, „wir spielen mit ihnen eine Partie Sechs und sechzig!“ —

Der Anfang dieser Partie war gemacht, und König Wilhelms tapftrer Fritz hatte glänzend gewonnen. Aber auch andere preussische Truppen hatten den herrlichsten Vorber errungen, und wir wenden uns nun wieder zu der preussischen Hauptmacht, um die Früchte des Sieges auf dem Spicherer Berge und die darnach folgenden Operationen der I. und II. Armee kennen zu lernen.

Die Folgen des Sieges bei Spichern stellten sich bald weit grössartiger heraus, als man am Tage nach der Schlacht erwartet hatte. General von Goeben, der Kommandeur der preussischen Truppen bei Spichern, hatte über Wehrden an der Saar eine Division nach Forbach gesandt, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Als dieselbe in Forbach ankam, war der Feind schon auf der Flucht begriffen, und zwar auf der wildesten Retirade, obwohl von der Grenze bis Forbach und darüber hinaus das Terrain den Franzosen alle Vortheile für die hartnäckigste Vertheidigung bot. An der einen Seite der Landstraße ziehen sich dichte Wälder hin, von wo aus Schützen in sicherer Deckung den anrückenden Feind auf's Korn nehmen konnten, an der andern Seite der Landstraße liegen von Zeit zu Zeit Gehöfte, welche die besten Stützpunkte für energischen Vorstoß auch kleinerer Abtheilungen gegen vordringende Kolonnen gewährten.

Doch die „tapfere, unüberwindliche Armee der großen Nation“ scheint auf diesem Wege keinen andern Gedanken haben fassen zu können, als den, sich in Sicherheit zu bringen. Der ganze Weg war noch tagelang nachher bedeckt mit französischen Waffen und Uniformstücken, da die Helden des Kaiserreichs alles von sich geworfen hatten, was ihren Lauf beeinträchtigen konnte.

Am 7. August nahm die preussische Verwaltung auf dem Bahnhofe in Forbach große Vorräthe in Beschlag, welche erst in den letzten Tagen hier aufgehäuft waren, in der allzeit sichern Ueberzeugung, daß die französische Armee unverzüglich den Marsch in Feindesland antreten würde. Es fanden sich Hunderte von Wagen mit Brod, Mehl, Wein, und auch Massen von Bonbons, Chokolade, Confitüren, wä-

rend die französischen Soldaten oft tagelang hatten hungern müssen. Große Tabaksvorräthe, kaiserliches Eigenthum, im Werthe einer Million und 10000 Decken wurden vorgefunden. In Saargemünd waren wiederum große Vorräthe aufgehäuft, aber kein Soldat da, sie zu vertheiligen. Französische Kavallerie war am 7. August durch die Straßen dieser Stadt gesprengt, kein Zureden hatte sie bewegen können, ihre Eile zu mäßigen, „die Preußen sind hinter uns!“ hatten sie gerufen — vor diesem Grunde mußte jede andere Erwägung verstummen.

Bald zeigte sich die unumstößliche Gewißheit, daß die ganze französische Armee auf allen Linien einen schnellen Rückzug angetreten hatte. Die deutschen Armeen folgten überall, schon am 9. August streiften die Patrouillen bis zwei Meilen vor Metz, am 11. August wurde das große Hauptquartier des Königs von Preußen auf französisches Gebiet verlegt, und der König erließ bei dem Ueberschreiten der Grenze eine Proklamazion an das französische Volk, in welcher er sagte, daß die Franzosen sich der Sicherheit ihrer Personen und ihres Vermögens erfreuen sollten, so lange sie nicht durch feindselige Handlungen gegen die deutschen Soldaten die Strenge der Kriegsgesetze gegen sich wachrufen würden. In St. Avold, wohin am folgenden Tage das Hauptquartier verlegt wurde, dekretirte der König, daß im Bereiche der von deutschen Truppen besetzten französischen Länderstrecken die Aushebung von Soldaten abgeschafft sei.

An der Nied, einem Nebenflüßchen der Saar, hatten die Franzosen Verschanzungen aufgeworfen und eine starke Defensivstellung eingerichtet, allein sie hatten dieselbe verlassen, ehe die deutschen Truppen auch nur einmal herangekommen waren. Die starke Festung Metz schien der Punkt zu sein, um den die französische Armee sich sammeln, von wo aus sie dem anrückenden Feinde wieder die Spitze bieten wollte. Keine Stellung schien mehr zu diesem Vorhaben geeignet, als die gewaltige, bisher nie eroberte Festung Metz, welche durch ihre vorgeschobenen Werke, deren jedes wieder eine kleine Festung für sich bildete, Schutz für die größte Armee gewährte. Und in der That strömten alle Truppen in Metz zusammen, welche an der deutschen Grenze gestanden hatten, fünf Armeekorps, darunter die kaiserliche Garde, zusammen eine Heeresmacht von nahezu 200000

Mann. Nach Metz wurde auch aller Proviant geschafft, den man in der Eile aufreiben konnte, das artilleristische Material wurde vervollständigt, um den Widerstand so wirksam wie irgend möglich zu machen.

Als der Entschluß gefaßt war, an der Mosel Widerstand zu leisten, sollten auch die Uebergänge über diesen Fluß besetzt werden. Besonders wichtig war Pont à Mousson, bei welchem Städtchen eine feste steinerne Brücke den bequemsten Uebergang auch für Kavallerie und Artillerie gewährt. Ein französisches Bataillon wurde auf der Eisenbahn von Metz aus dorthin dirigirt, als es an seinem Bestimmungsorte ankam, fand es denselben jedoch schon stark von den Preußen besetzt, und kaum konnte es noch mit Hinterlassung seines sämmtlichen Gepäcks eiligst nach Metz zurückfliehen.

In dieser Festung sah es nun auch sehr bunt aus. Die Soldaten waren entnuthigt, die Einwohner flüchteten oder erwarteten in pochende Angst die Preußen, welche, wie man ihnen sagte, alles vor sich todtzuschlugen. Mehr als einmal ging der Schreckensruf durch die Stadt und ihre Umgebung: „Die Preußen sind im Anrücken, in wenigen Stunden werden sie hier sein.“ Nahe genug waren sie in der That, denn das Hauptquartier des Königs befand sich am 13. August in Herny, 2 Meilen von Metz.

Als die französische Armee gezwungen wurde, sich in Folge der deutschen Siege auf allen Punkten so rasch zurück zu ziehen, fand sich in Metz auch der greise General Changarnier ein. Dieser Mann war Republikaner und als solcher dem Kaiser Napoleon nicht angenehm, er hatte deßhalb bisher in Brüssel gelebt, und nur sein Patriotismus trieb ihn an, in der Stunde der Gefahr von Brüssel nach Metz zu eilen, um seine reichen militairischen Erfahrungen und seine gewiegte Einsicht zum Nutzen des Vaterlandes zu verwenden. Er wurde vom Kaiser zuvorkommend empfangen und dem Oberkommando als militairischer Rathgeber beigeordnet. Changarnier soll nun darauf aufmerksam gemacht haben, daß beim Festhalten der Moselstellung das französische Heer Gefahr laufen würde, durch die Armee des Kronprinzen von Preußen, der ja bereits in Ranzig stand, umgangen und gänzlich von aller Verbindung mit Frankreich abgeschnitten zu werden. Er gab den Rath, nicht an der Mosel sich zur Wehre zu

setzen, sondern die Festung Metz mit einer starken Besatzung zu versehen und sich selbst zu überlassen, das Gros der französischen Streitkräfte aber zur Maas zurückgehen zu lassen, dort alle verfügbaren Streitkräfte, auch das Corps Douai und die Reste des Mac Mahon'schen Corps zusammen zu ziehen und nun dem Feinde die Spitze zu bieten.

Dieser Plan war ohne Frage zweckmäßig angelegt, er fand den Beifall des Oberkommandos, und Marschall Bazaine schickte sich an, ihn zur Ausführung zu bringen.

Doch im französischen Lager hatte man nicht daran gedacht, daß man sich gegenüber die schlagfertigste Armee der Welt hatte, geführt von dem größten Strategen seiner Zeit, dem großen Moltke. Der Chef des preussischen Generalstabes, der seine Truppen längst bis auf den letzten Mann an die Mosel vorgeschoben hatte, faßte den kühnen Plan, Metz mit den preussischen Heersäulen zu umgehen, die große französische Armee von ihrer Rückzugslinie abzu drängen und in die Festung zurückzuwerfen, wo sie dann die Wahl hatte, sich schimpflich zu ergeben, oder bis zur Kapitulation sich einsperren zu lassen und zuzuschauen, wie die deutschen Heere Frankreich eroberten. Dieser Plan war so genial, als hätte der alte Fritz ihn selber entworfen, und in rascher That umzusetzen, was Moltke so fein eronnen, dazu war keiner mehr geeignet, als Prinz Friedrich Karl, der kühne Reitersmann, der Anführer der zweiten Armee.

Denn die Aufgabe, welche gelöst werden sollte, war ganz gewiß keine leichte. Nicht allein stand es zu erwarten, daß die Franzosen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln versuchen würden, den Durchbruch zu erzwingen und der Kampf daher ein heißer und blutiger werden würde, es galt auch, an die Körperkraft der Truppen die höchsten Anforderungen zu stellen, damit schlagfertige Heeresmassen früh genug an Ort und Stelle waren, um mit Erfolg den kaiserlichen Abblern von Frankreich Halt zu gebieten.

Theils um die Kraft der abziehenden Armee noch mehr zu brechen, als das durch die bisher erkämpften Siege bereits geschehen war, theils um dem Prinzen Friedrich Karl Zeit zu verschaffen, um seine Stellung zu erreichen, erhielt General Steinmetz am 14. August

den Befehl, mit dem 1. und 7. Armeekorps die Nachhut des abziehenden Feindes anzugreifen.

Die französischen Patrouillen hatten, nach dem Bericht des „Siècle,“ am 13. und 14. August die Umgegend von Metz durchstreift und hatten nichts vom Feinde gesehen, und doch war er da, und die nichts ahnenden Franzosen von ihm mit großer Heftigkeit angegriffen. Vor den Regimentern der 13. (westfälischen) Division gingen die Franzosen ziemlich rasch in eine vorbereitete Gefechtsstellung bei dem Dorfe Bange zurück. Hier hatten sie das unregelmäßige Terrain zur nachdrücklichsten Vertheidigung eingerichtet, hinter jeder Terrainspalte waren Schützengräben aufgeworfen, an passenden Stellen Mitrailleusenbatterien aufgeföhren, und durch ihr rasches Vorgehen und vielleicht durch eine nicht ganz exakte Disposition des kommandirenden Generals standen die braven Westfalen hier fast zwei Stunden lang einer gewaltigen Uebermacht gegenüber, und die preußischen Regimenter nahmen eben ihre letzten Patronen zur Hand, als mit der frischen Munition auch die ersöhnte Unterstützung eintraf, nämlich die Truppen des I. Armeekorps, welche sofort in das Gefecht eingriffen, an ihrer Spitze die ostpreußischen Jäger und das 43. Regiment.

Es entwickelte sich nun ein sehr heftiges Gefecht auf der ganzen Linie, von einer Stellung zur andern wurden die Franzosen zurückgeworfen, aber unter den härtesten Verlusten der preußischen Truppen, welche ohne Deckung gegen die in den Gräben geschützt liegenden Feinde mit unvergleichlicher Tapferkeit anstürmten und sie zurückwarfen. War aber ein Abschnitt erobert, so begann bei dem zweiten dieselbe Arbeit von neuem, und bei jedem folgenden nochmals, und vor jeder Stellung der Franzosen sanken Hunderte der anstürmenden braven Krieger in ihr Blut.

Um den Angriff der Infanterie zu unterstützen, hatte sich bei Montoy eine starke Artillerieabtheilung aufgestellt, 14 Batterien des I. Korps feuerten aus einer halbmondförmigen Stellung auf den Feind und brachten ihm durch dieses konzentrische Feuer schwere Verluste bei. Noch weit wirksamer würde die Artillerie gearbeitet haben, wenn sie nicht gerade zur Zeit des heftigsten Kampfes, gegen 7—8 Uhr

Abends, durch den grellen Schein der untergehenden Sonne am genauen Zielen verhindert worden wäre. Doch fand es sich nach der Schlacht, daß besonders die französische Kavallerie durch das Granatfeuer erheblich gelichtet worden war.

Die ersten französischen Truppen, denen am Nachmittage die Westfalen gegenüber getreten waren, war das Korps, welches bisher Bazaine, jetzt Defaen führte. Um dem ungestümen Vorstürmen der Westfalen Einhalt zu thun, mußte das ganze genannte Korps aufmarschiren, und später zu seiner Unterstützung die Ueberbleibsel des Korps Frossard herangezogen werden. Gegen Abend versuchte das Korps Admiraalt noch eine Flankenumgehung, wurde aber von den Ostpreußen energisch zurückgeworfen, und der Kampf endete nicht eher, als bis die preußischen Truppen am Glacis der Außenwerke von Metz standen. Die Franzosen hatten einen Verlust von 4000 Todten und Verwundeten, und die Preußen nicht viel weniger, wie das bei dem Anstürmen gegen die französischen Befestigungen ja auch nicht anders sein konnte.

Der Zweck des Kampfes war aber vollständig erreicht, denn während die Ostpreußen und Westfalen den Feind hier im Osten von West festhielten, marschirte Regiment auf Regiment und Batterie auf Batterie an Metz vorüber, auf die Rückzugslinie des Feindes.

Die Franzosen jubelten und schrieben sich frohlockend den Sieg zu, „sie haben uns angegriffen“, verkündigten sie, „aber sie mußten am Abend in ihre Stellungen vor dem Kampfe zurückgehen, wir haben die Preußen besiegt, unser Glück kehrt wieder, noch die eine große Schlacht an der Maas oder bei Chalons, und dann werden wir dem geschlagenen Feinde in sein eigenes Land folgen und tausendfache Vergeltung üben!“

Die Thoren! Sie wußten nicht, daß für sie das sichere Verderben bereitet war, und daß die Sicherheit des Siegesjubels, in welche sie sich einwiegen, ihren eigenen Untergang immer näher heranlockte.

Am 15. August besichtigte der König die Wahlstatt des Kampfes und befahl, den Tag nach dem Orte Courcelles zu benennen. Obwohl Se. Majestät sich mehrere Stunden zwischen den Vorpostenlinien

bewegte, machten die Franzosen doch nicht die geringste Demonstration, ein Beweis, wie schwer sie gelitten haben mußten. Die preussischen Vorposten sahen auf dem rechten Moselufer keinen Feind mehr, jenseit der Festung Metz aber stiegen mächtige Staubwolken hervor und verkündeten den Rückzug der stolzen kaiserlichen Armee.

Auch dieser Rückzug war die Folge des heldenmüthigen Kampfes der Westfalen und Ostpreußen vom vorhergehenden Tage. Denn aller Warnungen des Generals Changanier ungeachtet hatten Napoleon und Bazaine beschlossen, am 15. August, an dem Napoleonstage, eine große Schlacht mit allen verfügbaren Kräften zu liefern. In der Nacht vom 13. auf den 14. August bezogen die Korps Labmarault, Failly, Delesclap und Trochu Bibouaux, die in einer zusammenhängenden Linie östlich von Metz lagen. Am 15. August sollte die kaiserliche Garde unter General Bourbaki eintreffen, und dann hoffte man unter den Auspizien Napoleon's I. einen großen Sieg in offener Feldschlacht gegen die „barbarischen“ Eindringlinge zu erkämpfen. Diesen Plan durchkreuzte der Angriff des I. und VII. preussischen Armeekorps am Nachmittag des 14. August, die entnuthigten und geschwächten Truppen konnten am 15. nicht wieder in die Schlacht geführt werden, und so mußte der Rückzug schließlich doch ausgeführt werden. Durch das Zaudern war aber die kostbare Zeit unnütz dahingegangen, und als Bazaine's Kolonnen den Weg nach Verdun einschlugen, war es bereits zu spät.

Der Kaiser Napoleon aber mochte wohl eine Ahnung haben, daß es für ihn bei der Rheinarmee nicht mehr ganz geheuer sei, er hatte auch von Paris her Nachricht erhalten, daß die Kavallerie der Armee des Kronprinzen von Preußen bereits über Toul hinaus bis Bar le Duc streifte, am 15. August machte er sich also auf, um seine werthe Person in Sicherheit zu bringen. Die Nacht vom 14. auf den 15. August hatte er in einem kleinen Orte dicht bei Metz zugebracht, und am 15. war er nur mit genauer Noth dem Schicksale entgangen, von preussischen Ulanen gefangen genommen zu werden. Die Nacht vom 15. auf den 16. war er in Gravelotte gewesen, Morgens 4 Uhr verließ er den Ort, die starke Bedeckung von drei Kavallerieregimentern und Grenadieren der Garde wurde von der preussischen Artillerie noch mit einigen Granaten begrüßt, der Kaiser langte jedoch ohne Un-

fall am Abend des 16. in Verdun an und fuhr am 17. August mit einem Personenwagen dritter Klasse nach Chalons. Wäre er einige Stunden später aus Gravelotte aufgebrochen, so würde er schon jetzt den Preußen in die Hände gefallen sein. Für diesmal entwichte er noch, um drei Wochen später seinem Schicksale desto sicherer zu verfallen.

Der Marschall Bazaine aber mit seiner Armee war nicht mehr zu retten. Auf der großen Heerstraße, welche von Metz über Verdun nach Chalons führt, zog er dahin, er wollte in Chalons sich mit Mac Mahon vereinigen und „etwa am 25. August die Preußen vernichten.“ Auf diesem Marsche ereilte ihn der Prinz Friedrich Karl.

An der Spitze der preussischen Armee marschirte das III. (brandenburgische) Armeekorps, unter seinem Korpskommandeur General von Alvensleben. Am 15. August waren diese braven Regimenter bis 12 Uhr Nachts marschirt, und als sie am 16. August vor dem Städtchen Gorze anlangten, sahen sie vor sich die französischen Vorposten und dahinter ein Lager. General von Alvensleben war der Meinung, daß er die letzten Truppen der abziehenden feindlichen Armee vor sich habe, und beschloß, sofort anzugreifen.

Als die brandenburgischen Regimenter sich entwickelten und mit jener nichtsachtenden Tapferkeit vorgingen, welche die Brandenburger seit drei Jahrhunderten der Welt schon so oft bewiesen haben, stellte es sich aber sehr bald heraus, daß nicht einzelne Truppentheile, sondern daß die ganze Armee des Marschalls Bazaine auf diesem Punkte stand. Und alsbald entwickelten sich die französischen Divisionen, auf dem Rande des Hochplateau's, welches sie besetzt hielten, fuhren sie eine starke Artillerie auf, und wenigstens zwei Armeekorps begannen mit großem Ungestüm und von der trefflichsten Stellung aus immer wiederholte Stöße gegen das eine preussische Korps. Die Uebermacht war eine furchtbare, der Stand der Brandenburger war der allerschwierigste, aber die tapfern Regimenter wußten, was auf dem Spiele stand, sie wußten auch, daß jede Stunde, in welcher sie hier aushielten, die Hülfe näher brachte, und sie behaupteten in dem entsetzlichen Kampfe nicht nur ihre Stellungen, sondern sie gingen auch immer wieder zum Angriff vor. Das 12. Regiment, welches bereits am

6. August die Höhen von Spichern erstürmt hatte, verlor die Hälfte seiner Mannschaften, bei einem seiner Bataillone waren von allen Offizieren nur noch zwei Sekondeleutnants übrig, und diese beiden jungen Offiziere führten sofort wieder das Bataillon in schönster Ordnung gegen den Feind. Mochten die Franzosen auch ihre Angriffe immer schneller, immer wuchtiger wiederholen, es gelang ihnen nicht, auch nur eine einzige Lücke in die preussische Schlachtreihe zu reißen.

Treu unterstützt wurden diese heldenmüthigen Regimente durch ihre eben so vortreffliche Artillerie, welche in dem dichtesten Kugelregen kaltblütig aushielt und mit großer Sicherheit die furchtbaren, alles niederwerfenden Granaten in die Reihen der Feinde schleuderte. Und als Nachmittags noch ein neues französisches Armeekorps erschien, und sich anschickte, die gelichteten brandenburgischen Divisionen über den Haufen zu werfen, da ging die 6. preussische Kavallerie-Division vor, in einer wüthenden Attaque durchbrachen diese kühnen Reiter die feindlichen Infanteriemassen und schafften für ihre eigenen Truppen Luft, bis endlich um 4 Uhr Nachmittags das 10. (hannoversche) Armeekorps erschien und sofort mit großer Energie den rechten Flügel der Franzosen angriff.

Dadurch kam die Schlacht wieder ins Gleichgewicht, aber es war auch die höchste Zeit gewesen, denn jetzt erschien noch die französische Garde auf dem Schlachtfelde. Doch die Stunden der größten Gefahr waren bereits vorüber, zur Unterstützung der erschöpften und bezimierten Brandenburger langte jetzt auch die holsteinische und hessen-darmstädtische Division an, und gegen die Garde trat vom 8. (rheinischen) Armeekorps die 32. Brigade, unterstützt durch das 11. Regiment (Ostpreußen) ins Feuer. Es war das erstemal, daß die Kaisergarde kämpfte, und als die Rheinländer und Ostpreußen sahen, welchen Feind sie sich gegenüber hatten, da gingen sie mit lautem Jubelruf vorwärts, und vor der begeisterten Tapferkeit der preussischen Truppen wichen die Kaisergarden mit den schwersten Verlusten zurück. Im achten Korps aber war der Jubel groß, daß sie zuerst die stolze Elitetruppe des Feindes geschlagen hatten.

Aber trotz aller preussischen Verstärkungen war immer noch eine bedeutende Uebermacht auf französischer Seite, entschieden wurde die

Schlacht erst, als gegen 7 Uhr Abends die preußische Artillerie mit unvergleichlicher Tapferkeit dicht an die französischen Positionen heranging und sie mit einem Hagel von Geschossen überschüttete, und vollendet wurde die Niederlage der Franzosen durch einen gewaltigen Kavallerieangriff der Division von Rheinbaben. An einem Waldessaume standen Massen französischer Artillerie und Infanterie, und es konnte den preußischen Truppen nicht gelingen, diese wichtige Position zu erstürmen. Da übernahm es die Kavallerie, den Ort zu säubern. Kürassiere und Ulanen jagten heran, durchbrachen zwei Infanteriekolonnen, erstürmten zwei feindliche Batterien und wurden nun noch von französischen Kürassieren wüthend angegriffen. Die Reiter schwenkten und gingen zurück, ihr Zweck war erreicht, aber sie hatten entsetzlich gelitten, von 11 Bügen fanden sich, als zum Sammeln geblasen wurde, nur drei wieder zusammen.

Doch das Blut der todesmuthigen Reiter war nicht umsonst vergossen, die Schlacht war entschieden, die Franzosen waren aus allen ihren festen Positionen geworfen, der Rückzug auf Verdun war ihnen versperrt und verlegt, und an dem Gelingen des großartigen Planes hatte die preußische Kavallerie einen hervorragenden Antheil. Die Gardedragonen, die Bietenhusaren, das 7. Kürassierregiment haben mit unübertrefflicher Tapferkeit gekämpft.

Der König Wilhelm soll gesagt haben, der Tag von Mars la Tour sei eine der drei hervorragendsten Waffenthaten gewesen, welcher die an Siegen so reichen deutschen Truppen sich rühmen könnten. Drei preußische Korps fochten gegen fünf französische, dabei die Brandenburger 6 Stunden allein gegen eine dreifache Uebermacht, die Franzosen wurden aus festungsähnlichen Stellungen geworfen und es wurden ihnen 2000 Gefangene, 2 Adler und 7 Kanonen abgenommen. Das dritte preußische Armeekorps hat sich am 16. August mit einem Ruhme bedeckt, der bis in die spätesten Zeiten klingen wird, und die heldenmüthige Aufopferung der preußischen Offiziere, die über alles Lob erhabene Tapferkeit der Soldaten wird allen spätern Geschlechtern als ein leuchtendes Beispiel, als die stärkste Aufforderung, ein Gleiches zu thun, vor Augen stehen. Unser Vaterland aber möge die Ueberzeugung gewinnen, daß zu keiner Zeit seiner Geschichte

seine Söhne tapferer, heldenmüthiger, an allen heroischen Tugenden reicher gewesen sind, als an dem blutigen Tage von Mars la Tour.

Die Verluste der Preußen beliefen sich auf nahezu 12000 Mann, die Franzosen verloren mit Einschluß der Gefangenen 17000 Mann. Marschall Bazaine hatte erkannt, daß an ein Entkommen über Verdun nicht zu denken sei, es blieb ihm jetzt nur noch ein einziger Weg übrig, um aus seinem Gefängniß zu entkommen, es war der Weg nach Nordwesten über Briey und Montmedy. Am 17. August gönnte er seinen erschöpften Truppen Ruhe und suchte durch kleinere Gefechte, besonders der Artillerie, den Feind zu beschäftigen und aufzuhalten. Nach Paris sandte er eine Siegesdepesche, welche die leichtgläubige Hauptstadt wiederum in einen Taumel der überschwänglichsten Freudenbezeugungen und der kinderhaftesten Prahlerei versetzte. Wie diese Siegesdepesche aber aufzufassen sei, bewies der Umstand, daß der Ministerpräsident Graf Palikao die Armirung der Pariser Vertheidigungswerke anordnete. Der Kaiser ernannte den General Trochu zum Kommandanten und Gouverneur von Paris, die Mobilgarde, welche man im Lager von Chalons einzuüben im Begriff war, wurde nach dem Lager von St. Maur, fast unter den Mauern von Paris gelegen, zurückgezogen. Alle diese extremen Maßregeln waren nicht im Stande, die Pariser von ihrem Siegestaumel zu ernüchtern, nur über einen Umstand wunderten sich die klugen Leute: weshalb nämlich Bazaine wohl nicht seine Verwundeten nach Verdun geschickt habe? Trotz allen Kopfschüttelns konnte die „große Nation“ diese wunderbare Maßregel nicht ergründen.

Marschall Bazaine konnte natürlich mit Gewißheit darauf rechnen, daß die preussischen Truppen, welche ihn am 16. August geworfen, ihn auch weiter verfolgen würden, und um den erwarteten Angriff möglichst erfolgreich abzuwehren und sich dadurch den Weg öffnen oder freihalten zu können, führte er seine Armee nicht bis Metz zurück, sondern ging nur etwa eine Meile weiter östlich und nahm hier auf der gebirgigen Hochebene eine gewaltig starke Stellung auf dominirenden Höhen ein, und dazu versäumte er nichts von allem dem, wodurch die Kunst die natürliche Festung seines Lagers noch verstärken

konnte. Hinter diesem Lager aber hatte er den großen Waffenplatz Metz, der ihm als Stützpunkt die reichsten Vorräthe an Kriegsmaterial, die bequemste Verpflegung der Truppen, und auf alle Fälle eine sichere Zuflucht bot.

Diese furchtbare Stellung anzugreifen und die französische Armee zu einem Verzweiflungskampfe um ihre Existenz herauszufordern, säumten die Preußen keinen Augenblick. Bei Mars la Tour — oder, wie die tapfern Brandenburger sagten: Marschretour — wurde Bazaine vom Süden aus angegriffen und erst nach Norden, dann nach Osten gedrängt. Am 18. August erfolgte der Angriff von Westen her.

Sobald der König von Preußen die Nachricht erhalten, daß es dem Prinzen Friedrich Karl gelungen sei, die feindliche Armee am 16. August zu erreichen und festzuhalten, befahl er, daß alle übrigen preussischen und deutschen Korps die Mosel überschreiten sollten, nur das erste Armeekorps blieb östlich von Metz stehen, um diese Festung zu beobachten. Dem bereits vorausgegangenen 3., dem 9., dem 10. Armeekorps folgte noch die preussische Garde, das 12. (königl.sächsische), das 2. (pommersche), das 7. und 8. Korps. Der Uebergang über die Mosel erfolgte theils bei Pont à Mousson, theils zwischen diesem Orte und Metz auf Pontonbrücken. Die III. deutsche Armee unter dem Kronprinzen von Preußen stand um Nancy konzentriert und konnte also im Nothfall auch noch 150000 Mann gegen Norden entsenden. Doch wurde ihre Hülfe durchaus nicht in Anspruch genommen.

Die Stellung, welche Bazaine eingenommen hatte, erstreckte sich über den letzten Höhenzug vor Metz und lief von St. Privat über Armanvilliers und Verneville nach Gravelotte. Ihre Front war nach Westen und nach Süden gerichtet, und durch Natur und Kunst war die Position derartig fest, daß man sie für uneinnehmbar halten mußte. Ihre festesten Punkte waren Gravelotte im Centrum und St. Privat la Montagne auf dem rechten Flügel. Letzteres Dorf liegt auf einer Anhöhe, durch welche die ganze Umgegend meilenweit beherrscht wird, und eine Deckung gegen diesen dominirenden Posten ist in der ganzen Umgegend nicht zu finden. Das Dorf selber besaß eine Menge fester, massiver Gebäude, welche die vorzüglichsten Stütz-

punkte boten. Noch gewaltiger war das französische Zentrum. Die Straße von Paris nach Metz läuft durch Gravelotte, westlich von diesem Dorfe beginnt eine tiefe Schlucht, mehr als hundert Fuß tief, oben etwa 800 Fuß breit. Die nördliche Seite der Schlucht überhöht die südliche um ein Bedeutendes, und auf diesen steilen Abhängen waren in mehreren Etagen Schützengräben eingeschnitten, dazwischen Mitrailleusenbatterien aufgestellt, auf der Chaussee hinter der Stellung stand zwischen den Pappeln, mit welchen die Heerstraße bepflanzt ist, eine starke Artillerie.

Diese Stellung durch einen Sturm in der Front zu nehmen, würde, wenn es überhaupt gelungen wäre, entsetzliche Opfer gekostet haben, das deutsche Oberkommando beschloß daher, den südlichen Flügel der Franzosen durch einen weniger energischen, hauptsächlich von der Artillerie geführten Kampf so lange hinzuhalten, bis eine Umgehung des rechten Flügels ausgeführt und dadurch die Stellung unhaltbar gemacht sei. Zur Umgehung wurden das preussische Gardekorps, das 9. Korps und das königl. sächsische Korps bestimmt, und zwar sollte letzteres auf dem äußersten Flügelpunkte eingreifen, daneben sollte das Gardekorps gegen St. Privat vorgehen, und das 9. Korps sollte, wenn die beiden erstgenannten die Rechtsabschwenkung ausführten, den Angelpunkt der Bewegung bilden. Bei Rezonville, Gravelotte gegenüber, waren das 7. und 8. Korps aufgestellt, am Abend langte auf diesem Theile des Schlachtfeldes noch das 2. Korps an. In zweiter Linie standen das 3. und 10. Korps. Die Zahl aller deutschen Truppen betrug etwa 240000, in dem ausnehmend festen Lager standen zur Abwehr des Angriffes 210000 Franzosen bereit.

Die furchtbar blutige Schlacht begann um 12 Uhr Mittags, als das 9. Korps dem Feinde gegenüber angekommen war. Sobald der Kanonendonner von Verneville her ertönte, eröffneten die Geschütze des 7. und 8. Korps ein langsames aber gutgezieltes Feuer gegen die Höhen von Gravelotte, der Feind nahm sofort die Kanonade auf und erwiderte sie aus zahlreichen Batterien.

Gegen 2 Uhr Nachmittags begann der Infanteriekampf, das 9. Korps ging gegen Verneville vor, das 7. und 8. Korps suchten, um die Stellung bei Gravelotte wirksam angreifen zu können, sich in

den Besitz einiger Gehöfte zu setzen, unter denen besonders St. Hubert und Malmaison zu nennen sind. In den Stunden von 3 Uhr bis 9 Uhr Abends wogte der Kampf nun zwischen den namhaft gemachten Ortschaften auf und ab, und zwar mit der furchtbarsten Hestigkeit. Ein englischer Berichterstatter sagt über diese Kämpfe: „Von ihrer beherrschenden Höhe aus hatten die Franzosen ihre Feinde bequem unter sich und unterhielten auf sie ein entsetzliches Feuer. Die Franzosen hielten Stand und starben, die Preußen stürmten vorwärts und starben — beide zu Hunderten, fast zu Tausenden. Gegen 5 Uhr kam eine preußische Brigade, sofort marschirte sie im Sturmschritt dahin, wo ihre Dienste nöthig waren. Sie ließen einen langen dunkeln Streifen zurück — Gefallene! Ich sah den Verwundeten durchs Fernrohr zu, viele liefen vorwärts, um ihre Kompanie wieder zu erreichen, manche fielen nieder, rückwärts kein Einziger! Der Kampf auf dem preußischen linken Flügel war so wild, daß er vor Rauch fast nicht zu sehen war. Zuweilen verzog sich die Wolke ein wenig, und wir sahen die Franzosen dann schwer im Gefecht, aber Stand haltend. Die Schlacht wüthete unbeschreiblich.“

Es schien fast, als wäre hier am 18. August den Franzosen der alte kraftvolle Geist wiedergekehrt, den sie unter dem ersten Napoleon so oft zu Europa's Verderben bewiesen. Sie kämpften mit der ungestümsten Tapferkeit, ihre Offensivstöße wurden öfter mit unglaublicher Hestigkeit geführt, und gegen Abend, als sie erkannten, daß die Deutschen die Absicht hatten, sie völlig einzusperren und von aller ferneren Theilnahme am Kriege abzuschneiden, da offenbarten sie in ihrem Kampfe eine wilde Verzweiflung, sie stürmten in unbeschreiblicher Wuth gegen ihre Feinde, bis die Leichenhügel der Ihrigen ihnen den Weg versperrten.

Wollte man alle Einzelheiten dieses grausigen Kampfes schildern, so könnte man Bände damit allein füllen. Wir müssen uns begnügen, einige Einzelheiten aus dem Ganzen herauszugreifen. Ueber das Eingreifen der Brigade Strubberg, zum 8. (rheinischen) Armee-corps gehörig, berichtet ein Augenzeuge:

„Nachdem General Strubberg mit seinem Stabe bis ins Dorf Gravelotte zum Refognosziren der feindlichen Stellung voraus ge-

ritten, zog er gegen 2 Uhr seine schon im Vormarsch seit einer Stunde mit Granaten und Schrapnels überschüttete Brigade ans Dorf heran und ließ dieselbe um 2 Uhr 5 Minuten zum Dorfe hinausdebouchiren. Feindliche Kugeln verwundeten hier das Pferd des Generals und das seines Adjutanten von Karlowitz. Ein zweites Pferd, welches der Adjutant bestieg, wurde ebenfalls verwundet. General Strubberg stellte der Brigade die Aufgabe, trotz dem heftigsten, aus den Gehöften Leipzig, Moscou, St. Hubert und aus Verschanzungen und Schützengräben prasselnden Feuers der Franzosen, sich der linksseitigen wichtigen Waldljiere zu bemächtigen und gleichzeitig die Fühlung mit der Landstraße nicht aufzugeben. Unter schweren Verlusten an Offizieren und Mannschaften durcheilte die Brigade 700 Schritte freien Feldterrains. Die Bataillone, welche mit stolz entfalteten Fahnen in fächerartiger Front hinausstürmten, begrüßten das ununterbrochene Roll- und Schnellfeuer des Feindes und das Säusen der Granaten mit den rauschenden Rufen: „Es lebe der König! Hurrah!“ und erreichten um 2 Uhr 20 Minuten die Waldljiere. Hier konnte nun namentlich das 67. Infanterieregiment, welches schon 1866 in der Franseck'schen Brigade sich in dem bekannten Gefechte am Swipwalde ausgezeichnet hatte, seine alte Rolle, auf bewaldetem Terrain zu operiren, wieder aufnehmen. Und das Regiment führte seine Aufgabe mit Bravour und Erfolg durch. Es konnte nicht fehlen, daß bei der feindlichen Ueberlegenheit in Stellung und Macht, so wie durch die anhaltenden Verluste unsrer Bataillone vorübergehende Momente des Stagens auf unsrer Seite eintraten. Ganze Kompanien, ihrer Führer beraubt, von Geschossen förmlich behagelt, irrten unbeugsamen Muthes, treu um den Fahnenträger geschart, als verlassene, bezimerte Häuflein über das Schlachtfeld. In dieser kritischen Stunde der Gefahr, als die Schlacht auf dem diesseitigen Flügel zu stehen drohte, waltete glücklicherweise der Kommandeur der Brigade mit begeisterndem Beispiele unter den zerstreuten Gruppen der Soldaten. In die Lücken sich vordrängend, sammelte er ohne Rücksicht auf Regimentsnummern die Leute der verschiedensten Truppenkörper zu größeren und kleineren Zügen, überwies sie an den nächsten Offizier oder Unteroffizier und warf diese kleinen Trupps von Bataillonstrümmern dem Feinde an

allen Punkten so rasch wieder entgegen, daß letzterer trotz aller Anstrengungen sich nicht aus seinen besetzten Punkten vorwagen konnte. In ähnlicher Weise wie General Strubberg waren die Offiziere der verschiedenen Truppentheile, selbst die Verwundeten unausgesetzt bemüht, durch Zurufen und persönliches Eingreifen die Soldaten um sich herum zu scharen, und in zahlreichen kleinen Kolonnen wurde dem Feinde immer von neuem wieder Front geboten. Die wackere Brigade, von Minute zu Minute immer mehr zusammenschmelzend, hielt standhaft aus, bis es unseren Batterien gelang, die Höfe Moscou, Leipzig, St. Hubert und Point du Jour, aus denen die Feuererschünde des Feindes uns durch gedecktes Kreuzfeuer beherrschten, total zu demoliren und so den Feind aufs nackte Feld hinauszutreiben. Bei diesen Aktionen der Strubberg'schen Brigade konnte man in jedem Stadium des blutigen Kampfes sich überzeugen, wie unwiderstehlich das Beispiel, die Bravour unsrer Offiziere selbst die wankendsten Elemente der Truppen mit sich fortreißt in den dichtesten Kugelregen, wenn der Offizier durch seinen todesverachtenden Heldenmuth gleichsam als sammelnder Magnet die zersprengten oder geschreckten Truppen an sich zieht. Daß diese mächtige Wechselwirkung zwischen Offizieren und Mannschaften in diesem Kampfe so vielfach zu Tage getreten, zeugt für den vortrefflichen Geist, der im preussischen Offiziercorps herrscht und das Höchste zu leisten verspricht."

Das Dorf Gravelotte und die französischen Positionen zu beiden Seiten des Dorfes Verneville waren am Nachmittage in den Händen der Preußen, weiter aber konnte man, trotz der gewaltigsten Anstrengungen, kein Terrain gewinnen. Mehrere Stürme gegen die steilen Abhänge wurden durch das hageldichte Feuer der Franzosen unter den schwersten Verlusten zurückgeworfen, und man mußte, ehe man im Süden weiter vorgehen konnte, das Eingreifen der Garde und der Sachsen abwarten.

Gegen Mittag war die preussische Garde vor den französischen Positionen angelangt. Zwischen den beiden Dörfern St. Marie aux Chênes und St. Privat la Montagne zeigte der Feind ansehnliche Streitkräfte. Südöstlich von letzterem Orte gewahrte man die Höhen, gegen welche das 9. Armeekorps kämpfte.

Die Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division ging sofort zum Angriff über und besetzte im feindlichen Feuer das Dorf St. Nil, welches der französischen Stellung nahe lag. Gleichzeitig eröffnete die gesammte Korpsartillerie ein heftiges Feuer auf die außerordentlich starke und verschanzte französische Stellung von St. Privat. Auf der Kuppe dieser Position befindet sich ein Dorf, das durch zahlreiche Steinmauern der Vertheidigung die werthvollsten Hülfsmittel bietet.

Um dem sächsischen Armeekorps Zeit zu geben, in das Gefecht einzugreifen, und um das Eintreffen der 2. Garde-Infanterie-Division zu erwarten, befahl der kommandirende General des Gardekorps, daß der Kampf zunächst von der Artillerie geführt werde. Es gingen demnach 11 Batterien näher an den Feind und bewarfen ihn mit ihren sichern Geschossen, während die 1. Division in einer Schlucht westlich von St. Nil Stellung nahm.

Als um 3 Uhr die 2. Division auf dem Schlachtfelde erschien, ging unter den Augen des Prinzen Friedrich Karl die 1. Division zum Sturme gegen St. Marie vor. Das Dorf wurde im ersten Anlauf genommen, und mit den Garderegimentern trafen in diesem Dorfe gleichzeitig die ersten Bataillone der Sachsen ein. Da jedoch das Gros des sächsischen Armeekorps noch nicht zur Stelle war, so wurde der Kampf einstweilen noch der Artillerie allein überlassen, welche bis in den Bereich des feindlichen Infanteriefeuers vorging. Auch die sächsische Korpsartillerie nahm neben St. Marie Stellung und kämpfte wacker mit.

Gegen fünf Uhr wurden die Garderegimenter zum Sturm gegen St. Privat vorgeführt. Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere an der Spitze ihrer Truppen, avancirten die beiden Divisionen. Aber unsichtbar für die heranstürmenden Grenadiere eröffnete der Feind von seiner sichern Stellung hinter Häusern, Mauern und Gräben ein so furchtbares und weithintragendes Schnellfeuer, daß bis auf 1500 Schritt der ganze Umkreis der feindlichen Stellung mit Bleigeschossen förmlich übergossen war. Das Getöse des Feuers übertönte jedes Kommandowort, und der dichte Pulverdampf so wie die gesicherte Stellung des Feindes machte es den Soldaten der Garde fast un-

möglich, ihre Waffen erfolgreich zu gebrauchen. Dabei waren schon nach wenigen Minuten die Verluste namentlich an Offizieren so enorm, daß die Lage der Stürmenden eine kritische wurde. Der kommandirende General befahl daher den tapferen Regimentern zurückzugehen und beschloß, das Eingreifen der Sachsen abzuwarten.

Die preussische und sächsische Artillerie, welche unter harten Verlusten das feindliche Gewehrfeuer aushielt, setzte inzwischen mit großer Energie ihr Feuer fort.

Gegen 6½ Uhr langte die sächsische 1. Division, welche einen geschickten Flankenmarsch ausgeführt hatte, von Norden her vor St. Privat an, und in Gemeinschaft mit den Sachsen ging nun auch die preussische Garde wieder zum Sturme vor. Der Feind, nun fast von allen Seiten umringt, schlug sich mit verzweifelter Entschlossenheit, die Franzosen schienen ihres alten Kriegsruhmes eingedenk und hielten sich mit erbitterter Zähigkeit, selbst als die Preußen von Westen und gleich danach die Sachsen von Norden in das Dorf eindrangten, mußte um jedes einzelne Haus gerungen werden. Um 7 Uhr Abends war die mit Strömen Blutes gewonnene feste Position in den Händen der deutschen Truppen, ein großer Theil der französischen Besatzung wurde gefangen genommen, der Rest entfloh auf der Straße nach Metz.

Durch die heldenmüthige Aufopferung der Garde wurde die heiße Schlacht entschieden. Als St. Privat la Montagne gefallen war, wurde ein Zurückweichen auf der ganzen französischen Linie bemerkbar. Nur die furchtbare Schlucht von Gravelotte konnte nicht genommen werden, die Position war zu kolossal fest. Hier brachte das 2. (pommersche) Armeekorps die Entscheidung. Seit früh um 3 Uhr auf dem Marsche, langte es mit Einbruch der Dunkelheit auf dem Schlachtfelde an, und ohne Säumen gingen die strammen, kampfluftigen Pommern mit dem Bajonett auf den Feind los. Trotz der entsetzlichsten Verluste wurde die feindliche Stellung genommen, und über die Schlucht hinaus wurden die Franzosen noch eine Strecke weit verfolgt, bis die Kanonen der Außenwerke von Metz den tapfern Pommern Halt geboten. Um 8½ Uhr schwieg das Feuer auf allen Punkten, das große Werk war gelungen, Bazaine mit der ganzen

französischen Hauptmacht, darunter die stolze Kaisergarde, war in Metz eingesperrt und für den weiteren Verlauf des Krieges unschädlich gemacht. König Wilhelm in Person hatte von einer Anhöhe bei Gravelotte aus die Schlacht geleitet und die deutschen Heere zum entscheidenden Siege geführt.

Die großen Erfolge der blutigen Schlacht erkannte man erst am folgenden Tage, als die Stellungen, welche der Feind inne gehabt, näher besichtigt wurden. Die „große Mazon“ war in überstürzter Flucht davon gegangen, bei Armanvilliers (zwischen St. Privat und Metz) war ein großes und sehr werthvolles Zeltlager unter Zurücklassung zahlreicher Effekten und Waffen preisgegeben worden. Die Fleischtöpfe standen vollständig angerichtet vor den erloschenen Feuern, Kleidungsstücke waren in Hast aus den offen zurückgelassenen Koffern gerissen, Briefschaften lagen umher — alles deutete auf eine wilde, kopflose Flucht.

In diesem Lager konnten die deutschen Truppen auch sehen, wie bequem der französische Soldat es sich im Felde zu machen pflegt. Während die deutschen Krieger oft genug auf der kalten Erde unter freiem Himmel zu bivouakiren haben, fand man in den französischen Zelten nicht nur Betten, Stühle und Sessel, sondern sogar Teppiche und Vorhänge, wohlriechende Wasser und Oele und andere Toilettegegenstände. Da war es nicht zu verwundern, wenn bei einer solchen Masse unnützer Bagage die Bewegungen der französischen Armee an Schnelligkeit so weit hinter den deutschen Heeren zurückstanden.

Am Tage nach der Schlacht wurden von Mittag an die gefallenen Helden begraben. Die Verluste waren entsetzlich groß, auf deutscher Seite zählte man 18000 Tode und Verwundete, die Franzosen verloren 29000 Mann, darunter 3000 Gefangene und eine sehr große Zahl Todter.

Das Schlachtfeld bot einen grausigen Anblick, ein Augenzeuge berichtet darüber: „Die Felder sind mit Leichen bedeckt, weithin schimmern die rothen Hosen der Feinde, die weißen Brustflizen der stolzen, zurückgeworfenen kaiserlichen Garden, die Helme der französischen Kürassiere, die Waffen blitzen weithin im Sonnenglanze, die

Hände derer, die sie führten, sind kalt und im Todeskampfe zusammengeballt, die Stirn klappt, die Brust ist zerlegt. Es war eine lange, grauenhafte Promenade, als ich den von Gorze aufwärts führenden Hohlweg hinaufstieg und gleich oben auf die ersten Trümmer der Kämpfer stieß. Schrittweise war hier jede Elle Landes erkämpft, haufenweise lagen die Leichen, zerschmetterte Leiber, Pferdekadaver, zerbrochene Waffen, Tornister, Zeltpföcke, die blauen Shawls der Fantassins, die Chassepots und die Faschinenmesser. Grauenhaft glogte das Auge der Todten aus dem wüsten Chaos hervor. Es war ein Bild, so entsetzlich, wie es selbst Magenta, Solferino und Sadowa nicht geboten. Wie rother Mohn und blaue Kornblumen leuchteten die bunten Farben der gefallenen Feinde weithin über die Höhen, tief hinab in die Thäler, als eine entsetzliche Garnitur säumten sie die Wege, hier in Haufen hingestreckt, dort einzeln gefallen, wie sie der Schnitter dahin gemäht hatte."

Unendlich groß war der Jammer der Verwundeten, bei der ungeheuren Zahl derer, welche der Pflege bedurften, war es erst am 20. August gelungen, die letzten Verwundeten in den Lazarethen unterzubringen, und nur den unübertrefflichen Einrichtungen der Militärbehörden, der unermüdblichen Thätigkeit vieler Privatpersonen und der großen Opferwilligkeit des deutschen Volkes war es zu danken, daß von den Verwundeten nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl in den Lazarethen starb. Typhus, Lazarethfieber und ähnliche sonst so gefürchtete und in Kriegszeiten so häufige Krankheiten sind nie in größeren Dimensionen in den deutschen Spitälern aufgetreten. Auch die jetzt eintretende kühlere Witterung wirkte günstig auf den Zustand der Verwundeten. Man arbeitete mit allen Kräften darauf hin, die, welche den Transport aushalten konnten, nach Deutschland zu schaffen, wo sie in königlichen, städtischen und von Privatpersonen eingerichteten Krankenhäusern die beste Pflege fanden. Alle größeren Städte Deutschlands bauten in dieser schweren Zeit große Barackenlazarethe, in denen Tausende der armen Verwundeten ihre Heilung fanden. Es muß ausdrücklich erwähnt werden, daß die Stadt Berlin in jedem Zweige der Hülfsleistung mit einem großartig opferbereiten Beispiele voranging. Auch Bremen hat sehr viel geleistet.

Mit den französischen Verwundeten, welche in Frankreich von ihren eigenen Landkleuten verpflegt wurden, stand es nicht so gut als mit denen, welche in die Hände der Deutschen zu fallen das Glück hatten. Uebereinstimmend melden uns die Berichterstatter aller Nationen, daß in den Lazarethen der Franzosen nicht allein oft Mangel am Nöthigsten herrschte, sondern daß auch die französischen Aerzte ihr schweres und verantwortliches Amt nicht im entferntesten mit der Gewissenhaftigkeit und dem Geschick der deutschen Aerzte verwalteten. In Metz, wo die Verwundeten der drei großen Schlachten vom 14., 16. und 18. August zusammengehäuft waren, erreichte das Elend bald eine entsetzliche Höhe.

Alle Zugänge in die Festung waren schon gleich nach der Schlacht bei Gravelotte abgeschnitten worden. Nach wenigen Tagen der Ruhe, welche auf den Schlachtfeldern, in der Nähe der Gräber gehalten werden mußten, begannen von deutscher Seite die kriegerischen Operationen mit unverminderter Energie. In Metz verfügte Marschall Bazaine noch über 180000 Mann schlagfertiger, wenngleich augenblicklich sehr entmuthigter Truppen. Um ihn in Schach zu halten, blieb Prinz Friedrich Karl mit sieben Armeekorps vor Metz stehen, die übrigen deutschen Truppen, besonders die Armee des Kronprinzen von Preußen, trat den Vormarsch nach Paris an.

In der französischen Hauptstadt kamen nun natürlich keine Depeschen von Bazaine mehr an. Die Pariser fragten, was das wohl zu bedeuten habe? Da erklärte das Ministerium Falikao, das Fehlen der Nachrichten habe durchaus nichts Beunruhigendes, denn der Marschall werde wohl seine Gründe haben, daß er keine Depeschen schicke. Die Behauptungen der Deutschen, daß sie die französische Hauptmacht geschlagen und in Metz eingesperrt hätten, seien nur Lügen! Das verblendete Volk hatte selbst in dieser furchtbaren Lage der Dinge nicht so viel Selbstüberwindung, daß es sein eigenes großes Unglück eingestanden und der Sachlage Rechnung getragen hätte. Die Großprahlerei dauerte fort, auf den Straßen von Paris hob das französische Volk die Faust auf und drohte, die barbarischen Fremdlinge zu vernichten. Ihren großen Muth aber bewiesen die Franzosen jetzt dadurch, daß sie aus ganz Frankreich alle darin wohnhaften,

friedlichen Deutschen austrieben, unter den empörendsten Rohheiten sie ihres Eigenthums beraubten und selbst Frauen und Säuglinge, sogar Kranke nicht verschonten. Das Volk, welches sich stets in der maßlosten Selbstüberhebung als den Vorkämpfer der Zivilisation hingestellt hatte, beging eine brutale Gewaltthat, wie man sie nur von den rohesten Völkern der außereuropäischen Länder erfahren hatte.

Der preussische Statsanzeiger gab am 20. August eine allgemeine Uebersicht über die errungenen Erfolge und über die Entwicklung der Verhältnisse, welche so treffend ist, daß wir die Worte hier wiedergeben wollen:

„Gott leitet unsre Fahnen von Sieg zu Sieg! Seine Hand richtet unser Volk auf und stärkt es in der schweren, blutigen Zeit!

Drei Schlachten sind in der kurzen Spanne Zeit, vom 14. zum 18. August, um Metz geschlagen. Die Palme von Mars la Tour, am 16., fiel dem brandenburgischen Armeekorps zu. Aber an dem entscheidenden Tage vor Metz, am 18. August, führte der Königliche Feldherr seine Preußen fast aus allen Landestheilen, dazu unsre norddeutschen Bundesgenossen, zu großem, glorreichem Siege!

Die französische Hauptmacht mit ihren Kerntruppen, die Garden mit ihren stolzen Erinnerungen, sind unter ihren bewährtesten Generalen in fester Stellung aufs Haupt geschlagen worden, angesichts des großen Waffenplatzes, der ihren Stützpunkt bildete und unererschöpfliche Hülfquellen an Kriegsmaterial zu bieten schien.

Regen wir den wohlverdienten Lorber und reiche Siegespalmen auf die erbläuten Helden söhne und Heldenbrüder, welche für König und Vaterland siegten und starben, und um welche ihre Waffenbrüder und das ganze deutsche Volk in Trauer stehen!

Es sind Gottes Gerichte, die sie mit ihrem edlen Blute besiegeln, Gottes Gerichte gegen ein Volk, das in Ueberhebung und Verblendung ausharrt, und von dessen sittlicher Verkommenheit der Lügegeist Zeugniß gibt, welcher jetzt die wildesten Leidenschaften aufruft und entfesselt.

Widerwärtig sind die Szenen in der Hauptstadt Frankreichs während der nahesten Katastrophe in den obern und untern Volks-

schichten. Ein hohles Pathos appellirt vergeblich an den Patriotismus. Er hat mit der Erschütterung der sittlichen Grundlagen im öffentlichen Leben Frankreichs dort seinen edelsten Gehalt verloren.

Der Fanatismus der Parteien und der angefaßte Racenhaß vermögen den Patriotismus nicht zu ersetzen. Völkerrechtswidrige Handlungen gegen friedliche deutsche Einwohner, Unthaten, welche durch Entfesselung der Leidenschaften in der Kriegsführung hervorgerufen werden, sind deren Folgen und brandmarken Frankreich in den Augen aller Kulturvölker.

Wenden wir dagegen das Auge auf das eigene Vaterland und seine Söhne, wie wohlthuend und erhebend ist dann der Blick!

Deutsche Männer und deutsche Jünglinge gehen freudig und mit Siegeszuversicht in den Opfertod. Nicht Einer wich vor dem Feinde, nicht Einer von der schönen, sittlichen Mannszucht, deren Symbol die preussischen Fahnen stets waren und die jeden unsrer deutschen Krieger erfüllt.

Unser Volk daheim aber läßt die Banner und Fahnen nach den Siegen wehen mit stolzer Freude, aber zugleich mit Ernst und Würde und mit stummem Schmerz!

Wenn seine Edelsten fallen, hat es Einen zuversichtlichen Trost! Vergebens wird dieser heilige Kampf nicht wieder gekämpft werden wie von unsern Vätern, gegen ein Volk voll Herrschsucht und Uebermuth, das Deutschland seine schönsten Gebiete geraubt, es Jahrhunderte lang anmaßlich bedroht und gefährdet und zu erniedrigen gesucht hat.

Der Herr, der unsre Heerscharen zum Siege führt über Lüge und Unsitte, Er wird jetzt gnädiglich fürsorgen, daß unsre edlen Opfer nicht vergeblich fallen. Er wird unsern königlichen Kriegsherrn im Silberharn segnen, daß ihm vergönnt sei, einen dauernden Völkerfrieden herzustellen im Herzen Europa's, durch ein großes, einiges, deutsches Vaterland, als Hort der Gottesfurcht, edler Sitte und wahrer Freiheit! Das walte Gott!" —

3.

Schlacht bei Sedan: Sturz des französischen Kaiserthums.

Nach der Schlacht bei Gravelotte, durch welche die französische Hauptmacht lahm gelegt wurde, beruhte die letzte Hoffnung des Kaiserreichs noch auf den Truppen, welche Marschall Mac Mahon im Lager von Chalons sammelte. Sie bestanden aus den Trümmern, welche von des Marschalls eigenem Korps nach Chalons gelangt waren, aus dem Korps Douai, welches von Belfort, aus dem Korps de Failly, welches von Toul nach Chalons gegangen war. Außerdem hatte der Minister Graf Palikao eine beträchtliche Anzahl Kanoniere der französischen Flotte von Cherbourg kommen lassen, auch sie wurden der Armee des Marschalls zugetheilt. Der Kriegsplan wurde in Paris ausgearbeitet und dem Marschall vorgeschrieben, der ihn ausführen mußte, obwohl er so wenig wie der Kaiser davon erbaute war. Nach diesem Plane sollte Mac Mahon sich nach Norden wenden, und gestützt auf die Festungen an der belgischen Grenze über Thionville nach Metz zu gelangen, den Marschall Bazaine zu entsetzen und von der Umschlingung der deutschen Truppen zu befreien. Sobald dieser Plan ihm zugestellt wurde, brach der Marschall auch sofort auf. Die Stärke seines Heeres betrug 130000 Mann.

Am 22. August begann die Räumung des Lagers von Chalons. Der kaiserliche Pavillon in diesem großen Feldlager wurde von den eigenen Soldaten geplündert. Die kostbaren Hengste und Stuten, welche in den vier kaiserlichen Gestüten gepflegt wurden, gab Mac Mahon seinen Soldaten als Reitpferde, und als am 23. August die letzten Truppen das berühmte Lager, welches so manches Jahr Frankreichs Stolz gewesen, verlassen hatten, wurden die langen Reihen der Holzbaracken in Brand gesteckt.

Von Reims rückte Mac Mahon am 23. August wieder ab, mitten in der Nacht, bei Sturm und Regen brach er auf und zog gen Norden. Unmittelbar nachher machten sich Nachzügler des Korps de Failly über den Güterbahnhof in Reims her, brachen die Wagen auf, rissen Munitionsfässer, Bagagekisten so wie einen großen Theil

kaiserlicher Effecten heraus, verschleuderten an Aufkäufer einen Theil der Sachen und überließen das übrige dem Zufall.

Ueberhaupt zeigte das Korps de Failly die Spuren der beginnenden Auflösung in hohem Grade. Der General de Failly hatte jahrelang das französische Okkupationskorps in Rom befehligt und war in dieser sündenreichen Stadt ein an Körper und Geist erschlaffter Weichling geworden. Mac Mahon hatte verlangt, der Kaiser solle ihn absetzen, aber bei Hofe und besonders in den Kreisen der Kaiserin war de Failly seiner devoten und pfäffischen Gesinnung wegen sehr angesehen, er blieb zum Unheil Frankreichs auf seinem Posten, um schließlich eines ehrenvollen Soldatentodes zu sterben, den er nicht verdient hatte. Sein Korps bildete die Nachhut im Heere des Marschalls Mac Mahon.

Die Armee des Kronprinzen von Preußen hatte ihren Vormarsch auf Paris gleich nach dem blutigen Tage von Gravelotte fortgesetzt. Am 23. August besetzten die Vortruppen der III. Armee, preussische Ulanen, das Lager von Chalons. Ueberall, wohin die flinken Reiter kamen, machten sie reiche Beute an kaiserlichen Vorräthen. Als Führer dienten ihnen auf ihren kühnen Bügen die Karten des französischen Generalstabes, jeder preussische Offizier vom Hauptmann aufwärts hatte beim Beginn des Krieges ein Exemplar dieser Karten erhalten, welche durch den preussischen Generalstab noch auf das sorgfältigste ergänzt und berichtigt waren. Die Franzosen hatten es nicht der Mühe werth gehalten, nur einmal ihre Stabsoffiziere mit guten Karten zu versehen. Es wird erzählt, daß in der Schlacht bei Courcelles die Adjutanten Frossards sich bei den Landleuten mehrfach nach Chausseen und andern Wegen erkundigten. Dafür erhielt aber nach der Schlacht bei Wörth ein französischer Kapitän vom Genie, der auf der Flucht nach Belfort begriffen war, ein umfangreiches Packet zugestellt, welches die Pläne deutscher Festungen enthielt!

Drei Tage nach der Besetzung des Lagers von Chalons, am 25. August ergab sich die südlich von der Stadt Chalons an der Marne belegene kleine Festung Vitry le Français, 16 Kanonen wurden erbeutet, 17 Offiziere und 850 Mann gefangen genommen.

Im deutschen Lager hatte man inzwischen genauere Nachrichten

über die neuesten französischen Kriegspläne. Der Zug des Marschalls Mac Mahon an die Nordgrenze war ein großer Fehler, denn im Falle einer Niederlage war die letzte französische Armee von aller Verbindung mit Frankreich abgeschnitten und auf Gnade und Ungnade in die Hände der Sieger gegeben. Dieser Fehler wurde vom preussischen Generalstabe mit gewohnter Umsicht und Energie ausgenutzt. Die Armee des Kronprinzen von Preußen, die kicken, kampfesmuthigen Sieger von Weißenburg und Wörth, die guten Kameraden aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes, vollzogen einen Rechtsabmarsch und begannen ein Treibjagen auf den stolzen Marschall, den Sieger von Magenta, der ihnen auf diesem Zuge eine sichere Beute werden sollte. Theile der II. preussischen Armee, darunter das Gardekorps, vereinigten sich mit der Armee des Kronprinzen, auch der König Wilhelm mit dem großen Hauptquartier und dem Bundeskanzler Grafen Bismarck schloß sich an.

Damit Mac Mahon durchaus nicht durch die deutschen Linien sich hindurchstehlen oder hindurchschlagen könne, wurde noch eine neue Armee gebildet, welche den Namen „Vierte Armee“ erhielt und das 4. preussische, das Gardekorps und das 12. (königl. sächsische) Korps umfaßte. Geführt wurde diese IV. Armee durch den Kronprinzen von Sachsen, der sich als umsichtiger Führer schon öfter gezeigt und erst kürzlich seinen militärischen Scharfblick am 18. August bei der Erstürmung von St. Privat bewiesen hatte.

Der Vormarsch der deutschen Heere erfolgte nun in drei Linien. Während der Kronprinz von Preußen mit der III. Armee von Nancy aus auf einer südlichen Linie über Commercy, Bar le duc, Saint Dizier und Vitry in das Gebiet zwischen der Marne und der Aube vorrückte, ging die IV. Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen auf einer etwas nördlicheren Linie von Pont à Mousson über die mittlere Maas in der Richtung auf Chalons und Reims, noch weiter nördlich aber zogen andere deutsche Truppen, welche sich bis an die belgische Grenze ausbreiteten, über Verdun nach Reims. So umfaßten und beherrschten unsre Armeen bei ihrem Marsche die ganze ausgedehnte Linie von der belgischen Grenze längs der Maas bis an die Aube hin und konnten mit der Zuversicht vorrücken, daß es Mac

Mahon keinenfalls gelingen könne, unbemerkt auf Metz zu marschiren. Nachdem man im preußischen Hauptquartier jedoch genauere Nachrichten über die französischen Kriegspläne erlangt hatte, vollzog sich der schon oben erwähnte Rechtsabmarsch der Armee des Kronprinzen von Preußen, während der Kronprinz von Sachsen nach Norden mit einer kleinen östlichen Wendung vorging, so daß Mac Mahon sich jetzt gleichsam zwischen den Schenkeln eines Winkels befand, dessen Spitzen sich zuletzt schlossen und dem Herzog von Magenta dasselbe Schicksal bereiteten wie dem Marschall Bazaine.

Der Kronprinz von Sachsen stieß zuerst auf den Feind. Eine Abtheilung, bestehend aus dem 3. sächsischen Reiterregiment, einer Eskadron preußischer Ulanen und einer reitenden Batterie, traf im Departement des Ardennes, nordöstlich von Vouziers in der Gegend von Buzancy auf 6 Eskadrons französischer Chasseurs à cheval. Die Deutschen gingen sofort zum Angriff über, in dem heftigen Handgemenge wurde der französische Kommandeur vom Pferde gehauen und gefangen, die Chasseurs wurden zersprengt, eine Anzahl derselben zu Gefangenen gemacht. Sie gehörten dem Korps de Failly an, und man erhielt nun Gewißheit, daß Mac Mahons Armee sich vor den deutschen Linien befand und auf eiligem Marsche gegen Norden begriffen war. Doch lange sollte ihm die Freiheit der Bewegungen nicht mehr gestattet sein, schon näherte man sich der Gegend, in welcher die Katastrophe stattfinden sollte. Sie wurde angekündigt durch das Vorpostengefecht bei Nouart am 29. August, fortgesetzt durch die Schlacht bei Beaumont am 30. August und beendet am 1. September bei Sedan.

Beaumont im Arrondissement Sedan ist ein kleiner Ort mit 1300 Einwohnern, und liegt $1\frac{1}{4}$ Meilen von Mouzon entfernt auf etwa 800 Fuß hohen Hügeln, welche die nordöstlich vorüberfließende Maas begleiten. Von Beaumont führt nordöstlich die Straße über Mouzon an der Maas nach Sedan. Das Terrain ist um Beaumont von bewaldeten Anhöhen bedeckt, welche östlich das Thal der Maas beherrschen. Buzancy liegt südwestlich von Beaumont. Von Mouzon ist die belgische Grenze etwa 2 Meilen entfernt, auf dem Wege dahin gelangt man zuerst nach Vaux, überschreitet den kleinen

Fluß Chiers, der kurz vor Sedan in die Maas fällt, und trifft ganz nahe der belgischen Grenze auf den letzten französischen Ort Carignan, von wo die Eisenbahn in nordwestlicher Richtung nach Sedan, von da rein westlich nach der Festung Mézières führt.

Als die französische Armee unter Mac Mahon bei Beaumont konzentriert stand, wurde sie durch die III. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen von Westen her auf ihrem rechten Flügel, durch die IV. Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen von Süden her angegriffen, zurückgeworfen und bei Mouzon über die Maas gedrängt.

Die Bewegungen der III. Armee begannen des Morgens um 8 Uhr. Sie hatte einige Märsche auszuführen, ehe sie ihre vorgeschriebene Stellung einnehmen konnte. Das erste bayerische Korps ging direkt auf Beaumont und bildete also in der Armee des Kronprinzen von Preußen den rechten Flügel, der am weitesten südlich stand und sich an den linken Flügel der IV. Armee anlehnte. Die Aufstellung der III. Armee erstreckte sich nun also von dem I. bayerischen Korps ab in nordwestlicher Richtung bis an die belgische Grenze in der Nähe von Mézières. Die III. Armee umfaßte das 1. und 2. bayerische Korps, das 5., 6. und 11. preussische Korps und die Württemberger. Von der IV. Armee kamen besonders zum Gefechte das 4. preussische und das 12. (königl. sächsische) Korps.

Die Besorgnisse, welche der Marschall Mac Mahon in Betreff des Generals de Failly gehegt, sollten sich als vollständig berechtigt ausweisen. Dieser elende Schwächling war nicht einmal fähig, die allernothwendigsten Anforderungen eines Feldoffiziers zu erfüllen. Als zuerst das preussische 6. (schlesische) Korps vorrückte, wurde ein Hauptmann zum Rekognosziren vorgeschickt, einige Husaren begleiten ihn. Im Walde von Beaumont begegnet dem Hauptmann eine feindliche Patrouille, welche sich vor ihm zurückzieht. Der preussische Offizier setzt seinen Weg fort, und als er an dem Rande des Waldes anlangt, sieht er plötzlich vor sich ein großes französisches Lager, die Soldaten kochen und braten mit großer Emsigkeit und haben alle ihre Gedanken in dieser schweren Zeit ihres Vaterlandes so sehr auf das Essen gerichtet, daß sie nicht einmal Zeit gehabt haben, vor dem Lager

Posten auszustellen. Ja sogar als die Patrouille, welche dem preussischen Hauptmann begegnete, ins Lager reitet und ihre Meldung macht, ignorirt man sie vollständig und ist so entsetzlich gewissenlos, daß man nicht einmal die Gefahr prüft.

Der preussische Hauptmann zieht sich indeß vorsichtig zurück und berichtet, was er gesehen. Sofort fährt preussische Artillerie auf und eröffnet ihr Feuer, und die preussischen Granaten setzen das feindliche Lager in die furchtbarste Verwirrung. Unter schweren Verlusten geht das Korps de Failly in wilder Flucht zurück, das ganze Lager mit seinen äußerst werthvollen Einrichtungen und Vorräthen wird eine Beute der Preußen. So benahm sich in Frankreichs schlimmster Stunde der General de Failly, der Günstling der Kaiserin Eugenie.

Das 6. preussische Korps war am Anfange des Krieges bekanntlich erst noch bei Glogau zur Beobachtung der Oestreicher stehen geblieben und erst nach der Schlacht bei Wörth zur III. Armee gestoßen. Es hatte bisher den Feind noch nicht zu sehen bekommen, heute war es zum erstenmal im Feuer, und mit lange zurückgehaltener, ungestümmter Kampflust warf es sich auf den Feind. Beaumont wurde genommen, gleichzeitig drang das 12. Korps hart an der Maas vor.

Indessen wurde das 1. bayerische Korps, das ebenfalls auf Beaumont operiren sollte, in der linken Flanke angegriffen, wandte sich aber mit großer Schnelligkeit, warf den Angriff zurück und trieb den Feind vor sich her in der Richtung auf Sedan zu. Von Westen her avancirten die übrigen Korps der III. Armee, gegen Abend wurden die Franzosen gezwungen, über die Brücke von Mouzon auf das rechte Maasufer zu retiriren, wobei sie 23 Geschütze, mehrere Tausend Gefangene und zahlreiche Bagage verloren. Der französische rechte Flügel hatte sich vor der III. Armee auf dem linken Maasufer nach Sedan zurückgezogen. Mouzon wurde noch am Abend des Schlacht-tages vom 4. preussischen Korps besetzt. Die französische Armee hatte harte Verluste erlitten, die Zahl der Gefallenen auf deutscher Seite war gering, da an diesem Tage keine festen Positionen zu stürmen gewesen waren.

Auch das sächsische Korps hatte am 30. August bereits die Maas

überschritten, der größte Theil der deutschen Heere stand indeß noch auf dem linken Maasufer.

Am 31. August wurden auf deutscher Seite nun die strategischen Bewegungen ausgeführt, um die französische Armee völlig zu umschließen. Das 1. und 2. bairische Korps rückte von Süden direkt auf Sedan vor. Im Osten dieser Festung macht die Maas einen scharfen Bogen, erst fließt sie nach Norden, wendet sich dann nach Westen, darauf nach Süden und schließlich wieder nach Westen, so daß Sedan auf drei Seiten von der Maas umgeben ist und nur die Südseite, gegen welche die Baiern und links von ihnen das preussische 11. Korps anrückten, offen blieb. Durch diese beiden Truppentheile wurde also die Südseite völlig geschlossen. Hinter dem 11. Korps standen die Würtemberger, um als Reserve zu dienen und den Rücken gegen etwa unternommene Ausfälle aus der Festung Mézières zu sichern. Als unmittelbare Reserve diente dem 11. Korps das 5. Korps. Diese beiden letztgenannten Korps lagerten auf dem linken Ufer der Maas an der Stelle, wo gegenüber am rechten Ufer der Ort Douchery liegt. Sie sowohl wie die Würtemberger nahmen ohne Kampf ihre Stellungen ein. Die beiden bairischen Korps stießen im Laufe des Vormittags auf den Feind, vertrieben ihn jedoch durch Geschützfeuer und nahmen Stellung an der Maas.

Das 4. und 12. Korps der IV. Armee standen bereits auf dem rechten Ufer der Maas, sie hatten sich bis Carignan ausgebreitet und marschirten von Südosten in der Richtung der belgischen Grenze gegen Sedan. Das Gardekorps stand noch auf dem linken Maasufer, war aber bereit überzusetzen und wurde dazu bestimmt, hinter dem 4. und 12. Korps weg zu marschiren und von Norden her den Franzosen den Weg nach Belgien zu ver sperren.

Die IV. Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen setzte sich am 1. September Morgens 5 Uhr in Bewegung. Es war anfangs der Plan gewesen, erst am 2. September loszuschlagen, damit die Truppen am 1. September ruhen könnten. In einem Kriegsrathe, der am Abend des 31. August unter dem Könige, dem Kronprinzen und den Generalen abgehalten wurde, beschloß man jedoch, schon am 1. September den Angriff erfolgen zu lassen. Während nun die

Sachsen um 6 Uhr Morgens den Angriff eröffneten, setzten die Baiern im Süden von Sedan bei dem Dorfe Bazeilles über die Maas, ein wenig weiter südlich die Garden, während das 5. und 11. Korps und die Würtemberger bei Donchery auf ihren Pontonbrücken über die Maas gegangen waren, um sich auf ihrem Vormarsche schließlich im Norden der Stadt Sedan mit den Garden, die von Osten kamen, die Hand zu reichen und die Einschließung der französischen Armee dadurch zu vollenden. Der König Wilhelm beobachtete die Schlacht von einem Hügel südlich von Sedan aus, bei ihm befanden sich alle seine großen Räte und die militärischen Abgeordneten der fremden Mächte. Auf diesem Hügel war es auch, wo der König den Brief des besiegten Kaisers Napoleon erhielt.

Sedan liegt in einem der schönsten Punkte des Maasthales zwischen terrassenförmig aufsteigenden, von Laubwald gekrönten Höhenzügen. Von den östlichen Anhöhen führen schmale Wiesenflächen zur Maas herab. Westlich von Sedan liegt im Grunde die Stadt Donchery, dahinter und zu beiden Seiten dehnt sich die Ebene aus, nördlich von Sedan aber hebt sich das Terrain zu bewaldeten Hügeln. In der Mitte des Grundes zwischen Donchery und Sedan sieht man mehrere Weiler, in Gebüsch und Waldung halb versteckt. Nördlich wendet sich die Maas und umschließt durch ihre bereits erwähnte doppelte Krümmung eine Landzunge. In dieser Bucht liegt das Dorf Jges, westlich im Wiesenrunde das Dorf Vilette, mehr östlich Glaije. Zwischen Jges und Sedan liegt Floing, zwischen Donchery und Sedan liegt Frénois, südwestlich von Sedan liegt der bereits genannte Ort Bazeilles.

Der Nebel, welcher am frühen Morgen die ganze Gegend bedeckte, verzog sich gegen 8 Uhr. Gegen 7 Uhr ertönte auf der Linie südöstlich von Sedan, wo der rechte Flügel der deutschen Truppen vorstieß, anhaltendes Geschützfeuer. Der linke Flügel des Feindes stand hier auf den Anhöhen in vorzüglicher Deckung. Die Sachsen, welche hier angriffen, führten den Kampf deshalb meist durch Geschützfeuer, um die Wirkung der Umgehung auf dem deutschen linken Flügel erst abzuwarten. Um 9½ Uhr war die Umgehung von Seiten des 11. Korps so weit vollbracht, daß man Fühlung mit den Franzosen

gewonnen hatte. Lebhafteres Batterief Feuer bezeichnete den Eintritt dieses Momentes. Es wurde auch für die Sachsen ein Signal, jetzt mit großer Energie vorzugehen, der kraftvolle Angriff, welchen sie ausführten, übermannte den Feind, er begann, sich gegen die hinterwärts gelegenen Höhen zurück zu ziehen. Aber alles, was sich auf diese Weise zu retten suchte, gerieth in die eiserne Umarmung der beiden preussischen Korps, welche von Westen her vordrangen.

An der Stelle, wo das 11. Korps von dem westlichen Berg Rücken herab auf den überraschten Gegner losging, ließ schon seit 10 $\frac{1}{4}$ Uhr der Widerstand der Franzosen merklich nach. Nur an einzelnen Stellen, besonders bei dem Dorfe Igges und auf dem Felde, das bei den Höhenzügen gegen Sedan herabführt, entwickelte sich ein verzweifelter Kampf. Da die Franzosen vorzugsweise Artillerief Feuer zu bestehen hatten, so überließen sie die schwierigste Aufgabe dieses Tages ihrer Reiterei, die den Geschützen von der Seite beikommen sollte. Die französische Kavallerie ging zweimal mit glänzender Tapferkeit vor, aber ohne Erfolg, auch sie konnten das Verderben nicht aufhalten. Von dem Hügel aus, wo der König Wilhelm stand, sah man gegen 12 Uhr Mittags ganze Wolken von zurückgehender französischer Infanterie, in welcher die preussischen Granaten aus zahlreichen Geschützen eine arge Verwüstung anrichteten.

Das 5. Korps hatte inzwischen den weiten Marsch bis zu den äußersten Höhenwaldungen zurückgelegt. Es kam auch hier zu einigen heftigen Kämpfen, aber auch hier heftete sich der Sieg unwandelbar an die preussischen Fahnen. Die französische Reserve-Artillerie, welche den Marsch des 5. Korps aufhalten sollte, wurde zurückgeschlagen. Und schon nahten von Norden her die preussischen Garden, um den eisernen Ring zu schließen, in dem die napoleonische Geschichte ihr Ende finden sollte.

Ein starke Abtheilung französischer Truppen bewegte sich gegen Mittag nach Nordosten, um den Anprall der Garde aufzuhalten. Ihre Batterien eröffneten um 1 Uhr ein heftiges Feuer auf die Spitzen des Gardekorps. Die wenigen Bataillone, welche erst angelangt waren, zogen sich vor dem überlegenen Feuer ein wenig zurück, sobald aber die nächsten Verstärkungen eingetroffen waren, drangen sie, ob-

wohl immer noch bedeutend schwächer als der Feind, wieder vor. Da formirte sich ein Regiment französischer Kürassiere gegen die schwachen preussischen Truppentheile, ihre Helme und Panzer funkelten im Sonnenglänze, mit wildem Jagen stürmten die Eisenreiter gegen die preussischen Tirailleurs. Diese ließen die Schwadronen bis auf 150 Schritt kaltblütig herankommen und empfingen sie dann mit einem Schnellfeuer, welches in den dichten Massen die fürchterlichste Verheerung anrichtete. Hunderte von Rossen und Männern stürzten übereinander, eiligst schwenkte der Rest des Regiments wieder zurück.

Da versuchte französische Infanterie ihr Heil. Sie gingen unter stetem Feuern gegen die Preußen vor, aber als sie in die Nähe gekommen, empfing sie dasselbe Feuer, welches die Kürassiere niedergeworfen, und ein Regiment Chasseurs d'Afrique, welches zur Attaque ansprenge, wurde eben so blutig zurückgewiesen. In dieser Zeit fuhr preussische Artillerie hinter der Linie der Tirailleurs auf und feuerte in die dichtgedrängten feindlichen Kolonnen. Noch ein letztesmal warfen französische Kavallerieregimenter sich wie Verzweifelte auf die anrückenden Preußen, aber nur um fast gänzlich vernichtet zu werden, und nun ging die französische Infanterie raschen Laufes nach Sedan zurück, auf dem Fuße folgten ihnen die preussischen Regimenter.

Einen harten Stand hatten indeß im Süden der Stadt die Baiern. Mit ausgezeichnete Tapferkeit waren sie gegen Bazeilles angerückt, welches von französischer Marineinfanterie auf das hartnäckigste vertheidigt wurde. Baiersche Jäger stürmten das Dorf, sie wurden unter schweren Verlusten zurückgeworfen, der zweite Sturm brachte das Dorf abermals in ihre Hände, und diesesmal hielten sie es fest. Doch an dem erbitterten, furchtbar blutigen Kampfe theiligten sich selbst die Einwohner des Dorfes, aus den Häusern schossen sie auf die Baiern. Hart bedrängt in der Front, nun auch im Rücken angegriffen, schleuderten die Jäger Feuer in die Häuser und drangen weiter vor. Aber der Fanatismus zeigte sich hier in der scheußlichsten Weise. Nachrückende Baiern kamen gerade dazu, als Einwohner des Dorfes eben dabei waren, einige schwerverwundete Baiern, die hilflos auf der Dorfstraße lagen, in die brennenden Häuser zu zerren!

Dieser Anblick setzte die Truppen in eine erklärliche Wuth, unter den Bajonetten der Jäger fielen die Unmenschen, ihre zuckenden Leichen wurden in die Flammen geschleudert. Aber das Feuer aus den Häusern dauerte trotz der furchtbaren Vergeltung fort, und es endete erst, als das ganze große Dorf in Flammen gesetzt wurde. Es brannte völlig nieder, und am Abend, als die Schlacht schon längst entschieden war, leuchteten über das graufige Schlachtfeld die Flammen des brennenden Dorfes.

Die Baiern hatten im Verein mit Regimentern des preussischen 4. Korps indeß die Franzosen auch aus dem Dorfe Balan zurückgeworfen, sie standen nun vor einer Thalschlucht, die noch große Schwierigkeiten bereitete. Aber zwei Batterien, welche von den Baiern vorgezogen wurden, leisteten wackre Dienste, auch das letzte Hinderniß wurde überwunden, in hellen Haufen flüchtete die französische Armee jetzt in ihren letzten Zufluchtsort, in die Festung Sedan, und von allen Seiten rückten die deutschen Truppen bis an die Mauern der Stadt. Es war Nachmittags 4 Uhr.

In dem heißen Kampfe trat nun eine kurze Pause ein, der Donner der schweren Geschütze ruhte, man wartete auf deutscher Seite, ob die Festung nicht die weiße Flagge aufziehen und kapituliren werde, da die Armee ja unrettbar verloren war. Beim Oberkommando der deutschen Truppen erhielt man zu dieser Zeit auch sichere Nachricht, daß der Kaiser Napoleon sich in Sedan befand.

Als die Kapitulation nicht erfolgte, eröffneten um 4½ Uhr die deutschen Batterien das Bombardement auf die Festung. Schon nach einer Viertelstunde schlugen die Flammen empor, schwarzer Qualm wälzte sich über die Stadt hin. Hätte die französische Armee jetzt noch an Widerstand gedacht, so wäre sie unrettbar vernichtet worden, denn 800 Geschütze standen auf den Höhen ringsumher zum Bombardement bereit. Doch man ließ es nicht zum Äußersten kommen.

Gegen 5 Uhr kam in scharfem Trabe ein französischer Oberst, hinter ihm zwei Ulanen, die Höhe heraufgeritten, auf welcher der König von Preußen stand. Einer der Ulanen trug die weiße Flagge. Der französische Oberst kam, um sich nach den Bedingungen der Kapitulation zu erkundigen. Es wurde ihm erwidert, daß es nöthig

set, bei einer Sache von solcher Wichtigkeit einen Offizier hohen Ranges zu senden. Er solle deshalb nach Sedan zurückkehren und dem Gouverneur der Festung melden, er habe sich sofort zum Könige von Preußen zu verfügen. Käme er nicht binnen einer Stunde, so würde die Kanonade wieder eröffnet.

Das Bombardement schwieg jetzt auf Befehl des Königs.

Der Parlamentär kehrte in die Festung zurück. Um 7 Uhr erschien der französische General Reille und überreichte dem Könige Wilhelm einen Brief des Kaisers Napoleon, worin derselbe schrieb: „Da es mir nicht vergönnt gewesen ist, an der Spitze meiner Armee zu sterben, so lege ich meinen Degen zu Ew. Majestät Füßen.“ —

Die Katastrophe war da! Der 15. Juli in Ems — der 1. September vor Sedan, der Kaiser Napoleon als Gefangener zu König Wilhelms Füßen — welch' ein erschütternder Wechsel!

König Wilhelms edles Herz war tief bewegt, milde und freundlich antwortete er dem besiegten Kaiser in einem eigenhändigen Briefe, dann verließ er das Schlachtfeld, Moltke und Bismarck blieben zurück, um die Kapitulation der französischen Armee abzuschließen, da der Kaiser nicht Höchstkommendirender war.

Ueber die Vorgänge am 2. September schreibt König Wilhelm an seine erlauchte Gemahlin:

„Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen hatte, die in Donchery stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfelde um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegen kam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchery gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte und sich in der Nähe ein Schloßchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an, um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulations-Urkunde, um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavallerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schloßchen ab, wo der Kaiser mir entgegen kam. Der Besuch währte eine Viertelstunde, wir waren beide sehr bewegt

über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.

Nach dieser Begegnung beritt ich von $\frac{1}{2}3$ bis $\frac{1}{2}8$ Uhr die ganze Armee vor Sedan.

Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimierten Gardekorps, das alles kann ich Dir heute nicht beschreiben, ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung." —

Die Kapitulation war nicht durch den Marschall Mac Mahon abgeschlossen, da derselbe durch einen Granatsplitter schwer verwundet war, sondern durch den General von Wimpffen, welcher eben erst mit frischen Truppen aus Afrika gekommen und an de Failly's Stelle getreten war. Der Wortlaut des Dokumentes ist folgender:

Art. 1. Die französische Armee unter dem Befehle des Generals de Wimpffen, gegenwärtig eingeschlossen durch die zahlreicheren Streitkräfte um Sedan, ist kriegsgefangen.

Art. 2. In Erwägung der tapfern Vertheidigung dieser französischen Armee findet eine Ausnahme statt für alle Generale und Offiziere, so wie für die höhern Beamten mit Offiziersrang, die sich durch ihr Ehrenwort schriftlich verpflichteten, bis zum Ende des gegenwärtigen Krieges die Waffen nicht gegen Deutschland zu führen und in keiner Weise gegen dessen Interessen zu handeln. Die Offiziere und Beamten, welche diese Bedingung annehmen, behalten ihre Waffen und diejenigen Gegenstände, welche ihnen persönlich gehören.

Art. 3. Alle Waffen und alles Material der Armee, bestehend in Fahnen, Ablern, Kanonen, Munition u. s. w. werden an eine von dem Obergeneral ernannte Kommission nach Sedan abgeliefert um unmittelbar an die deutschen Kommissare überwiesen zu werden.

Art. 4. Die Festung Sedan wird in ihrem gegenwärtigen Zustande und spätestens am Abend des 2. September übergeben und zur Disposition des Königs Wilhelm gestellt.

(Art. 5 regelt den Abmarsch der Gefangenen.)

Die Zahl der französischen Gefangenen betrug 83000 Mann, darunter 4000 Offiziere, erobert wurden 400 Feldgeschütze, darunter

70 Mitrailseusen, 150 Festungsgeschütze, 43 Adler, 22 Standarten, 10000 Pferde und überaus zahlreiches Armeematerial.

Eine Kapitulation solcher Truppenmassen, dazu eine Gefangennahme des regierenden Fürsten auf dem Schlachtfelde, war noch nie in der Geschichte vorgekommen, überboten wurde sie aber in ihren Dimensionen von der später erfolgten Kapitulation von Metz.

Am 2. September war grade ein Monat verflossen, seit die französische Armee einmal auf ganz kurze Zeit die Grenze bei Saarbrücken überschritten, seit dieser Zeit war in unaufhaltsamen Siegeslaufe die ganze militärische Macht Frankreichs zurückgeworfen, eingesperrt oder vernichtet. In drei Erdtheilen hatte die kaiserliche Armee ihre Fahnen siegreich wehen lassen, die ganze Welt blickte mit Zagen auf die furchtbaren Heere, die mit den mörderischsten aller Waffen ausgerüstet waren, und wenige Stimmen gab es in Europa, welche für Deutschland den Sieg profesezten.

Und doch haftete der Sieg vom ersten Schlachttage an und in allen Stunden an den deutschen Fahnen, nicht ein einziges Mal war es den Franzosen gelungen, einen Vortheil zu erringen, sie hatten Niederlagen erlitten, welche jedermann für unmöglich gehalten haben würde, Niederlagen, wie die Geschichte sie noch nicht gekannt.

Solche Erfolge konnten nicht allein durch die Ueberlegenheit der Führung errangen werden. Allerdings hatten die Franzosen von Anfang an die größten Fehler begangen, und die Bewegungen ihres Feindes wurden von einem strategischen Genie erster Größe geleitet, aber warum konnten Frankreichs Adler selbst bei Mars la Tour nicht den Sieg erringen, wo gegen 70000 Preußen 200000 Franzosen in fester Stellung standen? Warum konnten 40000 Franzosen die furchtbaren Epischerer Höhen nicht gegen 29000 Preußen halten?

Das Zusammenbrechen der französischen Macht vor geringeren deutschen Streitkräften in ungünstigster Stellung hatte einen tiefen, bedeutsamen Grund: die moralische Ueberlegenheit war es, welche an die deutschen Fahnen den Sieg heftete. Fragt doch den hochmüthigen, aufgeblasenen, geistig und körperlich entnervten Franzosen: warum zogest du ins Feld? Er muß antworten: um eine friedliche Nation zu überfallen, die uns keinerlei Beleidigung zugefügt, um zu rauben,

was wir schützen sollten, um zu vernichten, was allein den wahren Grund zu allem irdischen Gedeihen legen kann, wir sind in den Kampf gezogen mit der Brandfackel in der Hand, mit der Zerstörungswuth im Herzen, mit einem Schatten, dem Ruhme, als Götzenbild über uns. Wie die Scharen der Hölle wollten wir einbrechen in die Gefilde des Friedens, furchtbar hat uns das Gottesgericht getroffen, und als es über uns hereinbrach, da hatten wir kein Gottvertrauen in der Brust, kein heiliges Pflichtgefühl im Herzen, das uns die schlotternden Knie wieder empor schnellte, da mußten wir unterliegen im jähesten Sturze.

Der deutsche Krieger aber wird sagen: Ich zog ins Feld, weil das Vaterland mich rief, ich ergriff die Waffe, um den eigenen Herd, um Eltern, um Weib und Kind zu schützen, um einen Feind zu bändigen, der seit Jahrhunderten mein Vaterland beraubt, zerrissen, verwüstet hat, der in frivolstem Hochmuth die mich bis aufs äußerste gereizt, der meine Ehre tödtlich beleidigt hat. Nur Sicherheit für mein Vaterland will ich, mein Herz und meine Hand sind emporgehoben zu Gott dem Herrn, dessen Hand das Recht schützt, und wenn nach seiner Bestimmung die Brüder rings um mich her fallen, ich wanke nicht, denn meine Waffe schützt das Vaterland, und selbst wenn die Todeskugel mein Herz durchbohrt, dann blickt mein brechendes Auge noch voll Zuversicht zum Himmel empor, denn aus meiner Todesswunde blüht die Freiheit für mein Vaterland, der gesicherte Frieden für Weib und Kind auf, und dieser Gedanke giebt mir Kraft, getreu zu sein bis in den Tod!

Das Bewußtsein der guten heiligen Sache war es, was den deutschen Krieger unbefieglich machte, und das Bewußtsein der eigenen Schlechtigkeit war es, was die Kraft des Franzosen in jeder ernstesten Stunde brach.

Wie ein Sinnbild, welches den moralischen Standpunkt beider Völker verkörperte, konnte man die Persönlichkeiten der beiden Herrscher auffassen. Wilhelm, der deutsche König und Feldherr, eine schöne, edle, ritterliche Gestalt, der Sprosse des herrlichsten aller Fürstengeschlechter, der Herrscher, getragen von begeisterter Liebe seines Volkes, der Held voll überwältigender Treue und Aufopferung, der

Christ voll der rührendsten Demuth gegen den Allmächtigen, voller Milde auch gegen den Feind. Dagegen Napoleon, der Abenteurer, dessen Vater nicht einmal mit Gewißheit zu nennen ist, eine unschöne, schlaffe, entnervte und ausgefogene Gestalt, der Tyrann, verflucht von Millionen seiner eigenen Unterthanen, verachtet von der ganzen, moralisch zurechnungsfähigen Welt, der Feigling, der aus Metz abrüdt, sobald die Kugeln des Feindes pfeifen, der Ignorant in allem, was Krieg und Kampf heißt, der Verbrecher voll Heuchelei, voll Selbstsucht, voll niederträchtiger, zynischer Bosheit, der nicht wagen durfte, seine blutbesudelte Hand zu Gott dem Allwissenden und Allmächtigen aufzuheben!

Auf Lüge und Verbrechen hatte Louis Napoleon seinen Thron gebaut, nur der Eigennutz band die Scharen an sein Regiment, und als sein Glück so jäh zertrümmert wurde, da stürzte sein fauler Thron augenblicklich zusammen.

Freilich versuchte die Kaiserin und ihre Handwerksgenossen es selbst am 3. September in Paris noch mit der Lüge, aber ihre Stunde hatte geschlagen. Durch Maueranschlag in Paris und durch Depeschen in den Provinzen wurde offiziell mitgetheilt: „Keine amtliche Depesche ist gestern im Kriegsministerium eingetroffen, das Ergebniß der Gefechte vom Donnerstag ist also noch unbekannt. Die nichtamtlichen Nachrichten lauten so widersprechend, daß man ihnen unmöglich Beachtung schenken kann.“

Aber schon am Nachmittag des 3. September liefen dunkle Gerüchte über die erlittene Niederlage durch die Stadt, die Aufregung wuchs und hatte bald solche Ausdehnung gewonnen, daß man im Ministerium erkannte, wenn man sich nicht alles über dem Kopfe zusammenbrechen sehen wollte, so müsse man die Wahrheit sagen.

In der Nacht vom 3. auf den 4. September verließ die Kaiserin Eugenie, die Regentin, flüchtend Paris und begab sich über Belgien nach England, ihr Sohn folgte ihr bald nach, er hatte sich während der Katastrophe von Sedan in Belgien aufgehalten. Zu derselben Zeit wurde der Kaiser Napoleon auf den Befehl des Königs Wilhelm von Preußen nach Wilhelmshöhe bei Kassel gebracht. In Paris verkündigte der Graf Palikao im gesetzgebenden Körper Nachts um 1 Uhr,

ein Theil der Armee sei nach Sedan zurückgeworfen, ein anderer Theil habe kapitulirt, der Kaiser sei gefangen. Der Ministerpräsident setzte hinzu: „Diesen Nachrichten gegenüber würde es uns unmöglich sein, hier auf eine Diskussion über die möglichen Folgen eines solchen Ereignisses einzugehen. Das Ministerium hat sich noch nicht einigen können. Ich bitte um Aufschub der Diskussion bis morgen.“

Nach diesen Worten des Grafen Palikao brachte der Abgeordnete Jules Favre einen Antrag ein, nach welchem „der Kaiser und seine Dynastie aller ihnen durch die Konstitution verliehenen Rechte verlustig erklärt wird.“ Zugleich verlangte er die Ernennung einer Kommission aus dem gesetzgebenden Körper, welche, mit den Rechten einer Regierung bekleidet, die Mission haben soll, den Feind aus dem Lande zu vertreiben, unter Beibehaltung von Trochu als Gouverneur von Paris.

Die Versammlung, in welcher so viele Kreaturen Napoleon's saßen, nahm diesen Antrag mit tiefem Stillschweigen auf und beschloß, sich am folgenden Tage wieder zu versammeln.

Am folgenden Tage aber brachten schon Vormittags die Zeitungen genaue Kunde von den Vorgängen bei Sedan und gaben den Inhalt des Briefes, welchen Napoleon an den König Wilhelm geschrieben. Die France setzte hinzu: „Da der Mandatar, den die Nation gewählt, die ihm übertragenen Vollmachten nicht mehr ausüben kann, so tritt die Nation durch die Macht der Ereignisse in ihre Rechte wieder ein. Die Kammer hat zu handeln, indem sie nur das Heil des Vaterlandes im Auge hat. Es giebt keine Dynastiefrage mehr, und die Regierungsformen thun wenig zur Sache.“

Nachmittags 3 Uhr versammelte sich der gesetzgebende Körper, um weitere Mittheilungen des Grafen Palikao entgegen zu nehmen. Da drang die Menge in den Sitzungssaal und rief: „Es lebe die Republik! Absetzung!“ Vergeblich bemühten die Deputirten sich, auf ihre Sitze zu gelangen, nach einigen nutzlosen Versuchen gingen sie still auseinander. Das war das Ende des napoleonischen Instituts der Volksvertretung.

Zu derselben Zeit wurde auf dem Stadthause von Paris die Republik proklamirt. Vorsitzender derselben war Trochu, die äußern

Angelegenheiten übernahm Jules Favre, die innern Angelegenheiten Leon Gambetta, ein Pariser Advokat. Am Morgen des 5. September erschien das bisherige amtliche Organ des Kaiserreiches unter dem Titel: „Amtliches Journal der französischen Republik“ und veröffentlichte folgende Proklamazion, unterzeichnet von sämmtlichen Mitgliedern der neu gebildeten provisorischen Regierung:

„Franzosen! Das Volk kommt der Kammer zuvor, welche zauderte, das Vaterland zu retten. In der Gefahr hat es die Republik verlangt. Es hat seine Vertreter bestimmt, nicht für die oberste Gewalt, sondern für die Gefahr.

Die Republik hat die Invasion von 1792 besiegt. Die Republik ist proklamirt. Die Revolution erfolgt im Namen des Rechtes und des öffentlichen Wohles. Bürger, wachet über die Euch anvertraute Stadt. Morgen werdet Ihr mit der Armee die Rächer des Vaterlandes sein.“ Der gesetzgebende Körper wurde für aufgelöst, der Statsrath für abgeschafft erklärt. Dem Grafen Palikao gab man einen Wink, und der tapfre Chinesen-Mordbrenner machte sich noch bei Zeiten aus dem Staube.

So hatte die kaiserliche Regierung denn überall das Feld geräumt, die Republik hatte in Paris den vollkommensten Sieg davongetragen, und die Provinz folgte der Hauptstadt ungesäumt nach, in allen größeren Städten des Landes wurde die Republik proklamirt, das Kaiserthum der Napoleoniden hatte aufgehört zu existiren.

In Paris herrschte nun die ausgelassenste Freude. Statt sich ernst und würdig damit zu beschäftigen, wie man entweder den übermächtigen Feind besiegte oder, im Fall das unmöglich erschien, so bald als möglich Frieden schloffe, bewegte alle Welt sich im Wonnetaumel auf den Straßen, überall rief man: „Es lebe die Republik!“ Ueberall wurden die kaiserlichen Adler abgerissen, sogar von Zuaven und Turkos, die Büsten und Bilder Napoleons wurden massenweise vernichtet und in die Seine geworfen, man lachte und weinte vor Freude, man umarmte sich und schüttelte sich die Hände.

In den Zeitungen sowohl wie im Gespräch wurde nun der gefallene Imperator verurtheilt, derselbe Mann, dem das feile Volk so viel tausend Mal zugejauchzt hatte, wurde geschmäht und gelästert wie

ein Verbrecher, und jeder hatte schon lange gewußt, wie schlecht der Mensch gewesen war, und ein jeder hatte klar eingesehen, daß Napoleon den furchtbaren Krieg nur um seine Dynastie zu retten begonnen hatte, und daß er hatte besiegt werden müssen. Das alles schrien dieselben Leute, welche vor kaum zwei Monaten selber mit fanatischer Wuth zu dem „Spaziergange nach Berlin“ getrieben hatten, und dieselben Leute würden dem Kaiser Napoleon zu Füßen gekrochen sein, wenn er als Sieger heimgekehrt wäre. In die Gefahr hineingetrieben hatten sie alle den Kaiser, und nun das Unglück da war, hatte nicht Einer den Muth, die Konsequenzen des Unglücks zu tragen, und sich meinten sie von aller Schuld schneeweiß zu waschen, wenn sie den Kaiser zum Sündenbock machten. Erbärmliches Volk!

Und mit demselben naiven Egoismus, womit die guten Franzosen ihren napoleonischen Götzen abgethan, traten sie nun auch dem Könige von Preußen und seinen siegreichen Heeren gegenüber. „Der, welcher Euch den Krieg erklärte“ — sagten sie — „ist jetzt in Eurer Gewalt, und wir haben in Paris seine Herrschaft gestürzt. Nun ist die Sache abgemacht, wir Franzosen wollen uns nicht in Eure innern Angelegenheiten mischen, die Republik wird alles anerkennen, was Ihr in Euerem eignen Lande anordnen werdet. Aber nun geht auch nach Haus mit Euren Heeren, der Krieg ist nun aus!“

In den überschwänglichsten Gedanken gab der bekannte Schriftsteller Viktor Hugo die bereits angeführten Schwärmereien wieder, er schrieb in seiner Ansprache an die Deutschen:

„Warum diese Invasion? Warum diese wilde Anstrengung gegen ein Brudervolk? Was haben wir Euch gethan? Ist dieser Krieg von uns gekommen? Das Kaiserthum hat ihn gewollt. Das Kaiserthum hat ihn gemacht. Es ist todt. Das ist gut. Wir haben nichts gemein mit diesem Leichnam. Es ist die Vergangenheit, wir sind die Zukunft. Es ist der Haß, wir sind die Zuneigung. Es ist der Ver-rath, wir sind die Ehrlichkeit.“

Wahrlich, es gehörte das Hirn eines Verrückten dazu, um Glauben an solche Schönrednerei einem Volke zuzumuthen, welches seit drei Jahrhunderten von allen Parteien in Frankreich verspottet, mißhandelt, mit Füßen getreten, beschimpft und beraubt worden war.

Aber nicht allein die exaltirten Poeten Frankreichs fantasirten solches Zeug, auch die Regierung blies in dasselbe Horn. Am 6. September erließ Jules Favre ein Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs im Auslande, worin er sagte, er vertheidige mit Energie die Politik des Friedens und wolle durchaus nicht Deutschlands Selbstbestimmungsrecht antasten. Der König von Preußen habe selber in seiner Proklamazion am Beginn des Krieges erklärt, er führe nicht Krieg mit Frankreich, sondern mit der Dynastie. „Die Dynastie ist gefallen, das freie Frankreich erhebt sich, will der König von Preußen den Krieg fortsetzen? Mag er diese Verantwortung übernehmen vor der Welt und vor der Geschichte. Soll dies eine Herausforderung sein, wir nehmen sie an. Wir werden nicht einen Zoll breit von unserm Gebiete, nicht einen Stein unsrer Festungen abtreten. Ein schmachvoller Friede würde ein Vertilgungskrieg auf kurze Sicht sein. Wir werden nur auf einen dauerhaften Frieden unterhandeln. Unser Interesse ist das von ganz Europa. Aber auch alleinstehend werden wir nicht den Muth verlieren. — Schließlich also: Wir wollen den Frieden, aber wenn man mit diesem heillosen Kriege gegen uns fortfährt, so werden wir unsere Schuldigkeit thun bis ans Ende. Ich habe das feste Vertrauen, daß die Sache des Rechts und der Gerechtigkeit schließlich doch triumphiren wird.“

Also Deutschland sollte alles vergessen, was es in diesem Kriege gelitten und geopfert, das Blut seiner Söhne sollte vergebens geflossen sein, und wir sollten, ohne irgend welche Garantien gegen die Wiederkehr eines solchen Raubanfalles, unsre Opfer und unsern Schmerz tragen und nach Hause gehen, nur deshalb, weil die französische Republik keine Lust hat, den Krieg augenblicklich weiter fortzusetzen! So etwas zu denken, wäre kindisch, und so etwas zur Ausführung zu bringen, wäre Verrath am Vaterlande gewesen.

In Deutschland dachten auch nur sehr wenige daran, diese Anträge der französischen Republik anzunehmen. Eine kleine Partei allerdings wollte „die dargereichte Bruderhand“ ergreifen, aber diese Partei, die Sozialdemokraten, bestanden in ihrer verschwindend kleinen Anzahl auch nur aus heimathlosen, ehrlosen Schwindlern und trägen, unzurechnungsfähigen, für jede ersprießliche und ehrliche Thätigkeit verdor-

benen Subjekten. Man kann sich nicht wundern, daß einem solchen Abschaum der menschlichen Gesellschaft der Vaterlandsverrath so leicht wurde.

Unter allen Deutschen, in Europa wie in allen andern Welttheilen, herrschte allerdings ein gewaltiger, ein unaussprechlicher Jubel über die Erfolge bei Sedan, und man freute sich um so mehr, als die Schlacht bei Sedan den Deutschen so geringe Verluste gekostet hatte. Aber jeder war entschlossen, wenn es sein mußte, noch die größten Opfer zu bringen, um die Bürgschaften für einen dauernden Frieden zu erringen. Die Stimme aller Deutschen forderte als Siegespreis den Wiedergewinn von Elsaß und Lothringen mit seinen starken Festungen Straßburg und Metz, diese Länder sollten uns eine Vormauer werden gegen künftige Angriffe der Franzosen, und ihre Wiedererlangung sollte eine endliche Genugthuung für die so oft und so schwer gekränkte deutsche Ehre sein.

Der Ruf: Wir wollen keinen faulen Frieden! ertönte in allen Gegenden Deutschlands um so lauter, als grade zu dieser Zeit Gerüchte sich verbreiteten, das Ausland habe im Kabinet des Königs Wilhelm einen Versuch gemacht, auf einen Frieden zu Gunsten Frankreichs hinzuwirken. Als derjenige Stat, dessen Regierung mit dieser unglaublichen Forderung hervorgetreten, wurde nach zuverlässigen Nachrichten England bezeichnet. Der Unwille des deutschen Volkes gegen eine solche erbärmliche Handlungsweise von Seiten Englands war sehr groß, fast noch größer aber war das Erstaunen, daß das ehemals so stolze England, dessen Minister in früheren Zeiten so eifersüchtig über die Ehre ihres Vaterlandes wachten, sich zu solchen Handlungen der kläglichsten Mißgunst hinreißen lassen konnte.

Aber das England von 1870 hatte keine Aehnlichkeit mehr mit der alten, ehrenfesten, stolzen Britannia, welche mit dem Gut und Blut ihrer Kinder früher so oft das bedrängte Recht geschützt. Geld und Gewinn ist die Lösung der heutigen englischen Politik, aus Geldgier rüstete England während des amerikanischen Bürgerkrieges für die Südstaaten Kaperschiffe aus, und verkaufte im deutsch-französischen Kriege Waffen, Munition, Kohlen und Vorräthe aller Art an Frankreich, und ein Akt des niedrigsten Neides auf Deutschlands herrlich sich erhebende Macht und Größe war es, als die englischen Stats-

männer sich die Unverschämtheit erlaubten, einen Frieden vorzuschlagen, der Deutschland aller Früchte seiner schweren, blutigen Opfer zu berauben ganz angethan war.

Die Engländer fanden bei dem eisernen Grafen, der Deutschlands Politik leitete, ihre gebührende derbe Abweisung, und das deutsche Volk äußerte unverhohlen seine Freude darüber.

Um aber dem König Wilhelm und seinen Räthen in dieser schweren Zeit zu zeigen, daß das ganze Deutschland bereit sei, mit ihnen auf dem einmal beschrittenen Wege muthig vorwärts zu gehen, so wurden in dieser Zeit zahlreiche Adressen aus allen Gegenden Deutschlands abgesandt, welche dem Könige Wilhelm die unbedingte Bereitwilligkeit aussprachen, lieber noch schwere Opfer zu bringen, als sich den Preis so vielen Schmerzes und so vieler Arbeit entgehen zu lassen.

Aus der großen Zahl dieser Adressen wollen wir nur eine anführen, welche von Berlin an den König geschickt wurde. Sie lautet folgendermaßen:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster,
Allergnädigster König und Herr!

Um Ew. Majestät und deren Verbündete scharte sich, als der Krieg unvermeidlich war, einmüthig die Nation. Sie gelobte treu auszuharren in dem Kampfe für die Sicherheit, Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes. Gott hat die Waffen gesegnet, welche für die gerechte Sache mit unübertroffener Tapferkeit geführt werden. Mit Strömen des edelsten Blutes sind die Siege errungen worden, doch unerwartet schnell haben sie dem vorgesteckten Ziele uns nahe gebracht. Gewaltige Anstrengungen stehen noch bevor, das deutsche Volk ist zu jedem Opfer entschlossen, welches den höchsten nationalen Aufgaben gewidmet ist. Aber in der Mitte der ernstesten und gehobenen Stimmung werden wir beunruhigt durch die immer wiederkehrenden Berichte, daß fremde Einnischung, die doch die Schrecken des Krieges nicht abzuwenden wußte, jetzt bemüht sei, den Preis unsrer Kämpfe nach ihrem Ermessen zu begrenzen. Das Andenken an die Vorgänge nach der glorreichen Erhebung unsrer Väter lebt frisch in unserm Gedächtniß und mahnt Deutschland, daß es die Forderungen seiner Wohl-

fahrt allein berathe. Darum nahen Ew. Majestät wir abermals mit dem Gelöbniß, treu auszuharren, bis es der Weisheit Ew. Majestät gelingt, unter Ausschluß jeder fremden Einmischung Zustände zu schaffen, welche das friedliche Verhalten des Nachbarvolkes besser als bisher verbürgen, die Einheit und Freiheit des gesammten deutschen Reiches begründen und gegen jede Anfechtung sicher stellen." —

Dasjenige Ziel, welches also seit den großen Siegen in allen Theilen Deutschlands und von jedem ehrlichen deutschen Herzen als der Preis für die schweren Opfer hingestellt wurde, war die Einheit Deutschlands, und zwar eine Einheit, welche völlig frei von jeder fremden Bevormundung war, und die Erlangung gesicherter Grenzen, d. h. die Wiedererwerbung der geraubten Provinzen Elsaß und Lothringen, damit zwischen dem deutschen und dem wälschen Lande fortan der Wasgenwald den Grenzwall bilde, und die gewaltige Festung Metz einen treuen Wächter abgebe, der mit kraftvoller Faust jegliches Raubgesindel zurückschrecke.

Diese Bedingungen zu erlangen war unumgänglich nothwendig, und es wäre die größte Thorheit von der Welt gewesen, wenn man geglaubt hätte, durch edelmüthiges Verzeihen, durch Großmuth könne man sich den Erbfeind in einen zuverlässigen Freund verwandeln. Im Jahre 1815 war diese so viel empfohlene Großmuth gegen Frankreich geübt worden, und die Konsequenz davon war der 15. Juli 1870 und Tausende gefallener Helden, um welche das Vaterland trauert, Tausende ruinirter Familien, denen zu dem bittersten Schmerze sich noch die Noth gesellt.

Nein! die Zeit der Schwäche und der Leichtgläubigkeit des Volkes, die Zeit der unfähigen und kraftlosen Statslenker war vorüber, einig und stark forderte das deutsche Volk des Jahres 1870 sein gutes Recht, und der Leiter seiner Angelegenheiten war der „eiserne Graf“, dessen kraftvolle Hand vortrefflich geeignet war, mehr als einen unverschämten Eindringling „hurtig mit Donnergepolter“ in seine gebührenden Schranken zurückzuwerfen.

Unter den vielen edlen Gestalten, welche in dieser großen Zeit geschäftig waren, des Vaterlandes Größe und Macht fest zu begründen, ist eine der bedeutamsten der junge König von Baiern, Ludwig II.

Sobald die Kriegserklärung Frankreichs in Berlin überreicht war, schloß König Ludwig sich sofort in treuester Gesinnung an seinen Verbündeten, den König Wilhelm, an, und durch diese That lieferte er den Beweis, daß eine großherzige, echt deutsche Gesinnung ihn erfüllte, welche so frei wie möglich von partikularistischen Bestrebungen war. Und von derselben Gesinnung, wie ihr König, waren auch Baierns Truppen beseelt, überall in dem schweren Kriege haben die beiden bairischen Generale v. d. Tann und Hartmann sich als einsichtsvolle, geschickte Feldherrn gezeigt, und die bairischen Truppen haben mit unübertroffener Tapferkeit gekämpft, zahlreiche Schlachtfelder erzählen ihren Ruhm. Unter keinen andern Truppen herrschte auch eine herzlichere Kameradschaft, als zwischen Baiern und Preußen.

Dem Beispiele des größten der süddeutschen Staaten folgten die andern ungesäumt nach, und wenn die bundesgetreue Gesinnung Badens auch zu allen Zeiten über jeden Zweifel erhaben war, so sind Württemberg und Hessen-Darmstadt doch jedenfalls durch Baierns rasches Vorgehen wesentlich zur energischen Theilnahme an dem Kriege und zum Einlenken in nationale Bahnen bestimmt worden. Das deutsche Volk wird stets den Namen Ludwig's II. von Baiern mit Dankbarkeit nennen. —

König Wilhelm von Preußen gab auf die zahlreichen Adressen aus allen deutschen Ländern eine Antwort, welche überall freudig angenommen wurde: nachdem die Truppen einige Tage nach der Schlacht bei Sedan der wohlverdienten Ruhe gepflegt hatten, erhielten sie Befehl, auf Paris zu marschiren, und dieser Vormarsch wurde mit Energie fortgeführt. Das deutsche Volk erhielt dadurch einen erneuten Beweis, daß seine Wünsche mit den Absichten seines Heldenkönigs übereinstimmten, und mit froher Zuversicht konnte das deutsche Vaterland in die Zukunft schauen, denn die Erfüllung seiner jahrhundertlang gehegten Hoffnungen und seiner heißesten Wünsche winkte nun in nicht ferner Zeit.

Es dürfte zweckmäßig sein, an diesem Zeitpunkte einen Rückblick auf die Kriegsführung zu werfen, und sowohl die Oberleitung beider Heere, als auch die Führung des einzelnen Soldaten näher zu betrachten. Wir folgen im allgemeinen bei der Besprechung des ersten

Punktes einem Aufsatze aus der Allgemeinen Zeitung, welcher „die deutsche Kriegsführung“ überschrieben ist.

Die erste Aufstellung der deutschen Streitkräfte an der französischen Grenze geschah mit großer Vorsicht und Umsicht, um einem Ueberfall sofort energisch begegnen zu können. Mit den ersten Korps, welche an die Grenze rückten, wurden die Hauptpunkte gedeckt, die später angelangten Truppen wurden in die Zwischenräume eingeschoben und mit großer Gewandtheit stets so aufgestellt, daß eins dem andern zum Stützpunkt diente, bis schließlich kein Punkt der Grenze von irgend einer Wichtigkeit mehr unvertheidigt war.

Als die deutsche Schlachtordnung fertig dastand, hatte ihr gegenüber die französische Armee in Gestalt eines Winkels Stellung genommen. Der deutsche Angriff erfolgte nun zuerst bei Weißenburg auf den Scheitelpunkt des Winkels. Nachdem derselbe eingestoßen war, ließ sich mit leichterer Mühe der eine Schenkel des Winkels aufrollen (Wörth), während der andere Schenkel in Schach gehalten und später zurückgeworfen wurde durch die preussische Hauptmacht. Nach dem 6. August stand die deutsche Armee in einer schräg gegen die Mosel zulaufenden Linie, so daß der rechte Flügel derselben 10, die äußerste Linke 22 Meilen von dem Flußlaufe entfernt war.

Die Mosellinie bildete nun das nächste Operationsobjekt, und es begann der Vormarsch der gesammten deutschen Armee gegen dieselbe, zurückhaltend am rechten, ausgreifend am linken Flügel, das Centrum paßt sich den Bewegungen der Flügel an, bis das ganze Heer in eine Linie parallel dem Lauf der Mosel eingerückt ist.

Nun bleibt der Kronprinz auf dem linken Flügel stehen, aber nahe genug, um nöthigenfalls in alle Operationen eingreifen zu können, und das Centrum unter Prinz Friedrich Karl vollführt, nachdem es bei Pont à Mousson über die Mosel gesetzt, um den stehen gebliebenen rechten Flügel als Stützpunkt und Drehpunkt eine Schwenkung, durch welche in der Stellung bei Mars la Tour eine Drehung um den vollen Halbkreis vollbracht wurde. In den Schlachten bei Mars la Tour und Gravelotte steht das frühere preussische Centrum mit der Front gegen den Rhein, mit dem Rücken gegen Paris, und sieht mit der französischen Armee, welche Front gegen Paris macht

und den Rücken gegen den Rhein gefehrt hat. Solche Fälle sind in allen Zeiten höchst selten gewesen, in allen deutschen Feldzügen Napoleon's I. ist, mit Ausnahme der Gefechte, durch welche Mac mit der österreichischen Armee bei Ulm zur Kapitulation gezwungen wurde, nichts ähnliches vorgekommen. Dabei wird die Bewegung ohne die geringste Störung, wie auf dem Schachbrett vollführt, und alle Verhältnisse ihrer erstaunlich kühnen Stellung sind mit solcher Sicherheit berechnet, alle Nebenumstände mit solcher wunderbaren Kenntniß und Umsicht berücksichtigt, daß die beabsichtigten Erfolge, die Zurückwerfung und Isolirung der feindlichen Hauptmacht, mit mathematisch sicherer Berechnung errungen werden. Wäre der Vormarsch des 3. preußischen Armeekorps nur 12 Stunden später angetreten, so würde ein großer Theil der Armee des Marschalls Bazaine nach Verdun gelangt sein und würde, wenn dennoch die preußische Armee ihre Bewegung gegen den Rest des feindlichen Heeres ausgeführt hätte, den deutschen Corps in den Rücken gekommen sein. Durch die sicher berechneten Dispositionen der preußischen Anführer war jedoch das Eintreten eines solchen Falles völlig ausgeschlossen.

Ebenso sicher in ihren Resultaten wie die Einschließung des Marschalls Bazaine war die Jagd auf Mac Mahon, nicht nur der Rückzug nach irgend einem Theile Frankreichs, sondern auch der Uebertritt auf belgisches Gebiet wurde ihm und seiner Armee durch die geschickten Bewegungen der deutschen Heere verlegt und ihm nur die Wahl zwischen Vernichtung oder Gefangenschaft gelassen. Der erste Napoleon hat über keinen seiner Feinde jemals solche Resultate erkämpft, als König Wilhelm von Preußen über das kaiserliche und das republikanische Frankreich.

Wenn wir gegenüber diesen großartigen, glänzenden Erfolgen auf deutscher Seite unsern Blick nun auf Frankreich wenden, welches klägliche Bild rollt sich da vor uns auf! Ein einheitlicher Plan der Heeresleitung existirt nicht, ja es giebt nicht einmal einen einheitlichen Willen, der alles beherrscht und regelt, jeder Corpsführer handelt nach seinem Gutdünken, ohne sich um die Kameraden zu kümmern, bei Spichern steht Frossard im heißen Gefechte, Bazaine hört den Ka-

nonendonner, und bleibt ruhig auf seinem Plaze, bis Grossard geschlagen ist.

Alle Pläne wurden ungeschickt entworfen, ungeschickt, träge und gewissenlos ausgeführt, niemand gab sich Mühe, die Sachlage genau kennen zu lernen, mit einer Portion unverschämter Prahlerei glaubte man die Erfolge des Feindes vernichten zu können, kurz, die militärische Unfähigkeit ging Hand in Hand mit moralischer Verkommenheit, und ihre Folgen waren Niederlagen der schimpflichsten Art, kleinmüthige Verzagtheit, schließlich das formlose Chaos.

Genau dieselben Verhältnisse finden wir, wenn wir die einzelnen Krieger auf beiden Parteien betrachten. In der französischen Armee waren die edleren Elemente der Nation nur in kaum bemerkbaren Spuren vorhanden, die große Mehrheit der Soldaten repräsentirten eine Prätorianerschar, denen ein edler, ritterlicher Geist, der auch im Felde die Gebote der Menschlichkeit nicht vergißt, völlig fremd war. Französische Soldaten und Offiziere scheuten sich nicht, deutsche Verwundete, die völlig wehrlos waren, zu ermorden, sie scheuten sich nicht, auf Parlamentäre, welche die weiße Fahne in der Hand trugen, zu schießen, ja französische Offiziere zeigten sich sehr bereitwillig, ihr schriftlich gegebenes Ehrenwort zu brechen, und diese Ehrlosen fanden in der französischen Armee nicht sofort wieder Aufnahme, sondern die Regierung der Republik forderte sogar auf, andre möchten diesem Beispiele folgen.

Die Zuaven und Turcos begingen die scheußlichsten Greuelthaten, Gefangene wurden von ihnen mit Messern niedergestochen, Verwundeten wurden die Hände abgehauen, die Augen ausgestochen, die Zunge ausgeschnitten, den Gefallenen oder Ermordeten wurden die Köpfe abgeschnitten und unter dem Beifall der Bevölkerung umhergetragen. Und die viehische Wuth dieser entmenschten Bestien wurde von großen französischen Zeitungen bejubelt, als Heldenmuth, als Patriotismus gepriesen! Auf dem Schlachtfelde von Wörth fand man einen Brief, in welchem eine junge Französin an ihren Vetter, der im Felde stand, wörtlich schreibt: „Bringe mir einen Preußenkopf zum Frühstück bei meiner Hochzeit!“

Es ist widerlich, diese verlogene, verwilderte, aller besseren Ge-

fühle beraubte Masse von Geschöpfen zu betrachten, welche sich „die große Nation“ nennt. Unter allen hervorragenden französischen Kriegern und Staatsmännern, welche während des deutsch-französischen Krieges auf die Bühne der Geschichte getreten sind, findet sich auch nicht eine einzige edle Gestalt. Aber wie ist das auch anders möglich, wenn zwanzig Jahre lang an der Spitze eines Volkes eine Regierung steht, welche alle Gebote der Sittlichkeit öffentlich mit Füßen tritt.

Die Kriegeskunst und Tapferkeit der Deutschen in den Jahren 1870 und 1871 tritt den höchsten Leistungen aller Zeiten würdig zur Seite und wird stets ein leuchtendes Beispiel für jede Nation bleiben, aber schöner noch ist für den deutschen Krieger der Ruhm, daß er einem solchen barbarischen Volke gegenüber sich niemals hat hinreißen lassen, von dem Gebote der Sittlichkeit, der ritterlichen Ehre abzuweichen. Für diese Thatfache haben wir außer unsern eigenen amtlichen Feststellungen auch das Zeugniß vieler englischer und amerikanischer Offiziere und Berichterstatter, welche den Krieg im deutschen Heere als Zuschauer mitmachten.

Allen deutschen Soldaten leuchtete aber auch als schönstes Beispiel das Bild des edlen, ritterlichen Königs von Preußen voran. Man wird wenig Beispiele auffinden können, daß ein Fürst in den glänzendsten, in weltererschütternden Siegen, die unter seiner unmittelbaren Leitung erfochten worden, eine solche Demuth vor Gott bewahrt hat, wie König Wilhelm der Hohenzoller. In der hervorragendsten Weise ist der greise Held am großen Werke theilhaftig, er theilt die Strapazen mit seinen Kriegern derart, daß nach der Schlacht bei Gravelotte der König sein Nachtquartier in einem Wagen nehmen will, bis man schließlich noch ein Stübchen für ihn findet, in welchem er auf einigen Wagenkissen angekleidet ruhen kann. In der Schlacht am 18. August erhält gegen Abend das 56. Regiment den Auftrag, eine feste Position zu nehmen. Die Fahnen werden entrollt, das Regiment rückt an, und wenn die tapfern Krieger auch keinen Augenblick zögern, so wissen sie doch, daß mehr als einer von ihnen sein junges, muthiges Leben wird hingeben müssen. Das Regiment kommt ins Granatfeuer, unwillkürlich wird der Schritt der Männer ein wenig langsamer, sie gehen ja dem Tode entgegen. Da kommt

der König geritten, und als das Regiment die hohe Heldengestalt gewahrt, erbraust ein tausendstimmiges Hurrah! im Lauffschritt gehen die Tapfern vor und werfen den Feind.

So wirkt der König überall persönlich und unmittelbar auf den Gang der Ereignisse ein, durch sein Beispiel angefeuert wächst die Thatkraft seiner Krieger und kennt keine Grenzen, keine Schranken, sie eilen von Sieg zu Sieg, König Wilhelms Ruhm breitet sich über die ganze Erde aus.

Welcher Sterbliche könnte eine solche schwindelnde Höhe wohl erklimmen, ohne voll Stolz auf das zu schauen, was er selbst zu seiner Größe beigetragen? König Wilhelm kennt keinen Hochmuth, nach der Schlacht bei Sedan, als der mächtigste Herrscher der Welt besiegt und gefangen zu des Königs Füßen liegt, in dieser Stunde, umgeben von dem Siegesjubel seiner Heere, schreibt der königliche Held an seine Gemahlin, die Königin Augusta:

„Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demuth Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen.“

Und des edlen Vaters würdigster Sohn ist der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der leutselige Feldherr, dem die deutschen Soldaten des Nordens und des Südens mit begeisterter Liebe zugethan sind. „Unser Fritz“ heißt er bei jedermann, und nach dem Könige giebt es keine volksthümlichere Gestalt, als den Sieger von Wörth.

Wahrlich, wo solche Helden, solche Christen an der Spitze stehen, da muß jeder einzelne Soldat ein Held werden.

Und alle deutschen Soldaten sind Helden gewesen, und alle sind Christen gewesen, kein einziger Volksstamm hat zurückgestanden. König Wilhelm der Hohenzoller und das deutsche Volk von 1870 — diese Worte umfassen den Glanzpunkt der deutschen Geschichte. Größeres kann nun

nicht mehr geschehen, und die Lebenden müssen sich glücklich preisen, Zeugen einer solchen Zeit und solcher Männer zu sein! —

Während die siegreiche III. und IV. Armee den Vormarsch auf Paris antraten, müssen wir erst noch bei der Belagerung und Eroberung der beiden starken Festungen Metz und Straßburg verweilen.

Drittes Kapitel.

Straßburg und Meh.

1.

Straßburg.

Wenn es auch fast schon zwei Jahrhunderte her war, daß Straßburg aufgehört hatte, zu Deutschland zu gehören, so hing die Liebe unsres Volkes doch immer noch an der schönen Stadt, welche einst sein eigen war, und welche — das hoffte und wünschte jeder, der sein Vaterland lieb hatte — einst einmal wieder deutsch werden sollte. Zwischen dem Schwarzwalde und dem Wasgenwalde liegt die Stadt mitten inne, an dem schönsten deutschen Strome. Als das deutsche Reich noch in alter Herrlichkeit blühte, da weilten seine Kaiser gern in den Mauern der uralten, kerndeutschen Stadt, und als sie längst eine Beute der Wälschen geworden war, da blühte in ihr immer noch deutsches Wesen, deutsches Wissen und deutsche Kunst, und bis auf den heutigen Tag hat jeder gebildete Deutsche das Straßburger Münster gekannt, das derselbe herrliche Meister aufbaute, der den Plan zum schönsten Gotteshause der Erde, zum Kölner Dom schuf. Ein jeder hat auch mit Bewegung nachgelesen, was der größte deutsche Dichter über seine schönen Jugendjahre schrieb, die er in Straßburgs Mauern verbrachte, und Göthe selber konnte im späten Alter seine Thränen nicht zurückhalten, wenn er an Straßburg und an die liebe Friederike in Seffenheim gedachte.

Straßburg war uns entrisßen, aber es ist uns niemals fremd

geworden, in Liedern lebte sein Name und sein Angedenken unter dem deutschen Volke fort, und sehnsüchtig hat manches edle deutsche Herz ausgehauet, ob nicht bald der Held komme, der das verlorene Kind wieder an das Herz der Mutter legen wolle.

Die Treue, welche Straßburgs Bewohner in früheren Jahrhunderten gegen den deutschen Kaiser so oft und so glänzend bewiesen, hat sich in diesem Jahrhunderte den französischen Herrschern zugewandt, aber mit Gottes Hülfe wird es uns in nicht ferner Zeit gelingen, auch die Herzen der Brüder wieder zu gewinnen.

Die Straßburger Festungswerke wurden im Jahre 1577 angelegt, und da die Lage der Stadt äußerst günstig für künstliche Ueberschwemmungen war, so erfreuten sich die Bewohner einer großen Sicherheit, Straßburg hat viele Belagerungen ausgehalten, aber erst im Jahre 1870 ist es zum erstenmal erobert worden. Denn der Ueberfall der Franzosen erfolgte mitten im Frieden und wurde durch Verrath begünstigt.

Ludwig der Vierzehnte, der französische Geier mit dem nimmerfattten Magen, hatte schon jahrelang nach dem Besitze der wichtigen Stadt Straßburg getrachtet. Um sein Ziel zu erreichen, mußte er durch Drohungen, Schmeicheleien und Versprechungen die Bürger zu bewegen, daß sie ihre angeworbenen schweizerischen Soldtruppen entließen und sich selbst fast gänzlich wehrlos machten. Im vollsten Einverständnisse mit dem französischen Könige handelte der verrätherische Bischof von Straßburg, der Fürst von Fürstenberg, der alle Pläne Ludwigs des Vierzehnten nach Kräften förderte.

Am 28. September des Jahres 1681 zog Ludwig XIV. plötzlich mit bewaffneter Macht in die Thore Straßburgs ein und nahm die Stadt für sich in Besitz. Die überraschten Bürger hatten nicht Zeit sich zu wehren, nur ein einziger Schuß wurde, wie erzählt wird, von einem Schuster auf die einziehenden Truppen abgefeuert. Der Bischof aber kam dem Könige im Ornat entgegen und rief, als er in dessen Nähe gelangte, die unwürdigen Worte aus: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren!“

Das heilige römische Reich deutscher Nation war sehr überrascht über die unerhörte Gewaltthat, aber wer sollte helfen und retten?

Der Kaiser fühlte sich nicht bewogen, und von den deutschen Fürsten befaß niemand die Macht, den König von Frankreich zu überwältigen. Straßburg war und blieb französisch, bis genau 189 Jahre später die Truppen des Königs Wilhelm von Preußen die früher nie eroberte Feste einnahmen.

Beim Beginn des Krieges im Jahre 1870 dachte man auf französischer Seite an nichts weniger als an eine Belagerung Straßburgs. Die Festung war kaum armirt, und nur höchst unzureichend verproviantirt, und nur dem Umstand, daß in Straßburg eine großartige Geschützgießerei ist, wurde es verdankt, daß alle Wälle der Stadt mit der erforderlichen Anzahl Kanonen versehen werden konnten.

Nach der Schlacht bei Wörth flüchteten einige Reste des Mac Mahon'schen Korps nach Straßburg und verstärkten die schwache Besatzung. Zusage der Aufforderung des energischen Kommandanten Generals Ulrich, flüchteten viele Landbewohner mit ihrem Vieh in die Festung und brachten dadurch Massen von Proviant mit sich, auch die Brücken zu sprengen, die Kanäle zu stauen, das Glacis zu räumen, gelang der rüthrigen Thatkraft des Kommandanten, so daß die Festung sich in gutem Vertheidigungszustande befand, als die Deutschen davor erschienen.

Die Straßburger Festungswerke bilden ein Dreieck, dessen Grundlinie parallel mit den Vogesen von Norden nach Süden läuft, an ihren Endpunkten ist diese Linie durch zwei starke Forts gedeckt, im Norden durch das fort des pierres und im Süden durch das fort blanc. Nur zwei Zugänge hat diese starke westliche Vertheidigungsfront der Festung, ein enges Eisenbahnhor und die porte de Saverne. Hinter dem letztgenannten Thore sammeln sich die drei Bahnen von Mühlhausen, von Nanzig, von Kehl in einem Bahnhofe, welcher zwar durch vorgeschobene Werke mit bombensichern Räumen gut befestigt ist, aber außerhalb des Ueberschwemmungsgebietes liegt, das sich um die ganze Süd- und Ostfront zieht. Die beiden andern Seiten des Festungsdreiecks sind ziemlich gleich. Die Nordseite vom fort des pierres bis zur Zitadelle beherrscht mehrere Vorstädte, die Robertsau und die von der Ill gebildete Wackener

Insel. Die südliche Front der Festung verliert durch ihre Ausdehnung an fortifikatorischer Stärke, ist aber mit natürlichem Schutze versehen, da sie sich in einer Ebene erhebt, welche von den Armen der Ill und von Bewässerungsgräben durchschnitten ist. Hinter dieser Seite liegen die Fouragemagazine, das Militärgefängniß und die Kaserne Austerlitz, zu welchen man von außen her durch das gleichnamige Thor und durch die porte de l'hôpital gelangt.

Die Spitze des Dreiecks, die Zitadelle, ist der stärkste Theil der Festungswerke. Sie besteht seit 1685, ihr Erbauer ist der berühmte Bauban. Von der Stadt ist die Zitadelle durch die Esplanade geschieden, auf welcher sich die Artillerie- und Geniemagazine mit sämtlichen Pontons- und Waffenvorräthen befinden. Die Zitadelle selbst ist ein Fünfeck, sie besteht aus fünf kleinen Bastionen, denen nochmals eine doppelte Reihe von Werken vorliegt. Diese dreifache abschnittsweise Vertheidigungsfront und das ganze Vorterrain derselben kann durch vorzüglich angebrachte Schleuseneinrichtungen vollständig unter Wasser gesetzt werden.

Die ersten deutschen Truppen erschienen am 9. August vor der Festung, seit dem 12. August wurde sie durch ein kleines Korps preussischer, badischer und bairischer Truppen eingeschlossen. Dieses Korps war von der III. deutschen Armee abgetrennt und stand zuerst unter dem Befehl des badischen Kriegsministers Generals von Beyer; als derselbe erkrankte und nach Karlsruhe zurückgehen mußte, trat an seine Stelle der preussische General von Werder, welcher bis zur Uebergabe der Stadt Kommandant des Belagerungskorps blieb.

Die Truppen, welche mit der Zernirung des Platzes beauftragt waren, wurden in den umliegenden Ortschaften einquartirt. Die Zernirungslinie wurde durch die Dörfer Ostwald im Süden, Bingolsheim, Wolfsheim und Königshofen im Westen, Schiltigheim und Ruprechtsau im Norden bezeichnet.

Sämmtliche Eisenbahnlinien und Straßen wurden besetzt und dadurch jeder Verkehr nach außen für die Festung abgeschnitten. Der erste Zusammenstoß mit den feindlichen Truppen fand am 13. August statt. Badische Truppen stürten mit gutem Erfolge die Vertheidigungsarbeiten, welche noch nicht vollendet waren. Noch fortwährend war

die Garnison eifrig beschäftigt, die Wälle zu armiren, das Glacis von den darauffstehenden Bäumen frei zu machen, die Zugänge zur Festung durch Ballisaden, Wolfsgruben, spanische Reiter und andere Hindernismittel zu versperren. Gegen die Arbeiter, welche mit diesen Ausführungen beschäftigt waren, ging badiſche Infanterie und Artillerie vor, letztere schoß einen Eisenbahn-Güterschuppen in Brand und fügte dem Feinde manchen Schaden zu, indem sie Granaten in die Gebäude des Bahnhofes warf.

Dieses energische Vorgehen von deutscher Seite hatte doch einen starken Eindruck auf einen bedeutenden Theil der Bürgerschaft sowohl als auch auf die Garnison gemacht. Noch am 11. August war ein Parlamentär, den General von Beyer abgeschickt, um den Kommandanten zur Uebergabe aufzufordern, sehr schroff abgewiesen worden. Sobald jedoch die ersten Kanonenschüsse donnerten und der erwähnte Güterschuppen hoch aufflammte, verbreitete sich ein solcher Schrecken in der Stadt, daß der Kommandant es für nöthig hielt, folgende Proklamazion öffentlich anzuschlagen:

„An die Bewohner von Straßburg:

Beunruhigende Gerüchte, panische Schrecken sind in den letzten Tagen ohne Absicht oder absichtlich in unsrer tapfern Stadt verbreitet worden. Einige Individuen haben versucht den Gedanken kund zu thun, daß der Platz sich ohne Schwertstreich ergeben würde. Wir protestiren energisch im Namen der muthigen und französischen Bevölkerung gegen diese feige und verbrecherische Ohnmacht. Die Brustwehren sind mit 400 Kanonen bewaffnet, die Garnison besteht aus 11000 Mann, ohne die Nationalgarde zu rechnen. Wird Straßburg angegriffen, so wird es sich vertheidigen, so lange nur ein Soldat, ein Brod, eine Patrone übrig bleiben. Die Guten mögen sich beruhigen, was die Uebrigen betrifft, so mögen sie sich entfernen.

Uhrich, Oberkommandant.“

Einen großen Erfolg scheint dieser Aufruf nicht gehabt zu haben, denn die Haltung zumal der französischen Infanterie war eine so wenig aggressive, daß General von Werder unbehindert die Vorstädte Schiltigheim am 15. und Königshofen am 18. August besetzen konnte, obwohl diese Vorstädte nahe der Festung liegen und bei der massiven

Bauart ihrer Häuser vortreffliche Stützpunkte gegen den vorrückenden Feind abgegeben haben würden.

Am 16. August versuchte der französische Kommandant, sich durch einen Ausfall gegen die Belagerungstruppen Luft zu verschaffen. Eine nicht unbedeutende Anzahl Truppen mit mehreren Batterien warfen sich im Süden der Festung in der Richtung nach Ostwald auf die badischen Regimenter, welche auch sofort den Kampf aufnahmen und den ausgefallenen Feind durch ein geschicktes Manöver von der Stadt wegzudrängen suchten. Ganz gelang es nicht, aber schon nach kurzer Zeit war der Feind so umstellt, daß er nur durch einen eiligen Rückzug in die Festung mit Zurücklassung von drei Kanonen und zahlreichen Gefangenen sich retten konnte.

Man traf nun Anstalten zu einer regelrechten Belagerung. Bei Stollhofen, oberhalb Rastadt, wurde eine Schiffsbrücke über den Rhein geschlagen, um vom Großherzogthum Baden aus alle Bedürfnisse zur Verpflegung der Truppen und alle Erfordernisse zur Belagerung und Beschießung ohne Unterbrechung beziehen zu können. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß während der ganzen Zeit der Belagerung die Bewohner des Großherzogthums Baden zu jedem Opfer und zu jeder Unterstützung der deutschen Truppen bereit gewesen sind, und daß auch hierin ein Grund für die rasche und glückliche Durchführung der Belagerung zu suchen ist. Das ist eins der erhebensten Momente in dem großen Kriege, daß, mit schmählicher Ausnahme der Sozialdemokraten, in dem ganzen großen deutschen Volke kein einziger Stamm sich ausgeschlossen hat von dem Kampfe und von dem Liebeswerke gegen die Truppen und gegen die Verwundeten. Durch die persönlichen Bemühungen des Großherzogs von Baden sind bei Straßburg den Truppen sehr viele Erleichterungen gewährt worden.

Mit dem 17. August, als neue deutsche Truppen eintrafen, wurde die Zernirung der Festung eine engere. Um diese Zeit trafen auch von der Festung Rastadt 32 schwere Geschütze ein, welche am rechten Rheinufer unterhalb der badischen Stadt Kehl in Batterie gestellt wurden. Am 19. August wollten zwei von diesen Batterien eine Probe machen, ob ihre Berechnung der Entfernungen eine richtige sei. Sobald aber von deutscher Seite der erste Schuß gefallen war,

begannen sofort die Geschütze der Zitadelle nicht auf die eben errichteten deutschen Batterien, sondern auf die offene, unbefestigte Stadt Kehl zu spielen, die ganz außerhalb der Schußlinie lag. Mehr als 800 Bomben und Brandgranaten wurden auf die wehrlose Stadt geworfen, und der General Urich erklärte, als General von Werder ihm durch einen Brief bemerklich machte, eine solche Art der Kriegsführung sei unter zivilisierten Völkern unerhört — daß er diese Mordbrennerei als Vergeltung für die Beschießung Straßburgs betrachte und dieselbe fortsetzen werde.

Und in der That wurde an den folgenden Tagen das Bombardement erneuert, am 19. August waren in Kehl 14 Häuser abgebrannt, und nachdem am 20. und 21. die Beschießung andauerte, bot das sonst so freundliche Städtchen ein Bild trauriger Zerstörung. Nur wenige Häuser standen noch unverletzt da, die meisten waren mehr oder weniger beschädigt, und viele völlig abgebrannt. Das Bahnhofsgebäude, die neue Kirche, das Stadtschulhaus wurden hart mitgenommen. Die Bewohner flüchteten und fanden in den umliegenden Dörfern Aufnahme.

Am demselben 19. August, wo die Beschießung dieser offenen Stadt begann, zeigte die Straßburger Besatzung noch durch eine andre Handlung, wie banditenmäßig alle ihre Gewohnheiten waren. Ein deutscher Parlamentär wurde zur Stadt geschickt, um für französische Verwundete, die bei dem verunglückten Ausfall vom 16. in deutsche Hände gefallen waren, um französische Ärzte nachzusuchen. Der Parlamentär trug hoch empor gehalten eine weiße Fahne, an seiner Seite ging ein Trompeter, welcher Signal blies. Sämtliche französische Vorposten schossen auf den Parlamentär, der Trompeter wurde schwer verwundet. Auch hier, wie bei allen französischen Festungen und auf allen Schlachtfeldern, gewahren wir die barbarische Art der Kriegsführung, von welcher die „große Nation“ sich nicht trennen kann.

Am 21. August trafen von Wesel und Koblenz schwere Geschütze ein. Mit Einschluß der 32 Kanonen auf dem rechten Rheinufer bei Kehl verfügte man nun über 72 schwere Belagerungsgeschütze. Es wurde beschloffen, mit diesen so wie mit der kaiserlichen Feldartillerie die Festung Straßburg zu bombardiren. Man mußte hoffen, daß bei

dem fast gänzlichen Mangel an bombensichern Räumen die große Zahl unbeschißter Bürger einen Druck auf den Kommandanten ausüben würde und sich so möglicherweise eine Uebergabe der Festung ohne große Opfer für das Belagerungskorps erreichen ließe.

Das Bombardement wurde also eröffnet, zuerst mäßig, indem aber allmählig sämmtliche Batterien ins Feuer traten, gewann die Beschießung einen ziemlich hohen Grad von Heftigkeit. In der Zitadelle so wie in der Stadt entstanden mehrfache Feuersbrünste, welche bald gelöscht wurden. Der Pöbel der belagerten Stadt aber machte seiner Wuth jetzt durch die größten Brutalitäten gegen die Deutschen Luft, welche noch in Straßburg geblieben waren. Unter andern wurde ein Preuße und ein Nassauer, beide Kaufleute, welche sich nicht das geringste gegen die französischen Gesetze hatten zu Schulden kommen lassen, plötzlich aus ihren Geschäftslokalen fortgeholt, vom Pöbel blutig geschlagen und dann auf die Polizei geführt. Nachdem dort mit ihnen ein Verhör stattgefunden, nahm man ihnen ihre Werthgegenstände ab und brachte sie ins Zuchthaus, wo sie bereits mehr als hundert Leidengefährten antrafen. Die einzige Wahl, welche man ihnen ließ, war unbestimmte Haft oder Anwerbung für die afrikanische Legion. Mehrere Tage wurden diese Leute nur deshalb, weil sie Deutsche waren, sehr brutal behandelt, bis man es schließlich vorzog, sie aus einem Festungsthore zu schießen. Sie erreichten glücklich die deutschen Vorposten.

Auch die Bürger der belagerten Stadt wurden nicht auf das beste von den Besatzungstruppen behandelt, sie mußten schwere Schanzarbeit verrichten, während die Soldaten zuschauten.

Trotz dieser schlechten Behandlung konnten die Bürger es nicht unterlassen, laut zu versichern, daß sie mit den Deutschen gar nichts zu thun haben wollten, sie seien Franzosen, erklärten sie, und wollten Franzosen bleiben. Von Seiten der Bürgerschaft wurden denn auch keine Schritte gethan, um die Uebergabe der Stadt zu bewirken. Nur der Bischof von Straßburg versuchte am 25. August die Einstellung des Bombardements zu erbitten. Er kam nach Schiltigheim und wurde auf seinen Wunsch zum Oberkommando geführt. Hier äußerte der Bischof, die Beschießung der Stadt Straßburg sei eine nicht im

Kriegsrecht begründete Handlungsweise, man möge daher davon abstehen.

Diese auffallende und ganz gewiß „nicht im Kriegsrecht begründete“ Forderung des Prälaten bewies schon hinlänglich, daß seine Sendung höchstens als eine Formalität aufzufassen sei. Es wurde ihm denn auch erwidert, wenn das Kriegsrecht nicht gestatte, eine besetzte, stark bewaffnete Stadt, die sich eifrig vertheidige, zu bombardiren, wie die Franzosen es denn verantworten wollten, daß sie zur Belustigung des kaiserlichen Prinzen die offene Stadt Saarbrücken mit Granaten überschüttet, und in den letzten Tagen die gleichfalls offene Stadt Kehl in einen Trümmerhaufen verwandelt hätten? Darauf gab der würdige Herr die scharfsinnige Antwort: „Man wisse in Straßburg nicht, wo die deutschen Kanonen ständen, man vermuthete sie in den Häusern von Kehl!“

Ferner stellte der Bischof den Antrag, es möge der ganzen Einwohnerschaft gestattet sein, die Festung zu verlassen, und als ihm dies verweigert wurde, bat er um einen Waffenstillstand von 24 Stunden, damit die Bürgerschaft auf den Gouverneur einwirken könne. Diese letzte Bitte wurde ihm gewährt und zugleich hinzugefügt, es solle dem Gouverneur auch gestattet sein, Offiziere zu schicken, um sich von den starken Angriffsmitteln und der durchaus hoffnungslosen Lage der Stadt zu überzeugen. Freilich könne der Kommandant die Stadt während des Baues der Parallelen und bis zur Vorbereitung zum Sturme vertheidigen, aber die Stadt gehe dabei zu Grunde.

Nach diesen Besprechungen verabschiedeten der Bischof und der Offizier des Oberkommandos, der die Verhandlungen geleitet, sich in freundlichster Weise, und einen Augenblick später wurde auf diesen Offizier, obwohl er die weiße Fahne in der Hand trug, ein lebhaftes Gewehrfeuer eröffnet, so daß die Fahne vielfach durchlöchert wurde!

Von der Einwirkung der Bürgerschaft auf den Gouverneur wurde nichts sichtbar, man hatte den rechten Augenblick vorübergehen lassen, und jetzt standen die Bürger da, durch die Brände geängstigt, durch den Pöbel eingeschüchtert, machtlos und muthlos. Durch das Feuer waren schon ganze Straßen zerstört, mehr als hundert Personen von der Einwohnerschaft waren durch die Granaten getroffen worden, auf

den Gouverneur machte alles das aber keinen Eindruck. Der General Ulrich war auch einer jener französischen Offiziere gewesen, welche vor Ausbruch des Krieges oft genug mit verächtlichem Spott laut geäußert hatten, die Preußen würden mit Leichtigkeit von den Franzosen geworfen werden. Und nun hatte die prahlerische französische Armee die fürchterlichsten Niederlagen erlitten, in der Schlacht bei Wörth hatte General Ulrich einen Sohn verloren, alles das stachelte seinen Ingrimm auf das heftigste an, er äußerte, weil die französischen Waffen in der Feldschlacht unterlegen seien, wolle er in der Festung ihre Ehre retten und nicht früher werde er die Stadt übergeben, bis sie ein Trümmerhaufen sei.

Da alle Vermittlungsversuche auf diese Weise gescheitert waren, so mußte die Gewalt der Waffen entscheiden. Der stolze Franzose auf der Zitadelle mußte zeigen, daß er ebenso wie mancher seiner Vorgänger die Stadt gegen jeden Feind zu vertheidigen wisse, oder die nie bezwungene Feste mußte vor der überwältigenden Tapferkeit der deutschen Waffen die Thore öffnen.

Das erste Bombardement hatte keine Resultate ergeben, es war von den Wällen her auch nur schwach erwidert worden, man hatte den Angriff offenbar von einer andern Seite her erwartet. Um die alte schöne Stadt nun nicht völlig zu zerstören, beschloß man auf deutscher Seite, von dem Bombardement vorläufig abzustehen und die regelrechte Belagerung zu beginnen.

Und schon zogen auch in langen Zügen die Kolonnen mit dem Belagerungsmaterial heran. Alle Dörfer in der Umgegend von Straßburg standen voll von Bauernwagen, bei Lampertheim allein standen 2200, weiter von der Festung entfernt waren in den Dörfern Geschütze jeglichen Kalibers, bis zum schwersten Belagerungsgeschütz aufgestellt, und begleitet waren sie von reichlich gefüllten Munitionskolonnen. Mit Hacke und Schaufel wurden die Landleute der Umgegend herangeholt, um bei den Erdarbeiten thätig zu sein, um Schanzkörbe zu flechten und ähnliche Arbeiten zu verrichten.

In allen Ortschaften um die belagerte Stadt her hatte anfangs eine große Bestürzung geherrscht, als die für unbesieglich gehaltenen Adler des kaiserlichen Frankreichs so jäh zurückweichen mußten. Als

die großartigen Anstalten zur Eroberung der Feste getroffen wurden, als die gewaltigen Geschütze, die kernhaften Krieger, von König Wilhelm gesendet, sich in immer neuen Zügen nahten, da verwandelte die Bestürzung sich in ein stummes Staunen, aber mit Angst blickte jedes Auge auf die alte Stadt, und besonders auf die Perle der Stadt, den herrlichen Dom, den in deutschem Stile der deutsche Meister Erwin von Steinbach erbaute. Aber die Sorge um das Münster sollte eine unbegründete sein und bleiben, die furchtbaren Wirkungen der alles zerschmetternden deutschen Geschosse wurden mit solcher Präzision geregelt, daß dem schönen Münster während der Belagerung keinerlei ernstliche Beschädigungen zugefügt wurden. König Wilhelm hatte ausdrücklich befohlen, das ehrwürdige Bauwerk zu verschonen.

Bis zum 20. August hatte das Belagerungskorps an Todten, Verwundeten und Vermißten einen Verlust nur von 68 Mann erlitten, da ernstere Aktionen ja bisher noch nicht stattgefunden hatten. Von dieser Zeit an trat der ganze schwere Ernst des Krieges ein.

An den Tagen vom 20.—25. August war der Kommandeur der Belagerungsartillerie, Generalleutnant von Decker, die Stabsoffiziere der Artillerie und des Ingenieurkorps eingetroffen. Generalmajor von Mertens, Ingenieur en chef der Belagerungsarmee, leitete nun sofort die Eröffnung der ersten Parallele bei Schiltigheim ein in einer Entfernung von 700—800 Schritt von der Festung.

Das Wetter war in diesen Tagen regnerisch, die Nächte stürmisch und sehr dunkel, und unter dem Schutze dieser Dunkelheit wußten die deutschen Ingenieure vortrefflich zu arbeiten. Am Abend des 29. August erschienen, so bald es völlig finster geworden war, bei Schiltigheim die Bataillone, welche die erste Parallele ausheben sollten. Mit Schaufel und Hacke versehen, angeleitet von den Ingenieuroffizieren, machten sie sich mit großer Energie, aber auch mit großer Vorsicht, an ihr Werk. Kein lautes Wort wurde gewechselt, jedes Geräusch vermieden. Und unter den fleißigen Händen der kräftigen Soldaten gediehen die Arbeiten mit überraschender Schnelligkeit, binnen wenigen Stunden war ein vier Fuß tiefer Graben längs der ganzen Nordfront der Festung hin ausgewühlt, die daraus gewonnene Erde

nach der feindlichen Seite hin als Wall aufgeworfen, und in dieser Parallele waren zehn neue Batterien gebaut.

Der Feind hatte von dem Bau der Parallele nichts bemerkt, dieses wichtige Werk war ohne irgend einen Verlust auf deutscher Seite vollendet worden. Als am 30. August der Morgen graute und sein Licht die Umgegend wieder erhellte, da sahen die Franzosen von den Wällen mit Ueberraschung und Schrecken, daß die Belagerer schon sehr gefährlich nahe gekommen waren. Und sie hatten wohl Ursache, diese erste Parallele mit Schrecken zu betrachten, denn bald genug — das war ihnen nur zu gut bekannt — mußte dieser dunkle Wall sich in eine Feuer und Verderben gegen die Stadt speiende Schlange verwandeln. Allein bis zur Aushebung dieser ersten Parallele waren bereits mehr als 800000 Pfund Eisen und Blei aus den deutschen Geschützen gegen Straßburg geschleudert worden. Und das war erst ein Vorspiel gewesen.

Ehe einmal die neuerbauten Batterien der ersten Parallele armirt waren, wurde mit staunenswerther Energie weiter gearbeitet. Schon in der Nacht vom 31. August auf den 1. September wurden die Verbindungsgräben von der ersten zur beabsichtigten zweiten Parallele vorgetrieben, und in der Nacht vom 1. zum 2. September wurde auch die zweite Parallele auf 2000 Schritt Entfernung von den unermüdlichen Truppen ausgehoben. Leider sollte diese Arbeit nicht so leicht und ungestört von Statten gehen, als der Bau der ersten Parallele. Der Feind war aufmerksam geworden, am 31. August und am 1. September stellte er auf den Wällen im Norden der Festung zahlreiche Geschütze auf. Als die Arbeiter zum Bau der zweiten Parallele vorgingen, wurden sie, nachdem sie einige Zeit gearbeitet, durch den ausfallenden Feind unter starkem Gewehrfeuer in die erste Parallele zurückgetrieben. Von den Offizieren mit vieler Energie wieder vorgeführt, nahmen die Arbeiter ihr Werk wieder in Angriff und vollendeten dasselbe auch bis Tagesanbruch, aber mehrere von den Ingenieuroffizieren und den Arbeitern fielen unter den Schüssen der Belagerten. Auf dem linken und dem rechten Flügel war die zweite Parallele von zwei getrennten Abtheilungen zugleich in Angriff genommen worden, im Dunkel der Nacht hatten die beiden Abthei-

lungen nicht genau auf derselben Linie arbeiten können, und statt zusammenzutreffen, waren sie mit ihren Arbeiten auf dem rechten Flügel mehr als hundert Schritt weiter zurückgegangen, als auf dem linken Flügel. So war es nöthig, in den nächsten Tagen den linken Flügel der zweiten Parallele nach rechts bis zu dem weiter vortretenden Theile des rechten Flügels zu verlängern.

Der erwähnte Ausfall fand in folgender Weise statt. Am Morgen des 2. September um 4 Uhr eröffnete der Feind mit seiner gesammten Artillerie so wie mit zahlreicher Infanterie ein lebhaftes Feuer von allen Werken auf der Nordfront. Zugleich fielen größere Truppenmassen aus, sie theilten sich in zwei Abtheilungen, die eine ging gegen den deutschen linken Flügel vor nach der Insel Wacken, hier lag das 30. Regiment, welches den Feind sofort mit großer Energie zurückwies.

Die zweite Abtheilung, welche den Hauptangriff zu machen hatte, ging in drei Kolonnen gegen den Bahnhof vor, der auf dem rechten deutschen Flügel lag und von einer Kompanie des 2. badiſchen Regiments besetzt war. Drei andre Kompanien dieses Regiments lagen in der ersten Parallele. Bei der Anlage einer Parallele wird stets genau darauf geachtet, wo sich die Ausfallsthore der Festung befinden. Diesen Stellen gegenüber werden in der Parallele Ausfallsstufen angebracht, d. h. in dem Graben der Parallele wird auf der dem Feinde zugekehrten Seite durch Bretter eine vollständige Treppe hergestellt, und zwar in der Länge für eine ganze Kompaniefront (250 Mann) berechnet. Solche Ausfallsstufen werden einem Ausfallsthore gegenüber stets dreifach oder mehrfach angebracht, auf ihnen kann die Besatzung der Parallele (Trancheentwache genannt) mit ungehinderter Leichtigkeit den Wall übersteigen und auf freiem Felde dem Feinde entgegen gehen.

Den Ausfallsthoren gegenüber werden ferner mehrere Batterien schwerer Geschütze aufgestellt, und die Geschütze stehen stets mit Kartätschen geladen bereit, den andringenden Feind kräftig zu begrüßen. Alle diese Vorsichtsmaßregeln waren auf deutscher Seite mit großer Sorgfalt zur sofortigen Verwendung ausgeführt.

Als nun die ausfallenden Truppen von den Wällen debouchirten,

hatte sich in Straßburg gerade ein kolossaler Brand entzündet, der solche Dimensionen annahm, daß die Gegend der Parallelen, obwohl es 4 Uhr Morgens war, doch von einem Dämmerlichte übergossen war, welches wohl gestattete, die dunkeln anstürmenden Kolonnen genau zu gewahren.

Der Angriff der ausfallenden Franzosen wurde mit großer Hefigkeit ausgeführt. Sobald jedoch die Vorposten, die Nachts stets näher an die Festung herangeschoben werden, die ersten Signalschüsse hören ließen, zogen die Arbeiter sich sofort in die erste Parallele zurück, die Trancheentwache, kommandirt von Oberst Renz, machte sich fertig, den gefährlichen Angriff abzuweisen. Bis auf dreihundert Schritte ließ man die Franzosen an die erste Parallele herankommen, da krachte ihnen aus den Batterien eine volle Kartätschsalve entgegen, eine Sekunde später standen drei Kompanien der badischen Königsgrenadiere auf den Trancheen und gaben volle Salven. Die Wirkung dieses Kartätsch- und Kleingewehrfeuers war fürchterlich, ganze Glieder des Feindes lagen übereinandergestürzt da, und als Oberst Renz seine braven Grenadiere nun von drei Seiten her zu einem konzentrischen Bajonettangriff kommandirte, da gingen die muthigen Krieger der großen Nation noch viel eiliger zurück, als sie gekommen waren. Die Badenser folgten ihnen bis an das Glacis der Festung. Leider hatten die tapfern Truppen bei ihrem Zurückgehen in die Laufgräben nicht unerhebliche Verluste durch das Geschützfeuer des Feindes.

Die Arbeiter konnten nun wieder vorgehen und ihre Verrichtungen in der zweiten Parallele wieder aufnehmen.

Dem Feinde aber war bei diesem Ausfall so übel mitgespielt worden, daß ihm die Lust zu ähnlichen Unternehmungen völlig vergangen war, es ist kein größerer Ausfall nach dem 2. September mehr gemacht worden. Dadurch beging der Kommandant allerdings einen großen Fehler, denn durch immer wiederholte, energische und überraschende Ausfälle wäre es ihm möglich gewesen, die Belagerungsarbeiten in ihren ersten Anfängen wesentlich zu erschweren und zu unterbrechen. Waren aber erst einmal die drei Parallelen gezogen

und armirt, dann hielt nichts in der Welt mehr das Verderben ab, dann war der Fall der Festung nur noch eine Frage der Zeit.

Als die eigentliche Seele der Vertheidigung der alten Stadt Straßburg wurde in der Zeit ihrer Belagerung vielfach der Admiral Grelmann genannt. Dieser Seemann hat die Festung vertheidigt, wie man ein Schiff vertheidigen würde, welches man nicht verlassen kann. Gefeuert hat er genug mit allen möglichen Geschützen, aber bei einer Besatzung von 11000 Mann Linientruppen und 6000 Mann Mobilgarden hätten die kräftigsten Ausfälle unternommen werden können, sie allein hätten das Verderben aufhalten können, und das Unterlassen derselben war der größte Fehler, der gedacht werden konnte. Freilich wurden die Ausfälle sehr bald dadurch bedeutend schwieriger, daß die deutsche Artillerie die Ausfallsthore in Trümmerhaufen verwandelte.

Ueberhaupt zeigte die preussische Artillerie, wie in dem ganzen Kriege, so auch besonders vor Straßburg so großartige Leistungen, wie man sie in früheren Zeiten nie gekannt hatte. In Schiltigheim war eine Batterie schwerer 24pfündiger Granatgeschütze aufgestellt, ihr gegenüber auf den Wällen hatte der Feind mehrere Batterien placirt, um die massiven Gebäude des Dorfes Schiltigheim zusammen zu schießen, weil sie den deutschen Truppen eine vortreffliche Deckung gewährten. Diese Batterien auf den Wällen zum Schweigen zu bringen, war das Amt der Schiltigheimer Batterie, und sobald dieselbe die Entfernung einmal gefaßt hatte, kamen die feindlichen Geschütze selten mehr zum Abfeuern. Sobald ein feindliches Geschütz mit dem Rohr in die Schießhartung geschoben wurde, um gerichtet zu werden, wurde es sofort von einer wohlgezielten deutschen Granate derart getroffen, daß die Raffette und das Rohr zertrümmert und die Bedienungsmannschaften niedergeschmettert wurden, ehe einmal Feuer kommandirt werden konnte.

Da von den furchtbaren Wirkungen der preussischen Granaten in diesem Kriege so oft gesprochen worden ist und ein großer Theil der gewaltigen Erfolge durch die Artillerie errungen wurde, so dürfte es angebracht sein, diese zerstörenden Geschosse genauer kennen zu lernen.

Die preussische Granate hat nicht ganz die Gestalt eines Zuckerruhes, man könnte sie genauer mit dem Kopfende eines Spargels vergleichen. Das ganze Geschöß ist aus Eisen gegossen, das erste Drittheil vom Kopf an gerechnet ist Vollguß, die beiden letzten Drittheile sind hohl und dienen zur Aufnahme der Sprengladung. In der Mitte des Kopfes befindet sich, der Länge nach gebohrt, eine Röhre von etwa einem halben Zoll Durchmesser. Durch diese Röhre, welche mit ihrem einen Ende nach außen (grade in der Spitze des Spargels), mit dem andern Ende in den Hohlraum des Geschosses mündet, wird die Granate mit Pulver gefüllt, bis der Hohlraum ganz voll ist, die Röhre bleibt jedoch leer. Da wo die Röhre und der Hohlraum zusammenstoßen, wird auf die Sprengladung ein Zündspiegel gesetzt, eine starke Papierscheibe von der Größe eines Groschens, welche mit Zündmasse versehen ist. Sodann wird in der Röhre eine Spiralfeder angebracht, in derselben bewegt sich die Zündnadel, welche mit ihrem obern Ende aus der Röhre hervorsteht, ein kleiner Messingauflatz dient ihr zum Schutz.

Wenn die Granate in das Geschütz geladen werden soll, so wird sie mit einem Bleimantel versehen, der sich in die Züge des Rohres einpreßt und den Flug des Geschosses auf das genaueste regelt. Verläßt die Granate beim Abfeuern das Rohr, so muß sie, da der massive Kopf bedeutend schwerer ist als der nur mit Pulver gefüllte Hohlraum, natürlich stets mit dem Kopf voranfliegen. Sobald nun die Granate auf ihrer Flugbahn irgend einen Gegenstand berührt, der nur den geringsten Widerstand leistet, so wird das vordere Ende der Nadel, welches aus dem Kopfe des Geschosses heraussteht, in die Röhre hineingedrückt, durchsticht den Zündspiegel und es erfolgt augenblicklich die Explosion, die entzündete Ladung zersprengt das Geschöß in tausend Stücke, eine Wolke von Feuer, ein Hagel von Eisen verbrennt und zerschmettert alles, was sich in dem nächsten Umkreise befindet. Man kann sich denken, welche entsetzliche Wirkung erzielt wird, wenn solch ein „Spargel“ das Rohr eines eben zum Abfeuern fertigen Geschützes trifft. Die Bedienungsmannschaften werden in solchen Fällen meist bis auf den letzten Mann getödtet oder verstümmelt, die Geschütze zertrümmert, die hölzernen Gestelle, auf denen sie ruhen, die Laffetten,

zersezt und verbrannt. Schlägt eine solche Granate mitten in eine Kolonne dicht aufgestellter Infanterie oder Kavallerie, so werden oft mehr als hundert Mann ihre sichere Beute, trifft sie in brennbare Stoffe, so lodert augenblicklich mit gewaltiger Kraft die Flamme empor. Eichene Balken von 18 Zoll und darüber an Durchmesser werden wie leichte Stäbe von diesen furchtbaren Geschossen zerknickt, Mauerwerk von 2 bis 3 Fuß Dicke wird in einen Trümmerhaufen verwandelt. Denn zu der fürchterlichen Zerstörungskraft, welche diese Granaten in sich selbst tragen, kommt auch noch die riesige Gewalt, mit der diese 50—150 Pfund schweren Geschosse bis 10000 Schritt weit fortgeschleudert werden. Die Dänen, die Oestreicher, die Franzosen, alle welche mit einem Gerichte dieser preussischen Spargel bedient wurden, gedenken mit Entsetzen an die graufigen Wirkungen derselben.

Wenn bei einer zum Einladen fertigen Granate die Nadel in der Röhre sich nun aber frei bewegen könnte, so wäre die Gefahr groß, daß die Bedienungsmannschaften selber einmal im Eifer des Kampfes die Nadel berühren könnten, und dann würden sie, statt den Feind zu vernichten, sich selber den sichern Untergang bereiten. Diese große Gefahr wird gänzlich beseitigt durch eine eben so einfache wie sinnreiche Vorrichtung. Der Kopf der Granate ist nämlich auch noch einmal von der Seite her durchbohrt, dieses Röhrchen ist etwa halb so stark wie eine Bleifeder, dahinein wird ein eiserner Bolzen geschoben, der grade vor der Nadel in die Längsröhre trifft und die verhängnißvolle kleine Spitze von dem Zündspiegel sicher absperrt. Nun kann man ohne Scheu auf die Messingkapsel schlagen, die Nadel trifft immer nur den eisernen Bolzen.

Aber würde das Geschöß, mit dem Bolzen versehen, eingeladen und abgefeuert, so würde die schützende Kraft des sinnreich angebrachten kleinen Stiftes auch dem Feinde zu gut kommen, und das soll ja nicht sein, also muß der Bolzen wieder entfernt werden, während die Granate die Luft durchschneidet. Wie soll das geschehen? Nichts ist einfacher. Der Bolzen hat an seinem äußern Ende einen verdickten Kopf. Da die Granate nur aus einem gezogenen Geschütze geschossen wird, so ist ihre Bewegung eine stark drehende, der äußere dicke Kopf

des Bolzens dreht sich dabei in einem weit größern Kreise als die Spitze desselben, schon nach wenigen Drehungen ist die Kraft, das Gewicht des äußern Köpfchens so stark, daß der Bolzen dem Gesetze der Zentrifugalkraft folgen muß und fortgeschleudert wird. Dadurch hört nun wieder jede Beschränkung der Nadelspitze auf, sie ist wieder geschickt, den Zündspiegel zu erreichen, der die schlummernden verderblichen Kräfte des Geschosses weckt und entfesselt. Schon wenn die Granate nur 25 Schritt aus der Mündung des Rohres sich entfernt hat, verliert sie den Bolzen.

Etwas Sinnreicheres in der Konstruktion und etwas Zweckentsprechenderes als diese preußische Granate dürfte nicht oft gefunden werden. Schade, daß so vieler Scharfsinn bei der Zusammensetzung dieser Geschosse nur angewendet wurde, um Mittel der Zerstörung zu erfinden.

Ein jeder Granatschuß kostet je nach dem Kaliber 5—10 Thaler.

Die französischen Granaten haben ungefähr dieselbe Gestalt wie die preußischen, aber ihre Zündvorrichtung ist eine ganz andre. Der Kopf derselben hat keine Oeffnung, dafür ist das hintere Ende durchbohrt und es wird eine kleine Schlußschraube eingesetzt, welche einen Zündfaden enthält. Dieser entzündet sich durch das Abfeuern, und wenn er verbrannt ist und das Feuer das Pulver erreicht, so platzt die Granate, gleichviel ob sie noch im Fluge ist oder ob sie bereits in die Erde oder einen Gegenstand eingedrungen ist. Diese Zündvorrichtung ist natürlich viel unsicherer als die preußische, denn öfter entzündet sich der Zündfaden beim Abfeuern gar nicht, öfter wird er auch durch den scharfen Luftzug wieder ausgelöscht, oder die Granate kommt mit nassen Gegenständen in Berührung und der Funken, der zünden soll, wird wieder erstickt. In vielen Fällen wird auch der günstigste Moment zur Zerstörung unbenutzt vorüber gehen, da die Soldaten, wenn nicht gleich beim Einschlagen die Explosion erfolgt, sich durch Niederwerfen gegen die Wirkung der Sprengstücke sichern können.

Es leuchtet ein, daß die Wirkungen der preußischen Artillerie unter diesen Umständen der französischen weit überlegen sein mußten. Dazu kam aber noch, daß die preußischen Artillerie- und Ingenieur-

Offiziere an technischer und militärischer Ausbildung ebenso wohl wie an Muth und genialer Kombinationsfähigkeit ihre Feinde unendlich weit überragten. Wir werden im Verfolg unsrer Belagerung oft genug Gelegenheit haben, den Beweis des Gesagten zu liefern, und als die Belagerten in Straßburg erst einmal, sei es aus verachtendem Hochmuth, sei es aus Unfähigkeit, zugegeben hatten, daß der deutsche Ingenieur sich eingebissen hatte, da war der Fall der Festung mathematisch sicher.

Außer den eben beschriebenen Granaten wurden zur Beschießung auch Bomben verwendet. Sie sind rund, also Kugeln, aus Eisen gegossen und mit Sprengladung gefüllt. Die Entzündung geschieht durch ein eingesetztes Röhrchen mit Zündmasse, welches mit schwachem Sprühen brennt. Je nach der Entfernung, welche die Bomben zurückzulegen haben, bis sie an ihrem Ziele anlangen, werden längere oder kürzere Zündröhrchen eingesetzt. Die Bomben werden geworfen, daß heißt man schießt sie in einem hohen Bogen, so daß mit ihnen auch Stellen getroffen werden können, welche nicht direkt eingesehen werden können. Bomben werden gewöhnlich des Nachts geworfen, da es bei ihnen weniger auf das Erfassen eines bestimmten Zieles, als hauptsächlich auf Einhalten einer vorher festzustellenden Richtung ankommt.

Es war ein furchtbar prächtiges Schauspiel, welches allnächtlich sich in der Nähe der belagerten Festung darbot. Wenn die Nacht hereinbrach und ihr in den regnerischen Tagen meist tiefes Dunkel die Rheinebene bedeckte, dann begannen die Mörserbatterien ihr verderbliches Spiel.

Jenseit des Rheines, in der Gegend von Kehl, blitz es auf, dumpf rollt der Donner herüber, in hohem Bogen steigt die Bombe auf, die einen feurigen Streifen hinter sich läßt, sie senkt sich wieder und verschwindet in der Gegend, wo wir die unglückliche Stadt wissen, deren nächtliche Ruhe auf so furchtbare Weise gestört wird.

Und noch ehe das Geschöß sein Ziel erreicht, folgt wiederum Blitz und Donner, und immer häufiger steigen die Feuerkugeln empor, alle nach einem Ziele hin. Auch in den Parallelen flammt es auf und laut krachen die Mörser in unsrer Nähe, die Wälle der Festung

geben Antwort, herüber, hinüber ziehen die Bomben ihre feurigen Spuren, die Kreise kreuzen sich und schlingen sich durcheinander, es ist ein wunderbarer, seltsamer, beklemmender, und doch dazu unwiderstehlich fesselnder Anblick.

Da verbreitet sich an einem Punkte eine unheimliche Dämmerung, sie nimmt rasch zu, die Flammeln züngeln empor, und bei dem grellen Scheine des Feuers erscheinen in unsichern Umrissen die Dächer der Häuser in der Festung. In den Straßen brennt es lichterloh — wer rettet Hab und Gut, vielleicht gar das Leben der Bürger? Wo ist die muthige Feuerwehr? Wo sind die rassenden Spritzen? —

Nichts von allem! Unabänderlich, mit furchtbarer Genauigkeit fliegen die Bomben in die brennende Stadt, an drei, vier Stellen lodern die Flammen, immer riesiger werden die Dimensionen des Feuers, immer heller lichtet sich die Nacht, aus den bedrängten Straßen schallt ein dumpfes Getöse zu uns herüber in den wenigen Augenblicken, welche der Donner der Geschütze nicht ausfüllt.

Da zuckt die Flamme auch außerhalb der Festung auf durch die Nacht, die Bomben der Belagerten haben ein Dorf, ein Landhaus, ein Gehöft entzündet, immer reicher wird die Ernte des zerstörenden, unersättlichen Elementes.

Das Feuer im Dorfe ist bald gelöscht, Hunderte von rüstigen Kriegerhänden bemeistern es bald, aber drinnen hinter den Mauern und Wällen ist die Noth nicht so bald gezähmt, bei Fackelschein ziehen kleine Kolonnen durch die Stadt und schaffen in Wagen und in Bahren die Opfer der Geschosse in die Krankenhäuser — oder in die Leichenhallen.

Immer furchtbarer, immer dichter ziehen sich von den Batterien die feurigen Kreise in die geängstigte Stadt, vom rechten Rheinufer her arbeiten 32 schwere Geschütze, sie konzentriren ihr Feuer auf die feste Zitadelle, in welcher der stolze Feind sich sicher wähnte, aber wo fände jemand noch Schutz gegen dieses Feuer? Die Stimme des deutschen Volkes ist es, welche durch den Mund der gewaltigen Geschütze Rache fordert für so viele erlittene Schmach, für so viel verspritztes Blut, so viele viele Thränen, und in Flammenschrift steht es

am dunklen Himmel geschrieben: „Gebt das geraubte Gut heraus, die Stunde der Vergeltung ist gekommen!“

In dem matten unheimlichen Lichte ragt der Thurm des Münsters groß und hoch gen Himmel, oben auf seiner höchsten Spitze scheint es wie Flammenschein zu spielen — ist es das Morgenroth der neuen Zeit, welches sich dort oben verkündend zeigt? Schwebt der Geist des deutschen Erbauers über dem herrlichen deutschen Kunstwerke, das sein Vaterland und seine Abstammung nicht vergessen hat? Nur Geduld, noch wenige Wochen Geduld, du großer deutscher Meister, der du in den Mauern deines erhabenen Gotteshauses den ewigen Schlaf schlummerst, noch wenige Wochen, dann ist der freche Räuber unseres Kleinods zertreten und in den Staub geschleudert, dann weht das deutsche Banner wieder hoch vom Münsterthurm herab, und deine Gebeine, großer Erwin von Steinbach, ruhen wieder in deutscher Erde! —

Wenn der Morgen graut und sein fahles Licht die Stätten der Zerstörung aufdeckt, dann schweigen die Mörserbatterien, aber noch furchtbarer zischen dann die Granaten gegen die Mauern und Wälle, und beim Tagesscheine sieht der Feind, daß die kühnen Belagerer wieder ein neues Bollwerk aufgeworfen haben, wieder um ein bedeutendes den Wällen näher gerückt sind, und immer kürzer wird die Frist, in welcher sich der Franzosenlappen auf dem Münsterthurme im Morgenwinde bläht — bald ist die Frist abgelaufen, und jenes Banner wird fallen, es ist die letzte Franzosenfahne, welche noch den deutschen Rhein schaut! — —

Nachdem in der Nacht vom 1. zum 2. September also die zweite Parallele ausgeführt, wurden in den nächsten Nächten die Kommunikationen zwischen den beiden Parallelen hergestellt. Dieselben bestehen in Gräben, welche im scharfen Zickzack vorgeführt werden. Die zweite Parallele hatte eine Länge von 2500 Schritt und eine Breite von 12 Fuß bei einer Tiefe von 4—5 Fuß. Rechnet man dazu noch den auf der Feindesseite aufgeworfenen Damm, welcher in der Regel 3 Fuß hoch ist, so betrug in dieser zweiten Parallele also die Entfernung von der Sohle des Laufgrabens bis zur Spitze der Brustwehr 7—8 Fuß. Das war zu hoch, um darüber hinwegfeuern zu

können, wenn die Infanterie in den Laufgräben Verwendung finden sollte, es wurden deshalb in der ganzen Länge der Parallele Banketstufen hergerichtet, auf welche die Infanterie tritt, wenn sie in Deckung aus den Parallelen feuern will, und an den geeigneten Stellen wurden auch die schon besprochenen Ausfallstufen angebracht. Die Kommunikationen zwischen den beiden Parallelen waren auf dem rechten Flügel ein saures Stück Arbeit, da sie hier meist auf dem äußern Bahnhofs in dem Eisenbahnkörper ausgeführt werden mußten. Diese Kommunikationen hatten eine Gesamtlänge von 3000 Schritt, in der Nacht vom 5. zum 6. September wurden diese Arbeiten vollendet, und am 9. September standen auch die Banketstufen eben so wie die Ausfallstufen fertig da.

Alle diese Arbeiten wurden in einem außerordentlich starken Geschützfeuer ausgeführt. An Kanonen fehlte es in Straßburg nicht, und Admiral Grelmann hatte aus den Straßburger Bürgern eine bedeutende Anzahl alter gedienter Artilleristen herausgefunden, welche er alle auf der gefährdeten Nordfront anstellte. Wie die Breitseiten eines Linienschiffes frachten hier oft die Kanonensalven, aber auch dieses Feuer hatte verhältnißmäßig geringe Wirkung, weil die Franzosen nicht zu treffen verstanden. Bis zum 9. September war auf deutscher Seite noch kein einziges Geschütz demolirt, während völlig zerschmetterte, in Stücke zersprengte Mörser in größerer Anzahl nach der Kapitulation auf den Wällen vorgefunden wurden.

In den ersten Tagen des Septembers war die deutsche Artillerie auch genöthigt, einige Granaten dem ehrwürdigen Münster zuzusenden. Der Kommandant der Festung hatte auf der höchsten Gallerie des Thurmes einen Beobachtungsposten aufgestellt. Ein Parlamentär ging hinüber und ersuchte den General Urich, diesen Posten einzuziehen; als er dazu nicht zu bewegen war, wurden einige Granatschüsse abgegeben, und so groß war die Trefffähigkeit und Sicherheit der Geschütze und so richtig die Berechnung der Artilleristen, daß grade nur die betreffende Gallerie fortgeschossen wurde. Der dadurch entstandene Schaden war ein sehr geringer. Eine Bombe traf auch aus Versehen das Dach des Domes und ein Theil des Dachstuhles brannte ab. Auch diese Beschädigung war leicht zu ersetzen, im übrigen

hat das deutsche Bombardement dem herrlichen Münster keinen Schaden zugefügt. Dagegen brannte schon in den ersten Tagen die Straßburger Bibliothek nieder, und mit ihr gingen viele unersehbliche Handschriften und Bücher zu Grunde. Sie wären so leicht zu retten gewesen, wenn die französische Verwaltung sie beim Beginn des Bombardements sofort in Kisten gepackt und in einem Keller verwahrt hätte. Der Custos der Bibliothek hatte auch auf die große Gefahr aufmerksam gemacht, aber man hatte ihm eine schnöde abweisende Antwort gegeben. Es ist nicht zu verwundern, daß die Franzosen, welche die größten Heiligthümer der Familie und aller sittlichen Ordnung in ihrem eigenen Lande zu wahren nicht im Stande waren, auch keine Pietät gegen die ehrwürdigen Denkmäler längst verschwundener Geschlechter und kein Intresse für die höchsten und ernstesten Leistungen des menschlichen Geistes besaßen.

Nachdem nun die erste und zweite Parallele vollendet war, und die schweren Geschütze ihre Aufstellung darin gefunden hatten, war die Belagerung in dem Stadium angelangt, wo die Einnahme der Festung von den Belagerten nicht mehr verhindert, sondern nur noch verzögert werden konnte. Ausfälle wurden, wie schon erwähnt, nicht gemacht, dafür aber unternahm die Festungsartillerie die verzweifeltsten Anstrengungen, die deutschen Batterien zu demoliren und dadurch die Laufgräben ihres besten Schutzes zu berauben. Die Belagerer dagegen suchten den Feind von seinen Außenwerken zu vertreiben, und oft konzentrirte sich gegen einzelne Schanzen ein wahrhaft furchtbares Granatfeuer.

Um die Wälle und das Glacis der Festung von einzelnen Schützen zu säubern, welche sich gedeckt aufstellten und mit dem weittragenden Chassepotgewehr die Bedienungsmannschaften der Geschütze wegzuschießen suchten, bediente man sich der sogenannten Wallbüchsen, welche auch die Franzosen z. B. bei der Belagerung von Toul in Gebrauch hatten. Diese Waffe ist den alterthümlichen kleinen Burgeschützen ähnlich, sie schleudert ein Geschloß, welches etwa ein halbes Pfund schwer ist, auf 1500—2000 Schritt Entfernung und ist in der Hand eines geübten Schützen eine gefährliche Waffe.

Am 7. September wurden im Nordwesten der Festung zwei

riesige Geschütze aufgestellt, wie sie bisher noch bei keiner Belagerung in Anwendung gekommen waren. Es waren zwei kolossale Mörser, jeder derselben wog 17500 Pfund, die Bomben, welche sie schleuderten, waren 200 Pfund schwer und waren mit 15 Pfund Sprengladung versehen. Diesen furchtbaren Geschossen widerstand kein Raum, den man in der Festung für bombensicher gehalten hatte. Ihr Feuer wurde auf die Stellen gerichtet, welche man zur Breschelegung und demnächst zum Sturm außersehen hatte.

Dem furchtbaren Feuer der deutschen Batterien gegenüber wurden die französischen Geschütze immer kleinlauter. Auf den Wällen wechselte man häufig in der Aufstellung der Batterien, da durch die Präzision der Belagerungsgeschütze viele Kanonen gänzlich demolirt waren. Auffallend war auch der Umstand, daß viele französische Granaten gar nicht zerplatzten, während sie im Beginn der Belagerung doch meist ihre Schuldigkeit gethan hatten. Man öffnete einige der unversehrt gebliebenen und fand, daß sie mit Sand, statt mit Pulver gefüllt waren. Den Schlüssel zu dieser auffallenden Thatsache gab eine Begebenheit, welche sich grade in denselben Tagen ereignete. Die aufgestellten Posten bemerkten nämlich, wie mehrere Boote, schwer beladen, mit großer Vorsicht von Schlettstadt her den Rhein herabgesteuert wurden. Eine kurze Strecke oberhalb der Kehler Brücke mündet ein alter Arm des Rheines, der sich ganz in die Nähe der Straßburger Zitadelle hinzieht. Diesen Arm suchten die Boote zu erreichen. Ehe sie aber dahingelangten, faßte eins derselben Wasser, da es zu schwer beladen war. Man bemerkte, daß die Schiffsleute einige Kisten ans Land trugen und dieselben sorgfältig mit Steinen und Gesträuch verdeckten. Das schien sehr verdächtig, es wurde auf die Boote Jagd gemacht, und sie wurden glücklich abgefangen. Da fanden sich denn als Ladung 40 Kisten, angefüllt mit 80000 jener messingenen Schlußschrauben, welche als Zündvorrichtung für die französischen Granaten erforderlich sind. Nun konnte man sich erklären, weshalb die Granaten, welche in die deutschen Linien geschleudert wurden, nur Sand enthielten, und auch dieser Umstand lieferte den Beweis, daß vor Beginn des Krieges die hochmüthigen Franzosen

nicht im entferntesten den Fall erwogen hatten, es könne Straßburg einmal belagert werden.

Die Resultate, welche auf deutscher Seite in der kurzen Zeit vom 29. August bis 9. September errungen waren, mußten wahrhaft großartig genannt werden, und sie waren mit verhältnißmäßig geringen Opfern erkaufte. Der Gesamtverlust, welchen bis zu dieser Zeit das Belagerungskorps vor Straßburg nach den Zusammenstellungen der amtlichen Listen erlitten, betrug 57 Tödt, 327 Verwundete, 30 Vermißte, zusammen 414 Mann.

Als Kuriosität wollen wir hier noch anführen, daß die provisorische Regierung in Paris um diese Zeit einen neuen Bürgermeister für Straßburg ernannte, angeblich weil der frühere Bürgermeister beim Beginn der Belagerung den Kommandanten aufgefordert hatte, die Festung zu übergeben. Der neuernannte Beamte konnte natürlich aber nicht an seinen neuen Bestimmungsort gelangen, er schlug seinen Sitz deshalb vorläufig in Mühlhausen auf, ist in Straßburg aber nie in den Besitz seines Amtes gelangt. —

Am 9. September wurden von der zweiten Parallele aus die Kommunikationen zur dritten Parallele in Angriff genommen. Da man jetzt kaum 400 Schritt von den Festungswerken entfernt und also auch dem Chassépotfeuer stark ausgesetzt war, so wurde mit der Erdwalze vorgegangen. Bei dieser Arbeit wird nicht etwa eine gezimmerte Walze angewendet, sondern sie wird in folgender Weise gefördert. Sechs Arbeiter, mit Spaten versehen, werden neben einander angestellt, jeder bearbeitet einen Streifen Landes, welcher $1\frac{1}{2}$ Fuß breit ist. Indem sie so in einer Breite von 9—10 Fuß vorgehen, werfen sie zur rechten und zur linken Seite und vor sich den Wall in einer Höhe von drei Fuß auf, der Graben, welchen sie machen, hat die gewöhnliche Tiefe von 4 Fuß. Dadurch sind diese Arbeiter von drei Seiten gegen jeden direkten Schuß des Feindes gedeckt. Auf der vierten Seite bedürfen sie keines Schutzes, da dieselbe ja dem befreundeten Lager zugewendet ist. Bei der Arbeit muß nun der Damm, den die Arbeiter vor sich aufwerfen, immer weiter hinausgerückt und die Erde immer wieder durchgearbeitet werden, scheinbar wird dieser Vorderwall also weitergewälzt, und daher der Ausdruck Erdwalze.

Man erreichte in derselben Nacht den Ort, wo die dritte Parallele gezogen werden sollte, und in der folgenden Nacht, vom 10. zum 11. September, wurden die Arbeiter in einer Nähe 200 bis 300 Schritt an den Festungswerken wiederum ohne alle Deckung auf dem freien Felde angestellt. Dadurch wurde die Arbeit natürlich bedeutend gefördert, schon in der Nacht vom 11. zum 12. September wurde die dritte Parallele vollendet, in der Nacht vom 13. auf den 14. September wurde eine vierte Halbparallele hergestellt, welche in der Länge nur die halbe Ausdehnung hatte, als die drei zuerst gebauten. Ueber den linken Flügel konnte sie nicht ausgedehnt werden, da man an dieser Stelle schon bis dicht an das Ueberschwemmungsgebiet der Festung herangerückt war. Auf dem rechten Flügel, wohin die Ueberschwemmung sich nicht erstreckte, trat die vierte Halbparallele bis auf 40 Schritt an den Ramm des Glacis heran. Dieser Stelle gerade gegenüber lagen zwei feindliche Schanzen, nämlich die Linette 53 und 52. Sie waren beide in der Form eines Fünfecks gebaut, die Spitze gegen den Belagerer gerichtet, die Kehle, d. h. die der Spitze gerade entgegengesetzte Seite, offen, so daß also von der Festung aus unbehindert die Kommunikation mit diesen Schanzen stattfinden konnte.

Durch die Ueberschwemmung wurden die Schanzen ebenso wenig wie die ganze westliche Ceintee der Festung gedeckt, weil die Bodenerhebung nicht gestattete, das Wasser zu diesen Stellen hinaufzuführen. Der Schutz, der durch die Ueberschwemmung also nicht gegeben werden konnte, sollte ersetzt werden durch die Anlage von Minen. Preussische Offiziere, welche in früheren Jahren die Festung Straßburg heimlich rekonoszirt hatten, sagten in ihren Berichten mit Bestimmtheit aus, daß vor Linette 53 Minenanlagen sich befänden. Es war deßhalb von großer Wichtigkeit, diese Anlagen zu entdecken.

Der Hauptmann Ledebour rekonoszirte mit Hülfe eines Pioniers und eines sehr tüchtigen Unteroffiziers, und in der That fand derselbe die Minen. Um Linette 53 zieht sich ein mit Wasser gefüllter Graben, seine Seitenwände sind hoch über den Wasserspiegel hin aufgemauert, die Seitenwand, welche durch Linette 53 gebildet wird, heißt die Eskarpe, die gegenüberliegende Wand hingegen wird die Contrescarpe

genannt. Hauptmann Ledebour fand nun drei Gallerien, welche über dem Wasserspiegel des Grabens in die Kontreeskarpe hineintraten, eine auf der Spitze der Schanze, eine zu jeder Seite. Die Gänge waren schön und geräumig, weiterhin wurden sie durch eine Quergallerie miteinander verbunden und endigten jede in zwei kurzen Gängen nach rechts und nach links, welche mit Leichtigkeit weiter hätten vorgeführt werden können. Im Falle der Feind diese Minenanlagen hätte benutzen wollen, konnte er also sechs Minengänge unter die Angreifer hinwühlen und dieselben in die Luft sprengen.

Aber die Gallerien waren vom Feinde gänzlich verlassen. Er mußte schon von Beginn der Belagerung an nicht die Absicht gehabt haben, sich dieser Anstalten zu bedienen, denn er hatte versucht, die Gänge durch Pulver zu zerstören, was ihm jedoch nur in beschränktem Maße gelungen war. Daß übrigens auch dieses Vertheidigungsmittel so leicht hin vom Kommandanten der Festung aus der Hand gegeben war, dürfte nicht gerechtfertigt werden können, denn mit Hülfe eines der vielen Röhre, welche dem Belagerten zu Gebote standen, hätte er leicht zu den Gallerien gelangen können, und eine gut angelegte, im entscheidenden Augenblicke durch einen elektrischen Apparat entzündete Mine hätte hier von furchtbarer Wirkung sein müssen. Jetzt aber zogen die gewandten Belagerer diese Gallerien mit in den Bereich ihrer Arbeiten, und was der Festung zur Vertheidigung hatte dienen sollen, das gereichte jetzt dem Angreifer zur Förderung und zum Schutz bei seinen Anlagen.

Von der dritten Parallele aus ging man nun mit einem Schleppschacht vor. Derselbe ist ein Gang, der sich immer tiefer in schräger Richtung in die Erde hineinsetzt und also mit dem Gange eines Maulwurfes in großem Maßstabe viele Aehnlichkeit besitzt. Da dieser Gang nur dazu dienen sollte, den Boden unter den Füßen der Arbeitenden sicher zu stellen, so wurde er nur eng angelegt, nur kriechend konnte man ihn passiren. Dieser Schleppschacht stieß bald auf die feindliche Minengallerie, welche von dem rechten Flügel des Grabens bei Rinette 53 ausging. Die Stellen, welche durch die feindlichen Zerstörungsminen eingestürzt waren, wurden aufgeräumt, und man konnte nun ungehindert durch den unterirdischen Bau bis an den

Wassergraben vor Linette 53 gelangen und von da aus in vortrefflichster Stellung die Wirkung der Granatschüsse beobachten, welche von deutscher Seite gegen das Mauerwerk der Schanze abgefeuert wurden, um eine Bresche zu eröffnen. Ein Augenzeuge erzählt von diesen interessanten Anlagen: „Es berührt eigenthümlich, wenn man aus der dritten Parallele den engen, abfallenden Schleppschacht hineinkriecht, dann einige Stufen hinuntertritt und mit einem Male in diesem unterirdischen feindlichen Bau steht. Der matte Schein der an den Wänden angebrachten Minenlampen läßt die Ausdehnung undeutlich erkennen, einzelne dunkle Gestalten schlüpfen geschäftig hin und her, dumpfes Picken und Graben hört man aus den seitlichen Gallerien. Gott sei Dank, daß das unsre Pioniere sind und daß wir droben nur die feindlichen Kugeln, nur die Steinsplitter der Bresche, nicht auch die unheimliche Arbeit unter unsern Füßen zu fürchten haben.“ —

Am 14. September ging man aus der Halbparallele wieder vorwärts und zwar grade auf die Spitze der Linette 53 zu. Da sich die Angriffsarbeiten nun zwischen die einzelnen vorspringenden Werke hineinschoben, so war es erforderlich, sich nach vorn, nach rechts und links, oft auch im Rücken Deckung zu verschaffen, deßhalb ging man mit einem Graben vor, der sich schlangenförmig hin und her wendete und dadurch nirgend eine lange Linie bot, die kurzen Schläge wurden auf allen Seiten durch den aufgeworfenen Boden gegen die höher gelegenen Brustwehren des Feindes gesichert. In einer ähnlichen Linie mußte der Sappeur an dem Ramm des Glacis entlang gehen und genau den Linien der einzelnen Werke folgen. Sollte diese Arbeit regelrecht durchgeführt werden, so konnte sie nur Schritt für Schritt und mit großem Zeitaufwande hergestellt werden. Um die Belagerung nicht in die Länge zu ziehen, stellte man sogar in dieser unmittelbarsten Nähe des Feindes die Arbeiter auf dem freien Felde an, und dadurch gelang es, die Krönung des Glacis, wie diese Arbeit genannt wird, in wenigen Tagen oder vielmehr Nächten zu vollenden. In der Nacht vom 14. auf den 15. September wurde damit begonnen, in der Nacht vom 17. auf den 18. wurde die kolossale Arbeit fertig gestellt.

Ein Sachkundiger spricht sich über die Verhältnisse jener Tage und jener Verrichtungen folgendermaßen aus: „Wenn irgend wo der Ingenieuroffizier Muth und Entschlossenheit, Ruhe und Kaltblütigkeit, Orientirungsvermögen und Ueberlegung beweisen kann, so ist es hier, wo es sich nicht mehr darum handelt, eine Reihe Arbeiter in grader Linie anzustellen und nur die Richtung der Linie zu beobachten, sondern hier wendet sich auf alle zehn bis zwanzig Schritt die Linie, jede Traversenlänge muß genau den Umrissen der seitwärts gelegenen feindlichen Werke folgen, und doch kann man diese Werke bei finstrier Nacht durchaus nicht sehen. Oft, wenn man am Tage über die Brustwehr der Parallele gelugt hat und glaubt, sich richtig orientirt zu haben, findet man des Nachts an Ort und Stelle oft ganz andre Verhältnisse. Dazu die Unruhe der Arbeiter. Vepackt mit Gewehr, Spaten und Kreuzhaue, den schweren Sappenkorb (von Weiden geflochten und mit Erde gefüllt) auf der Schulter, zieht sich die lange Arbeiterkolonne, Mann hinter Mann, in dem Dunkel oft stoßend und abreißend, durch die Laufgräben heran. An der Stelle, wo der Aufmarsch beginnen soll, klettert Mann für Mann aus der Parallele, und sofort pfeifen die feindlichen Kugeln über die Köpfe. Doch die Arbeiter sind ja Soldaten, die Geschosse halten sie auf ihrer Wanderung nicht zurück, sie gehen muthig bis auf das Glacis vor.

Aber hier soll der Mann nicht mehr in Bewegung bleiben, hier soll er stillstehen und soll abwarten, bis er einer nach dem andern angestellt wird. Die Kugeln pfeifen unheimlich und unsichtbar herüber, der Muth der Mannschaften sinkt, sie denken nur an Deckung. Sie werfen die Körbe zu Boden, weil sie sich dahinter sicher wähnen, und viele versuchen sich, wo sie grade stehen mögen, einzugraben. Bei allem Eifer können die Infanterieoffiziere auch nicht viel helfen, denn sie können unmöglich wissen, wo und wie die Leute angestellt werden. So muß der Ingenieuroffizier, der höchstens einen oder zwei Pioniere zur Hülfe hat, jeden Mann einzeln heranziehen, jeden Korb einrichten, jeden Mann anweisen, wohin er den Boden zu werfen hat, und wehe ihm, wenn er hierbei die Hauptsache, nämlich, daß der Krönungsgraben überall mit den Linien der feindlichen Werke parallel läuft, auch nur einen Moment außer Augen läßt, denn er ist

allein verantwortlich für jeden Mangel, der am Morgen sich darthut.“ —

Wohl nicht leicht könnte eine Belagerung angeführt werden, bei welcher mit so viel Kühnheit und mit solcher Verachtung aller Schwierigkeiten gearbeitet wurde, wie bei dieser Belagerung von Straßburg. In zwanzig Tagen wurde die Riesenarbeit von der ersten Parallele bis zur Krönung des Glacis vollendet, und die letzten Arbeiten mußten unter einem Hagel von Chassepotkugeln und Bomben jeglichen Kalibers durchgeführt werden.

Nachdem die Krönung des Glacis einmal fertig war, konnte man von da aus in ziemlicher Sicherheit einen Blick auf die Festungswerke werfen. Die Erdmassen der Wälle waren in der Nähe meist durch die deutschen Geschosse aus jeglicher Form gebracht und wüst und wild durcheinander geworfen. Hinter den zerstossenen feindlichen Brustwehren schien es todt und leer zu sein, nur ganz einzeln tauchte einmal ein Kopf auf, der in aller Eile eine schlechtgezielte Kugel gegen die Belagerer sandte. Dester aber hatte der Schütze, wenn er auch nur einen kurzen Moment sich sehen ließ, nicht mehr Zeit, die Deckung wieder zu gewinnen, denn ihn ereilten zu gleicher Zeit mehrere Kugeln aus den Wallbüchsen, die mit großer Sicherheit und Ruhe von deutschen Schützen gehandhabt wurden, welche hinter tiefen Scharten, aus Brettern und Sandjäten sicher konstruirt, lagen und darauf lauerten, wie der Jäger auf sein Wild, die allzufühnen Franzmänner wegzunallen.

Unmittelbar vor dem Glacis, auf welchem die Belagerer sich bereits in so kühner Weise festgesetzt hatten, waren die tiefen, wasserreichen Gräben, welche um Rünette 53 und 52 liefen, vor 53 etwa 20 Schritt, vor 52 ungefähr 60 Schritt breit. Hinter den Werken trat aus einer breiten Wasserfläche das Glacis des innern Stadtwalles hervor, und überragt wurde dasselbe wiederum durch den Hauptwall, welcher die letzte Vertheidigungslinie bildete. Rechts und links weiter zurück lagen noch doppelte und dreifache Werke, von denen aus jede angreifende Kolonne durch ein Kreuzfeuer übel zugerichtet werden konnte.

Die nächste Aufgabe war nun, die beiden Rünettengräben zu

überbrücken und dann, wenn der Feind es nicht vorzog die Werke preiszugeben, sie im Sturm zu nehmen.

Die nächstgelegene Spitze der Schanze 53 zeigte massives Mauerwerk, es mußte eine Bresche hineingeschossen werden. Die Batterie, welche hiermit beauftragt wurde, lag etwa 1200 Schritt weiter zurück, und um gute Erfolge zu erzielen, mußten ihre Geschosse das Mauerwerk am Fuße treffen, die Granaten mußten also im leichten Bogen über die Glaciskrönung weg etwa 10 Fuß tiefer als letztere lag, auftreffen. Da heulte denn Granate auf Granate mit rapider Schnelligkeit über das Glacis weg: ein Krach, eine Garbe von Steinen und Erde, dichter Rauch füllt den Graben, über die Krönung weg hagelten Steine und Sprengstücke hernieder, und noch hatte der Rauch sich nicht verzogen, da sauste schon ein neues Geschos heran und dasselbe Bild der Vernichtung bot sich dar. Mit einer so gewaltigen Kraft wurden die Steinstücke aus dem Mauerwerk herausgerissen und fortgeschleudert, daß Stücke von 9 Zoll Durchmesser 400 Schritt weit bis in die zweite Parallele geschleudert wurden. Nachts schwieg diese 24-Pfünder-Batterie, und dann kehrten die Arbeiter in die Glaciskrönung zurück und begannen wieder unermüdlich ihre Arbeit, die immer gefährvoller wurde, aber dem Ziele auch immer näher brachte.

Den weiteren Verlauf der Belagerungsarbeiten an dieser Stelle giebt uns die höchst anschauliche Erzählung eines der tapfern Offiziere, welche hier arbeiteten. Er sagt:

„Am 18. September wurde die Bresche als vollendet gemeldet, und nun begann gerade an dieser Stelle ein reges Leben, die Schanzkörbe auf der Glaciskrönung, welche bei dem Brescheschießen durch Sprengstücke und Steine vielfach umgeworfen und in den Graben hineingestürzt waren, wurden schnell aufgerichtet, der Graben hergestellt und erweitert. Die Pioniere trieben zur Eile, denn nun sollte für sie ein Stückchen reiner Pionierarbeit kommen, und danach geizten sie schon lange. Es war ihnen gar nicht recht, daß der Infanterist ihnen selbst bei dem kunstreichen Werke der Glaciskrönung so ins Handwerk gepfuscht hatte.

Der Bresche grade gegenüber graben sie tiefer und immer tiefer sich ein, um einen Gang hinab zur Wasserfläche des Grabens (eine

Descente) herzustellen. Aber warum soll der Pionier nicht können, was der Infanterist so oft unter seiner Leitung ausgeführt: ungedeckt arbeiten? Hinauf auf das Glacis, und ehe der Morgen graut, ist die Grabendescente ausgehoben und eingedeckt, denn nun ist es nöthig, gegen die Einsicht des direct vorliegenden feindlichen Werkes von oben sich eine Decke über dem Haupte zu schaffen. Sie wird hergestellt aus einzelnen Thürrahmen, auf je drei Fuß Entfernung aufgestellt, diese werden eingedeckt mit starken Bohlen und Faschinen, und zuletzt einer hohen Bodenschüttung. Man ist so weit fertig, daß der Mineur grade genügenden Raum und gewachsenen Boden vor sich behält, um seine Gallerie anzulegen und das Mauerwerk des diesseitigen Grabenrandes, die Kontreeskarpe einzuwerfen.

Am Tage räumt man noch auf, bringt Verstrebungen an und bereitet alles, namentlich reichliches Material, zur geheimnißvollen Arbeit der nächsten Nacht vor. Abends setzt der Mineur sich an, nagt sich tiefer und tiefer hinein zur Kontreeskarpe, dann geladen, verdammt: um 4½ Uhr Morgens am 20. September stürzt mit einem dumpfen Krach das Mauerwerk auf 12 Fuß Breite zusammen.

Still und ruhig war es bis dahin, alle Mannschaften auf weite Entfernungen zurückgezogen, nur die Mineure, zwei, drei Mann, waren da beschäftigt, auch sie waren zuletzt aus der gefährlichen Nähe der Mine weggehuscht, doch nun beginnt ein zwar möglichst leises, aber buntes, geschäftiges Treiben. Die Pioniere suchen die eben gebrochene Bresche zu erweitern, die Infanteriearbeiter werden durch die Descente hindurch in mehreren Reihen neben einander bis hinter die Glaciskrönung angestellt, und kleine Körbe voll Erde fliegen nun schnell von Hand zu Hand, voll hin, leer die andre Reihe zurück, über die Brustwehr hinweg schleppen die Pioniere Sappenkörbe und Faschinen, mit Sandsäcken und Steinen beschwert. Korb auf Korb, Faschine auf Faschine fliegt ins Wasser, und darauf Wurf auf Wurf von der zugereichten Erde. Unerfättlich verschlingt im Anfang das Wasser alles Material, es hat in der Mitte eine Tiefe von 8 Fuß, aber langsam, Fuß für Fuß, rückt der Damm vor.

Der Tag bricht an, es darf nicht hindern, um so eifriger rühren sich die Hände, um so schneller folgt Korb auf Korb. Schon kann

man beginnen, auf dem festen Unterbau eine Deckung gegen links herzustellen durch Sappenkörbe und darauf gepackte Erde und Sandsäcke. Es muß Sicherung gegen den Schuß von Schanze 52 geschaffen werden. Aber den ganzen Morgen läßt sich hier kein Feind sehen, auch von dem vorliegenden Werke, von 53, fällt kein Schuß. Freilich ist auch auf unsrer Seite die Glaciskrönung dicht mit Schützen besetzt, die nur warten, daß ein Kopf sich zeigt, und zwei Sechspfünder stehen bereit, die links gelegenen Werke zu beschießen.

Man wird immer kühner, und da just ein Nachen herbeigeschafft worden ist, taucht der Gedanke auf, hinüber zur Bresche zu fahren, von zwei Seiten arbeitet es sich ja besser einander in die Hände. Kaum hat der Gedanke Worte gefunden, so wird er ausgeführt. Einige Pioniere" (von der ersten Festungs-Pionier-Kompanie des achten Armeekorps, meist aus Kölnern bestehend) „passiren zuerst, dann Mannschaften vom 3. Bataillon 2. Garde-Landwehr-Regiments, Leutnant v. Meyer an der Spitze. Um 1 Uhr Mittags klettern sie die Bresche in die Höhe und beginnen die Erde von hier ins Wasser zu werfen und dadurch zugleich die Bresche gangbarer zu machen. Aber noch wagte keiner über die Brustwehr sich hinweg, noch vollends war keiner in der Schanze, von der man nicht wußte, ob und wie stark sie besetzt sei. Auch war in jedem Falle mit einer Refognoszirung Gefahr genug verbunden, denn die Granaten unsrer eigenen Geschütze sausten dicht über die Brustwehr der Linette hinweg, schlugen theilweise sogar ein, und das Innere des Werkes liegt im Augesichte des gesammten feindlichen Hauptwalles, kann also von dort kräftig bestrichen werden. Andererseits war es wiederum wichtig genug, genau das Innere der Linette kennen zu lernen, und besonders, zu sehen ob sie noch besetzt sei.

Kaum hatten jedoch die Arbeiter auf der Bresche ihr kühnes Werk begonnen, so kletterte der Ingenieur-Leutnant Frobenius weiter hinauf, lugte erst hier und da hinein über die Brustwehr — und mit einigen Sprüngen war er in der Schanze. Er skizzirte schnell das Innere und kehrte unverseht zurück. Das Werk war nicht besetzt.

Die Artillerie war indeß benachrichtigt und stellte ihr Feuer auf diese Stelle ein. So folgte dem Vorläufer nach einiger Zeit ein

anderer und noch ein anderer, man begann sich an der obern Kante der Brustwehr festzusetzen und so allmählig ohne alle Ordre Besitz von dem Werke zu ergreifen. Diese Schanze hat einen tief nahe der Wasserfläche gelegenen Hof und ist in der Mitte getheilt durch einen mächtigen Erdwall, der von der Spitze des Werkes quer durch nach der Kehle führt, zwei gewölbte Durchfahrten verbinden die beiden Theile des Werkes unter sich. Die Kehle ist offen.

Da erscheint auch der Oberstleutnant v. Wangenheim, der Chef des Ingenieurstabes des Belagerungskorps, er führt selbst Pioniere hinein, untersucht selbst die Hohlräume und nun beginnt man, im Innern der Lünette sich zu verbauen.

Indessen war der Uebergangsdamm zu seinem Ende geführt worden, Abends 6 Uhr war er fertig. Aber nicht ohne Verluste sollte es abgehen, denn auf der linken Seite von 52 erschien plötzlich am Nachmittage feindliche Infanterie, und ein starkes Gewehrfeuer wurde gegen die Arbeiter eröffnet, ein Pionier an der Spitze fiel, ein anderer wollte ihm beispringen und fiel mit ihm, ein dritter wurde leicht verwundet. Lange konnte das Feuer nicht schaden, denn die Seitendeckung rückte mit dem Damm vorwärts und sicherte gegen die Lünette 52.

So ist die Kommunikation beendet und das erste Werk der Festung genommen, eigentlich durch eine kühne Rekognoszirung. In vollen Salven grüßt uns zwar der Hauptwall, aber er wird uns nicht wieder vertreiben.

Blutiger als am 20. September die Okkupazion der Lünette 53, sollte in der Nacht vom 21. zum 22. die Besitzergreifung der Lünette 52 vor sich gehen.

Bis 8 Uhr Abends war über den 180 Fuß breiten Wassergraben noch keine Kommunikation zu sehen, nur die Grabendescente war fertig, und zwar hier in der Weise hergestellt, daß zwei Reihen Schanzkörbe übereinander die beiderseitigen Böschungen des Durchstichs bekleideten, die Decke wurde durch Eisenbahnschienen gebildet, welche durch besondere Unterstüzungen auf beiden Seiten getragen wurden. Die Oeffnung nach dem Wasser zu war mit einer Maske

von Sappenkörben, Fackeln und Sandsäcken eng geschlossen, als um 8 Uhr die Pionierkompanie zum Brückenbau vorging.

Das Gewehrfeuer der Festung, namentlich von den links flankierenden Werken und von dem Hauptwall war ziemlich lebhaft, wie es den ganzen Tag über gewesen, aber hauptsächlich gegen Bünette 53 und gegen die Glaciskrönung gerichtet. Bald begann es aber hörbar in das Innere der Bünette 52 einzuschlagen, und von Zeit zu Zeit faufte ein Kartätschenhagel dahinein.

Die Pioniere entfernten am Ausgange der Descente die Maske, trugen zuerst einige Nachen herbei und ließen sie geräuschlos ins Wasser gleiten. Zwei Mann mit dem Ende eines Taues fuhren zum jenseitigen Ufer hinüber, so daß das Tau sich quer über den Graben spannte.

Große, leere Biertonnen wurden herbeigerollt, je zwei neben einander durch einen Rahmen von Balken derart verbunden, daß die gemeinsame Ase quer zur Brückenrichtung stand, vier Balken wurden auf den Rahmen gelegt, an diesen das diesseitige Tauende befestigt und nun die Tonnen vorwärts gezogen, indem vom diesseitigen Ufer mit den Balken nachgeschoben wurde. Wieder wurde eine Unterstüttung aus zwei Tonnen und einem Rahmen gebildet, wieder vier Balken aufgelegt, die erste, nun frei schwimmende Strecke mit Brettern eingedeckt und abermals vorgeschoben. Auf diese Weise wurde vom diesseitigen Ufer aus ein Brückenglied nach dem andern angelegt, und um eben so viel rückte die Brückenspitze, gelenkt von dem Leitseil, dem jenseitigen Ufer näher.

Die Arbeit schritt rasch und mit erstaunlicher Ruhe und Geräuschlosigkeit vorwärts. Um 10 Uhr gelangte die Brückenspitze an das jenseitige Ufer, und die bis jetzt freischwimmende Brücke wurde an beiden Ufern festgelegt. Eine Strohschüttung auf der ganzen Brückensbahn sollte das Geräusch beim Uebergange der Kolonnen dämpfen. Um 10½ Uhr war auch diese letzte Arbeit beendet, die Kolonnen rückten an: 1 Pionierkompanie, die 2. Kompanie des 34. Infanterieregiments und 100 Mann der 12. Kompanie des 1. Garde-Grenadier-Landwehrregiments.

Mit 12 Pionieren und 2 Unteroffizieren ging ein Hauptmann

zuerst über die Brücke bis auf die Brustwehr der Kinetik vor. Einer der Unteroffiziere untersuchte die Hohlräume der, wie zu erwarten, leer gefundenen Schanze auf Minen, die zwölf Mann suchten an der steilen Erdböschung der Eskarpe Stufen für die nachfolgenden Kolonnen herzustellen. Nachdem gemeldet war, daß keine Minen vorhanden seien, ging ein Zug Infanterie als Bedeckung über und placirte sich möglichst gedeckt im Innern des Werkes, ihnen auf dem Fuße folgte die Pionierkompanie und zwei Züge Infanterie. Die Pioniere fanden gegen das Feuer des Hauptwalles eine willkommene Deckung in der Pallisadirung der Kehle des Werkes, wohinter sie begannen, ohne Zögern den Graben auszuheben, um von dieser Position zum Uebergangspunkte dann auch eine gedeckte Kommunikazion herzustellen. Die Infanterie fand in den Hohlräumen des Werkes meist Unterkommen, bis die Pioniere ihren Graben beendet.

Die ersten Züge der Kolonnen waren mit möglichster Stille über die Brücke gelangt, die zuletzt überrückenden wurden durch die Kugeln, welche über ihren Köpfen pfffen, beunruhigt und versieten in eine schnellere und damit geräuschvollere Bewegung. Dies mußte den Feind aufmerksam gemacht haben, und als die 100 Mann der Garde an der Eskarpe ankamen, begann sich auf diesen Punkt ein mörderisches Feuer zu konzentriren. Und grade hier sollten die Leute angestellt werden, um einen gedeckten Weg hinauf und in das Innere auszuheben. Der Major v. Quigow war selbst an der Spitze, die Leute warfen sich nieder, aber es half nichts, sie mußten an die Arbeit. Was nützen alle Erfolge im Innern, wenn man keine gedeckte Kommunikazion nach der Brücke hatte?

Unter äußerster Anstrengung der Offiziere wurden die Mannschaften angestellt, überschüttet von Gewehr- und Kartätschenkugeln. Bald kam der erste Verwundete über die Brücke zurückgelaufen, Schuß in der Schulter, gleich darauf der zweite, Schuß im Arm, ein dritter wurde bereits herübergetragen, und die Krankenträger reichten bald nicht mehr aus, um die Gefallenen wegzutransportieren. Da bringt man auch einen Offizier, Schuß in der Seite, und immer dichter hageln die Schüsse nieder, immer wieder schlägt Kartätschschuß auf Kartätschschuß ein. O sie haben noch Geschütze, die Franzosen, und

sie wissen sich ihrer Haut zu wehren, es war eine entsetzliche Nacht.

Endlich, endlich hört das Gelaufe auf der Brücke auf, sie scheinen tief genug im Boden zu sein, sie scheinen Deckung zu haben. Doch da kommt wieder einer im vollen Laufe, der Mann ist aber gesund, eine Meldung an General v. Mertens, der, wie alle die hohen kommandirenden Herren, in der Descente steht, aber welche Meldung: Major von Quikow ist todt, der erste Leutnant meldet, daß er das Kommando übernommen. Der zweite Tranchéemajor todt, und hier liegen im Laufgraben noch 10 Todte, noch 38 Verwundete. Furchtbare Nacht!

Aber das Werk ist unser und wieder sind wir einen Schritt weiter vorgebrungen.

Wie ungemein hat sich das Bild des Angriffs in den letzten vier Tagen verändert! Am 19. September standen wir noch am Grabenrande und hatten eine breite Wasserfläche zwischen uns und den beiden Lünetten, die uns noch mit ihren Chassepots, ja mit Kartätschen begrüßten, und jetzt bilden die beiden Schanzen unsre Stützpunkte beim weiteren Vorgehen und gewähren uns die vorzüglichsten Aufstellungen für unsere Schützen. In Lünette 53 schauen hinter der umgekehrten Brustwehr hervor unsre 6Pfünder dem Feinde entgegen, im Hofe der beiden Werke sind in 53 sechs, in 52 vier 7pfündige Mörser etablirt und werfen die vorliegenden Werke aus nächster Nähe. Auf der Höhe des Walles sind unsre Wallbüchschensützen eingegraben und halten die vorliegenden Linien in Schach, im wohlgedeckten Bückzack ziehen sich hinter hohen Erdaufwürfen die Gräben in den Hof hinab, um hinter der Rehllinie, der offenen, dem Feinde zugekehrten Seite des Werkes als sichere Schützenstellung sich zu vereinigen.

Aber wir sind noch weiter vorgebrungen. Von den beiden Schanzen führen Erddämme, welche auf beiden Seiten mit einer Brustwehr versehen sind und Grabenkoffer genannt werden, zu dem Stadtwall. In der Nacht vom 22. auf den 23. September wurde aus der Kehle der Lünette 52 auf dem Grabenkoffer mit einem schlangenförmigen Graben weiter vorgegangen. Der Grabenkoffer ist bei dieser Lünette bedeutend kürzer, weil sie näher dem innern Walle liegt, wäh-

rend der Grabenkoffer hinter Mûnette 53 in einer Länge von 200 Schritt links und rechts vom Wasser bespült wird. Die Mitte des Koffers, auf welchem gearbeitet wurde, liegt tief, es war für die deckenden Wälle keine Erde zu finden, sie mußte von den Seiten und von rückwärts herbeigeschafft werden. Dennoch wurde es in der Nacht vom 23. zum 24. September unternommen, mit Infanterie und Pionieren wieder ohne Deckung vorzugehen, und trotz des Gewehrfeuers von der Festung gelang es, bis zum Ramm des innern Glacis vorzudringen. Hier sperrte ein großer Quermall die Mündung des Grabenkoffers und bot eine willkommene Gelegenheit, hier eine Schützenstellung herzurichten.

Rechts vor uns liegt nun eine Schanze, welche aus dem Stadtewall heraustritt, Bastion 11. Die Batterie der 24Pfünder, welche schon bei Mûnette 53 eine so vortreffliche Bresche geschaffen, hatten den Auftrag erhalten, während die Pioniere die Ueberbrückung nach Schanze 52 herstellten und die Arbeiten auf dem Grabenkoffer vollendeten, in die rechte Seite der Bastion 11 eine Bresche zu schießen. In dem massiven Mauerwerk der Bastion waren die Granaten von gewaltiger Wirkung, es gelang den sechs Geschützen der Breschebatterie bald, einen großen Mauerflok herauszuschießen, der, ein herzerfreuender Anblick, auf einmal herabstürzte. Die Bresche wird bald beendet sein.

Rückwärts wurde vornehmlich an der Herstellung einer gesicherten und haltbareren Kommunikation nach der Mûnette 52 gearbeitet. Die Tonnenbrücke, welche den Kolonnen zum Uebergang gedient hatte, wurde, wie vorausgesehen worden war, durch einige gut treffende Schüsse unpassirbar gemacht. Man half sich vorläufig mit einer aus zwei Rähnen schnell hergestellten Fähre, begann aber sofort, noch mehr Tonnen unter der Brücke zu versenken, und schließlich diese selbst ganz zu versenken. Die großen Tonnen bilden in Folge dessen anstatt schwimmender, stehende Unterstüzungen, und es bedarf an den tiefsten Stellen nur des Aufbringens von Fackineu und Erde, um einen festen Damm herzustellen. Eine Seitendeckung aus Sappenkörben und Sandsäcken sichert gegen das Flankenfeuer aus Schanze 54 und 55. Dies ist übrigens nur noch Nachts zu fürchten, wo der Vertheidiger einige Truppen hineintwirft und feuern läßt, am Tage

zieht er sie zurück, und augenscheinlich stehen diese Außenwerke dann ganz leer.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, in welcher Weise für die Verwundeten gesorgt wird. Die Verbandplätze lagen bisher weiter zurück, als leichte Holzgebäude mit Bretterdach schützten sie nur gegen Regen. Jetzt wurden sie weiter vor bis in die Halbparallele verlegt und bombensicher konstruirt, indem man einen standhaften Unterbau mit Eisenbahnschienen eindeckte. Um genügend Wasser zum Auswaschen der Wunden und zum Stillen des Durstes zu haben, der Verwundete stets quält, wurde zur Seite eines jeden Verbandplatzes ein abessinischer Brunnen gebohrt, der ein klares, wenn auch etwas weiches Wasser liefert.

So geht es unaufhaltsam vorwärts, während von hinten mit Beschaffung von Material, mit Instandhaltung der Kommunikation, mit Etablierung der nöthigen Lokalitäten nachgerückt wird. Möge dieses rastlose Vordringen bald zum erwünschten Ziele führen!" -

Der Wunsch des tapfern Offiziers, dem wir diese Aufzeichnungen verdanken, sollte binnen wenigen Tagen in Erfüllung gehen. In der Festung war durch das Bombardement die Noth sehr hoch gestiegen, jetzt begann auch der Hunger besonders unter den ärmeren Klassen zu wüthen. Der Höchstkommandirende des Belagerungskorps, General-Leutnant von Werder, hatte in menschenfreundlichster Weise allerdings fortwährend gestattet, daß einige hilfsbedürftige Familien oder Kranke die Stadt verließen, und mit seiner Erlaubniß hatten sich vor einigen Tagen Bürger aus der Schweiz nach Straßburg begeben, um den Nothleidenden Hülfe in den Grenzorten der Schweiz anzubieten. Ehe diese Schweizer Straßburg verließen, sagte ihnen General Urich, er könne sich unmöglich länger halten, und das Ende müsse bald kommen. Er habe verschiedene Feldzüge mitgemacht und in der Krim gedient, aber nie habe er eine so furchtbare Belagerung erlebt oder auch nur angesehen, und niemals habe er eine so zerschmetternde Artillerie kennen gelernt, als die preußische.

Nach diesen Auslassungen des Kommandanten konnte der Kampf nicht lange mehr dauern, und „das Ende“ trat bald ein.

Am 27. September Abends 5 Uhr krachte erst noch eine volle

Salve aus den feindlichen Mörsern den Belagerern entgegen, dann entstand plötzlich Stille. An der Porte Nationale wird eine weiße Fahne aufgesteckt, und auch auf dem Münsterthurme erscheint dieselbe weiße Fahne, Straßburg will kapituliren!

Und wie mit einem Zauberchlage stehen Tausende von deutschen Kriegern plötzlich auf den Brustwehren der Laufgräben, jubelnd und die Mützen schwenkend, ein donnerndes Hurrah! braust über die Angriffsfelder dahin. Immer neue frohlockende Gruppen tauchen aus den weiten Zügen der Belagerungsarbeiten auf, Geschütz und Spaten ruht. Da schallt es von einer Stelle her:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,

Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Und zündend wie ein Lauffeuer schallt es den ganzen endlosen Gürtel entlang. Adjutanten sprengen, Signale, die noch nie in den Laufgräben gehört wurden, werden geblasen. Alles Leben, alles Freude, wo sonst Todtenstille herrschte und nur der eiserne Mund der Geschütze das große Wort führte. In athemloser Spannung lauscht ein jeder nun, wann die Bestätigung, die Bedingungen bekannt werden.

Aber erst am folgenden Tage wurde die Kapitulation abgeschlossen. Als am 27. September Abends 5 Uhr die weiße Fahne aufgesteckt wurde, schickte General Urich gleichzeitig einen Parlamentär an den General von Werder und erklärte, daß er zur Uebergabe bereit sei.

Darauf begaben sich der Großherzog von Baden, der General von Werder und dessen Generalstabchef Oberstleutnant von Leszcinski in die dritte Parallele und warteten dort auf Urich. Dieser aber war mittlerweile nach Mundolsheim herausgefahren und so verfehlten sich die Heerführer. Erst spät trafen sie sich in einem Zelte bei Königshofen, dort wurde die Kapitulation abgeschlossen, Nachts 2 Uhr wurden die Verhandlungen beendet und das Dokument unterzeichnet. Die Festung mit allem Kriegsmaterial wurde den deutschen Truppen überliefert, alle Offiziere und Soldaten gingen in die Gefangenschaft.

So war denn die starke, vorher noch niemals bezwungene Festung erobert, nachdem die Stadt 189 Jahre in französischen Händen

gewesen, ging sie wieder in deutschen Besitz über. Straßburg hat in früheren Zeiten mehrere harte Belagerungen ausgehalten, die monatelang dauerten und nicht zum Ziele führten. Jetzt währte die eigentliche Belagerung vom 29. August bis zum 27. September, also gerade 30 Tage.

Die Zahl der Gefangenen betrug 17111, darunter 451 Offiziere. Die Beute, welche gemacht wurde, war sehr groß, 1200 Kanonen, große Vorräthe an Munition und Bekleidungsgegenständen, 2 Millionen Franks an Staatsgeldern wurden genommen.

Am 28. September Morgens 8 Uhr wurde die Porte Nationale von einer starken Wache badischer Truppen besetzt. Draußen rückten die preussischen Landwehrregimenter an und nahmen auf dem Glacis Stellung, General von Werder hielt mit seinem Stabe am Wege. Auch der Großherzog von Baden mit seiner militärischen Begleitung war zugegen. Aus der Stadt heraus bewegte sich der lange Zug der Gefangenen, General Urich mit seinem Stabe an der Spitze.

Langsamem Schrittes traten sie durch das Thor, geführt von einem Herrn in Zivil mit dreifarbiger Schärpe, dem Maire von Straßburg. Auf der halb weggeräumten Barrikade vor dem Thore verabschiedete sich der Maire von den Offizieren des Oberkommandos. Es mußte ein bitterer Augenblick für diese Männer sein, denn die Umarmungen, die tief ernsten Gesichter, hier und da sogar die Thränen waren sprechende Beweise ihres Schmerzes. Der letzte französische Maire von Straßburg kehrte in die bezwungene Stadt zurück, der letzte französische Gouverneur ging in die Gefangenschaft der Deutschen!

Mit furchtbar ernstem Gesichte schritten sie an dem ersten Zuge der preussischen Soldaten, der Gewehr bei Fuß still stand, vorüber, General Urich, Admiral Exelmann, Oberst Ducasse, hinter ihnen eine lange Reihe Offiziere höheren und niederen Grades. Dann begann der Zug der verschiedenen kriegsgefangenen Truppen. Nur wenige von ihnen trugen ihr für den Soldaten hartes Schicksal mit einiger Würde. Die Offiziere, welche mit ihren Soldaten in die Gefangenschaft zogen, schritten finster blickend — nicht rechts, nicht links schauten sie auf — ihren Truppen voraus. Die Soldaten aber zer-

schellten mit wüthenden Ausrufen ihre Gewehre auf dem Pflaster oder an den Brückenpfosten, oder warfen alles, was sie an Wehr und Waffen hatten, in den Festungsgraben. „Wir sind verrathen, wir sind nicht besiegt, wir sind verkauft!“ schrien sie, die Glenden speien ihre eigenen Offiziere an und wollen sich an denselben vergreifen, so daß deutsche Offiziere und deutsche Truppen die französischen Offiziere gegen ihre eigenen Soldaten schützen müssen.

Da kommt ein Trupp, dessen Haltung mehr Würde zeigt, es sind die Artilleristen und Pioniere von Straßburg, an 5000 wohl gekleidete, kräftige Männer. Jetzt wälzt sich ein Konglomerat von Zuaven, Turkos, Zephirs heran, wie die Kamele bepackt, theilnahmslos oder betrunken, ihnen macht die Erniedrigung Frankreichs keinen Schmerz. Dann kommt die gesammte Kavallerie, ohne Pferde, etwa 25 Mann, traurige Ueberreste der bei Wörth geschlagenen Armee.

Am Glacis sind Abtheilungen der preussischen Gardelandwehr aufgestellt, sie nehmen ihre Reisegefährten in Empfang. Die Gefangenen gehen nach den deutschen Festungen Rastadt und Ulm, welche sie erobern wollten. Sie finden dort schon Gesellschaft genug von der hochmüthigen Schar, welche hier in aller Muße über ihren Spaziergang nach Berlin nachdenken können.

Nachmittags vier Uhr wird die Festung von den deutschen Truppen besetzt. An einem 28. September war es, als Ludwig XIV., der freche Räuber, seinen Einzug hielt, und wieder an einem 28. September zogen lange Kolonnen gefangener Franzosen heraus, die deutschen Sieger hinein. In geschlossener Kolonne rückte das 30. Infanterieregiment heran, ihm folgte das 2. Garde-Landwehrregiment. Welcher Gegensatz zu den abziehenden Truppen! Welche Ruhe, welche Kraft! Nicht einmal die Trommeln ertönten, aber der feste Tritt der Bataillone, das Blitzen der Bajonette und das Rasseln der Geschütze verräth den Bewohnern, daß Deutschland seinen Raub zurückgenommen hat.

Die Deutschen Straßburgs empfangen ihre siegreichen, anrückenden Brüder freilich mit großer Gleichgültigkeit, ja sogar theilweise mit dem bittersten Haß. Aber wenn die Herzen der deutschen Bewohner im Elsaß auch von französischem Gifte angefreßen und erkaltet sind,

so werden sie im deutschen Vaterhause schon wieder erwärmen und werden lieber kräftige, blühende Glieder des großen, markigen, lebensfrischen deutschen Volkes als Anhängsel des faulenden Reichthums Frankreich sein wollen.

Als die ersten deutschen Regimenter in die Stadt einrückten, trug sie noch ganz das schreckliche Aussehen, welches der Schrecken und die Gefahren der Beschießung ihr verliehen hatten. Die Porte Nationale mit ihren festen Thorthürmen war ein Trümmerhause, und von hier aus reihete eine Ruine sich an die andere, so weit das Auge reichte. Die dampfenden Trümmer erfüllten die Luft mit widerlichem Brandgeruch, öde und wie ausgestorben waren die Stadttheile, welche am meisten gelitten hatten, kein Haus war mehr bewohnbar. Im Mittelpunkte der Stadt und auf der Südseite sah es weniger schrecklich aus, aber auch hier fand man die Spuren der Brandgeschosse, hier und da zeigte sich ein niedergebranntes Haus, von einer Granate waren Pfeiler fortgerissen oder Fenster zertrümmert, Dächer abgedeckt. An die Seitenwände der Häuser hatte man Bretter gestellt, oder die Fenster und Thüren mit Brettern überkleidet, um die Sprengstücke abzuhalten.

Die Einwohner hatten zum größten Theil ihre Wohnungen in den Kellern aufgeschlagen, und die Kellerlöcher mit Misthaufen oder mit Sandsäcken verdeckt. Sie hatten eine Gefangenschaft voller Angst und Entbehrung in diesen dumpfigen Wohnungen auszuhalten.

Jetzt kamen sie wieder hervor aus ihren Verstecken, sie fingen wieder an ihre Wohnungen einzurichten und den Schaden auszubessern — wenn das noch möglich war. Denn so mancher Familie war das Haus völlig bis auf den Grund zerstört, besonders die weiße Thurmstraße, die Brogliegasse, die Steinstraße, die Münstergasse lagen fast ganz in Ruinen. Das Münster hat sehr wenig gelitten, ein Theil des Daches war abgebrannt, einige Thürmchen und Ornamente waren zerschlagen und ihre Trümmer auf dem Plage umhergestreut. Der Schaden war mit leichter Mühe herzustellen.

Der Schaden, welcher durch die Beschießung der Stadt allein an Immobilien verursacht war, wurde auf 85 Millionen Franks abgeschätzt, von Zivilpersonen waren 299, meist Frauen und Kinder,

getödtet, an 3000 verwundet, an 8000 ohne Obdach. Die Bürger fühlten sich von schwerer Angst befreit, als die Kapitulation verkündet wurde, und besonders froh war man darüber, daß der Kommandant es nicht hatte zum Sturme kommen lassen.

Als Besatzung erhielt die eroberte Stadt 8000 Mann Badenser und Preußen. Das Belagerungskorps wurde aufgelöst, ein Theil desselben zog zu den Truppen vor Paris, ein andrer Theil schloß sich dem Korps an, welches unter der ausgezeichneten Leitung des tapfern Generals von Werder sich später im Süden von Belfort noch so herrliche Vorhern erkämpfen sollte. Der Generalleutnant von Werder aber wurde von Sr. Majestät dem Könige Wilhelm als Anerkennung seiner unübertrefflichen Leistungen zum General der Infanterie und zum kommandirenden General des jetzt neugebildeten 14. Armeekorps ernannt.

In den nächsten Wochen nach der Einnahme der Stadt dauerte der Belagerungszustand noch fort, auch mußten die Bürger alle Waffen, welche sie besaßen, abliefern. Die Truppen wurden streng angewiesen, alles Privateigenthum zu schonen, ihre Verpflegung erfolgte bis auf weiteres aus den Magazinen.

Am 30. September hielt General von Werder seinen feierlichen Einzug in die Stadt, ihn begleiteten Deputazionen sämmtlicher Waffen. Auf dem Kleberplatze ließ der General die Truppen vorbeimarschiren, es wurde ein Hoch auf den König Wilhelm ausgebracht, die Musik spielte „Heil dir im Siegerkranz.“ Sodann begab sich der General mit einem zahlreichen Offizierkorps nach der protestantischen Kirche. Am Eingange derselben war die Geistlichkeit und die Abgesandten der Stadt versammelt. Der Konsistorialpräsident Baum hielt eine Ansprache, auf welche der General erwiderte, daß alles geschehen würde, um die Wunden, welche der Stadt gezwungen geschlagen worden, so bald als möglich zu heilen, dagegen würde aber auch erwartet, daß die Bürgerschaft jedweder Unordnung der Bevölkerung entgegen treten werde. Nach beendetem Gottesdienste begab sich der Stab nach dem Münster. Am demselben Tage nahm General von Mertens seinen Wohnsitz in dem Kommandanturgebäude und besorgte vorläufig die Geschäfte der Kommandantur. General von Werder trat in den näch-

sten Tagen seinen Vormarsch nach dem Süden an, wo er sich so viel Ruhm erringen sollte.

Am nächsten Tage nach der Kapitulation wurde an den Straßenecken eine Proklamazion des Straßburger Maire angeschlagen, worin derselbe in Folge eines höhern Auftrages von deutscher Seite alle durch die Beschiesung in Schaden gekommenen Einwohner aufforderte, bis zum 12. Oktober ihren Schaden anzugeben, sie würden denselben ersetzt erhalten. Manchem Einwohner, der bis dahin verzweifelt vor seinem zerstörten Eigenthum gestanden, wurde durch diese Aussicht das Herz weicher gestimmt, und manches erbitterte Gemüth wurde versöhnt.

Und in den nächsten Wochen kamen reichliche Gaben an Geld und Gut aus Deutschland, mit milder Hand linderten die deutschen Behörden alles Elend, das sich lindern ließ, und diese Großmuth ist nicht ohne Einwirkung auf die Herzen der Bewohner des Elsaß geblieben.

Große Bewunderung erregte bei den Einwohnern der Stadt Straßburg die rasche organisatorische Thätigkeit, mit welcher die preussische Verwaltung unmittelbar nach der Kapitulation in das Chaos eingriff. Gleich am zweiten Tage war die Hauptmasse der Gefangenen abgeführt, die Belagerungstruppen auf dem Wege nach Paris. Hunderte von Arbeitern wurden aufgeboten, um die Zugänge zu der Stadt aufzuräumen und die Verkehrswege innerhalb der Stadt in ihren früheren Zustand zu bringen. Endlose Wagenreihen waren am 1. Oktober beschäftigt, die zerstreuten Schanzgeräthe, welche zur Herstellung der Parallelen gedient hatten, zu sammeln und auf bestimmte Lagerungsplätze abzuführen, während die eroberten Kanonen und Waffen aller Art, welche dem Sieger in die Hände gefallen waren, aufgenommen und zusammengetragen wurden. Auf den Wällen sah man bereits Geometer mit Aufnahmen beschäftigt für solche Anordnungen, welche nöthig waren, um das wie durch ein Erdbeben durchwühlte Terrain wieder in einen für den Verkehr zugänglichen Stand zu versetzen.

Schon wenige Tage nach der Kapitulation besserte sich denn auch sehr die Stimmung der Einwohner. Man begegnete nirgends mehr

den erbitterten, sehen um sich blickenden Gesichtern, überall wurde deutsch gesprochen, alles war froh, wieder freie Luft athmen zu können, und schon jetzt hörte man einzelne Stimmen, welche darauf hinwiesen, daß die Einverleibung in das deutsche Reich dem Elsaß jedenfalls Steuererleichterung und Sicherung vor Krieg und immerwährenden Staatsumwälzungen bringen würde. Wenn diese Leute sich den kraftvollen, intelligenten, gesitteten deutschen Soldaten angesehen hätten, dann würden sie gewußt haben, daß Deutschland dem von französischer Fäulniß angefressenen Elsaß auch Kraft des Körpers und des Geistes und gesunde Moral wieder zuführen würde.

Als am 22. März 1871 der Geburtstag des deutschen Kaisers Wilhelm des Siegreichen überall, wo Deutsche weilten, festlich begangen wurde, feierte auch eine kleine Anzahl evangelischer Gemeinden im Elsaß diesen Tag und ihren Wiederanschluß an das deutsche Vaterland. Das ist ein kleines, aber erfreuliches Zeichen, daß der deutsche Geist in jenen Ländern wieder erwacht. Möge er von Jahr zu Jahr erstarken und zunehmen und die Brüder jenseit des Rheines mit eben so festen Banden an das theure Vaterland anschließen, wie alle diejenigen, welche in den Jahren 1870 und 1871 so fest und treu auf der Wacht am Rhein standen!

2.

M e z .

Am 27. September steckte General Urich in Straßburg die weiße Flagge auf, grade einen Monat später kapitulirte das gewaltige Metz mit der ganzen französischen Hauptarmee unter Marschall Bazaine. Eben so wenig wie Straßburg war auch Metz jemals vorher erobert worden, während Straßburg jedoch durch eine regelrechte, mit großartiger Kriegskunst ausgeführte Belagerung genommen wurde, war es bei Metz der Hunger, welcher den starken Waffenplatz in deutsche Gewalt brachte. Das Bild, welches sich bei der einen wie bei der andern Festung der Betrachtung bietet, ist deshalb ein sehr verschiedenes. Während bei Straßburg die Kunst der Erdarbeiten, der Muth, die Energie und Gewandtheit der Ingenieure und der Artilleristen und die furchtbare Wirkung der deutschen Geschosse unsere ganze Auf-

merksamkeit in Anspruch nehmen, wird bei Metz unser Interesse gefesselt durch die verzweifeltsten Anstrengungen, welche der stolze Feind immer von neuem machte, um sich der eisernen Umarmung zu entwinden, bis seine Gewaltstöße immer matter wurden und er schließlich gezwungen war, das stolze Haupt, das die Welt beherrschen wollte, zu beugen und vor der preussischen Tapferkeit die Waffen zu strecken. Denn während Straßburg von Preußen und Badensern, auch einer kleinen Anzahl Württembergern erobert wurde, hatte der Marschall Bazaine in Metz nur preussische Armeekorps unter dem Oberkommando des Prinzen Friedrich Karl sich gegenüber.

Metz, ehemals die Hauptstadt des französischen Moseldepartements, wurde mit den Schwesterstädten Tull (Toul) und Vierten (Verdun) im Jahre 1552 durch einen räuberischen Ueberfall an Frankreich gebracht. Da es der erste Gewaltakt war, welchen die Franzosen sich gegen das deutsche Reich erlaubten, so hielten sie sich auch noch für verpflichtet, wenigstens einen Grund für den Ueberfall anzugeben, und zwar den, daß in Tull und Vierten ausschließlich, in Metz doch zuweilen französisch gesprochen werde. Es hindert also nichts, daß Deutschland jetzt den Spieß umkehrt und sagt, es habe Metz annektirt, weil darin deutsch gesprochen wurde. Denn heute wird in Metz wenigstens dreimal so viel deutsch gesprochen, als im Jahre 1552 darin französisch gesprochen wurde.

Im Herbst des Jahres 1552 machte Kaiser Karl V. einen Versuch, Metz zurück zu erobern, aber er mußte nach schweren Verlusten mit seinem Heere wieder abziehen. Durch den westfälischen Frieden wurde Frankreich in seinem Besitze bestätigt, und seit 1648 hat Metz stets zu Frankreich gehört, bis zum 27. October 1870, also zusammen 318 Jahre. Auch bei dem Ueberfall von Metz 1552 wurden die Franzosen durch den Verrath des dortigen Bischofs unterstützt.

Im Jahre 1870 hatte Metz 56500 Einwohner. Die Stadt liegt auf dem rechten Ufer der hier 200 Schritt breiten Mosel, welche unterhalb der Stadt schiffbar wird. Zu dem Zwecke, die Festungswerke unter Wasser zu setzen, theilt sich die Mosel in mehrere Arme, dadurch werden drei Inseln gebildet, St. Simphorien ist die westliche, Saulcy liegt in der Mitte, östlich Chambière. Die eigentliche Stadt

liegt auf der letztgenannten, tiefer gelegenen Insel und in dem Winkel, den die hier einfließende Seille, ein nicht unbedeutender Nebenfluß, mit der Mosel bildet.

Metz war seit alter Zeit mit Mauern und breiten Gräben wohl versehen, die Festungswerke wurden im 16. Jahrhundert durch Chevalier de Ville, später durch den berühmten Vauban verstärkt und erweitert. Das System dieser ältern Befestigungen war der preussischen Heeresleitung sehr gut bekannt, da ein Holzmodell der Festung im Jahre 1815 aus Paris mit fortgenommen und seitdem in Berlin aufbewahrt wurde. In den Jahren von 1860—1870 wurden die drei starken neuen Forts St. Julien, St. Quentin und Queuleu angelegt, 1864 wurde das Arsenal für das Geniecorps vollendet. Als ältere Hauptwerke sind zu nennen im Süden die Zitadelle, im Osten Fort Bellecroix, im Westen auf dem linken Flußufer Fort Moselle. Zwischen den Forts und der Stadt befindet sich ein großes verschanztes Lager. Der Mont St. Quentin mit dem gleichnamigen Fort liegt westsüdwestlich der Festung auf dem linken Moselufer, er ist 1078 Fuß hoch, seine schweren Geschütze beherrschen die Stadt und alle übrigen Forts. Westlich von diesem gewaltigen Außenwerke erstreckt sich das Schlachtfeld von Gravelotte, an der Schlacht am 18. August nahm das Fort St. Quentin gegen Abend durch einige Granatschüsse theil.

Die von Nancy kommende Ostbahn mündet im Süden bei der Zitadelle und führt, indem sie mittels Kopfstation ebendasselbst wieder herausgeht, weiter nach Saarbrücken, während die nordwärts nach Dietenhofen und Luxemburg gehende Bahn in einem großen Bogen die Mosel südwestlich der Stadt mittels einer festen, noch im Bereich der Festungswerke liegenden Brücke überseht. Die Eisenbahn von Metz über Verdun nach Chalons war im Jahre 1870 noch nicht fertig. Von Paris ist Metz 42 Meilen entfernt. Die Stadt besitzt viele schöne und ansehnliche Gebäude, unter denen sich die gothische Kathedrale mit dem 345 Fuß hohen Thurme, das Stadthaus, die Kasernen, die Magazine und der Intendanturpalast auszeichnen. Außer dem bereits genannten Arsenal für das Geniecorps existirt noch ein größeres für alle Waffengattungen. Im Jahre 1864 wurde eine

unterirdische Wasserleitung angelegt, welche der Festung täglich 10000 Kubikmeter schönes Trinkwasser liefert.

Seiner örtlichen Lage nach war Metz eigentlich eine Grenzfestung, den Franzosen diente es als ihr bedeutendster Waffen- und Depotplatz. Nichts kennzeichnet besser den Größenwahnsinn und die leichtsinnige Ueberhebung der Franzosen, als daß sie hier, so nahe der Grenze, seit Jahren ein ungeheures Kriegsmaterial und sonstige Vorräthe aufhäuften, mit welchen sie dereinst eine in Deutschland operirende Armee auszurüsten und zu unterhalten vermeinten. Denn der Gedanke, daß das Kriegsglück sich einmal gegen sie wenden oder daß der Feind in das eigene Land eindringen könne, ist den Franzosen nie als eine Möglichkeit erschienen.

Unsre tapfern Heere hatten also, als sie den Marschall nach Metz zurückwarfen, nicht allein Frankreichs Hauptarmee unschädlich gemacht, sondern sie hatten auch dem Feinde die reichsten Vorräthe zur Ausrüstung von neuen Heeren entzogen.

Gleich am Tage nach der Schlacht, wodurch Bazaine gezwungen wurde, in Metz eine letzte Zuflucht zu suchen, wurde die Bildung der Belagerungsarmee im preussischen Kriegsrathe beschloffen und der Prinz Friedrich Karl zum Oberbefehlshaber ernannt. Die Armee bestand nur aus preussischen Truppen, mit alleiniger Ausnahme der Großherzoglich hessischen Division, und umfaßte außer der genannten Division sechs vollständige preussische Armeekorps, nämlich das 1., 2., 3., 7., 8., 10. Am Tage der Bildung der Armee, am 19. August, schlug sogleich das Oberkommando der II. zur Belagerung bestimmten Armee sein Hauptquartier in dem Dorfe Doncourt auf dem linken Moselufer auf.

Die Umgegend von Metz, wo jetzt die preussischen Korps ihre Lager beziehen sollten, war durch die Kämpfe und durch die massenhaften Truppendurchzüge auf das ärgste mitgenommen. Fast alle Felder waren zertreten, die Weinberge zum großen Theil zerstört, und da viele Einwohner der Dörfer die große Thorheit begangen hatten, sich mit ihrer werthvollsten Habe nach Metz zu flüchten, so wurde das Holzwerk der verlassenen Gebäude, Balken, Fenster, Thüren und ähnliches von den Truppen zum Bau ihrer Lagerbaracken verwendet.

Natürlich war in der nächsten Umgebung der Festung auch nicht der geringste Vorrath an Lebensmitteln mehr, die deutschen Proviantkolonnen allein mußten die Armee versorgen. Die Herstellung der zerstörten Kommunikationen war das erste Augenmerk des Oberkommandos, und schon vor den großen Schlachten hatte man auf deutscher Seite Hand angelegt, die Verkehrsmittel wieder in Stand zu setzen.

Wie oben erzählt worden ist, tritt die Eisenbahn von Nanzig nach Saarbrücken in die Festungswerke von Metz hinein, sie war daher für die deutschen Heere gesperrt. Aber sofort wurde vom Oberkommando befohlen, eine neue Bahn in Angriff zu nehmen, welche Metz umging und die Verbindung zwischen der unterbrochenen Strecke wieder herstellte.

Zu der Ausrüstung eines preussischen Heeres im Felde gehören auch die Feld-Eisenbahnabtheilungen. Jede derselben steht unter einem Baurathe und zerfällt in eine technische Sekzion und eine Kompanie. Die technische Sekzion besteht aus Baumeistern, Bahnmeistern, Werkführern und sonstigen mit den Vorarbeiten für den Eisenbahnbau vertrauten Ingenieuren, die Kompanie hingegen, von einem Hauptmann geführt, ist theils aus Pionieren, theils aus solchen Truppen zusammengesetzt, welche schon vorher bei Bahnarbeiten verwendet und bereits im Frieden öfter zur Dienstleistung diesen Feld-Eisenbahnabtheilungen beigegeben sind.

Die Bahn, welche gebaut werden mußte, war fünf Meilen lang und führte von Remilly nach Pont à Mousson. Zwei Feld-Eisenbahnabtheilungen waren dabei thätig gewesen, man hatte sich von den beiden Endpunkten aus entgegen gearbeitet. Man hatte einen großen Viadukt von 500 Fuß Länge und 24 Fuß Höhe, und einen kleineren Viadukt, so wie eine aus Holz konstruirte Fochbrücke über die Mosel herzustellen gehabt. An der ganzen Strecke hatte man mit Hülfe von 3000 saarbrückener Bergleuten nur die unglaublich kurze Zeit von 40 Tagen gearbeitet, am 12. August geschah der erste Spatenstich, am 25. September wurde sie eingeweiht. Bei dem Bau war es vortrefflich zu statten gekommen, daß man in Courcelles ein ziemlich bedeutendes Lager von französischen Eisenbahnschwellen vorfand, die

größte Zahl der Schwellen mußte freilich aus den Pappeln, Buchen und Eichen gehauen werden, welche in der Nähe standen. So erhielt die ganze Bahn etwas Amerikanisches, das noch vermehrt wurde durch die Terrainschwierigkeiten, welche fortwährend sehr starke Kurven und Steigungen nöthig machten. Man verfügte auch nur über geringes, unzureichendes Material zum Transport der Schienen und des sonstigen Zubehörs. In Anbetracht aller dieser Schwierigkeiten war der Bau einer solchen Eisenbahn in so kurzer Zeit ein großartiges Werk.

Als sie vollendet war, wurde die Verpflegung der Zernirungsarmee vor Metz und der direkte Verkehr mit den Pariser Belagerungstruppen bedeutend erleichtert, vor diesem Zeitpunkte mußten die langen Proviantkolonnen für die 6 Armeekorps alles, was sie an Nahrungsmitteln und Munition bedurften, herbeischaffen. Besonders fühlbar machte sich der Wassermangel, so daß die Pferde von einem Dorfe zum andern, wo vielleicht noch größerer Wasservorrath war, gebracht werden mußten.

Die Dörfer, welche auf der Westseite der Zernirungslinie lagen, waren im Beginn der Einschließung mit Verwundeten aus den Schlachten vom 16. und 18. August überfüllt. Die Rücksicht auf den Gesundheitszustand der einschließenden Truppen gebot energisch, diese Dörfer zu entleeren und alle, deren Wunden leicht waren, fortzuschaffen. Durch die vorzügliche Organisation der preussischen Sanitätsdetachements und durch die thätige Mithülfe der freiwilligen Krankenpflege, der Johanniter und anderer Vereine, war es möglich geworden, daß innerhalb 10 Tagen 23 Ortschaften, welche in der Nähe des Kampfplatzes von Mars la Tour und St. Privat lagen, vollständig entleert waren. Der kleine Ort St. Marie hatte am 19. August noch 2000 Verwundete, am 27. August nur noch kaum 200, deren Zustand einen Transport unmöglich machte. Auch in Doncourt, wo das Hauptquartier sich befand, lagen in der kleinen Dorffirche und in einigen Häusern Verwundete. So wurden Tausende von leicht verwundeten Kriegern, welche sonst vielleicht in drei bis vier Tagen unter dem Einflusse der Miasmen des Schlachtfeldes ein Opfer des Todes geworden wären, in die deutsche Heimath ge-

bracht und durch liebevolle Pflege ihnen und dem Vaterlande ihr Leben, ihre Kraft erhalten.

Auch die Witterungsverhältnisse waren für die deutschen Truppen günstig, die furchtbare Hitze, welche in der letzten Hälfte des Juli und der ersten Hälfte des August herrschte, schlug um und plötzlich trat Regen, Sturm und Kälte wie im Oktober ein. Dadurch wurde das Leben im Bivouac freilich bedeutend unbequemer und beschwerlicher, aber Tausende von Menschenleben blieben erhalten, in den Lazarethen zeigten sich keine ansteckenden Krankheiten, und in der Ertragung der Beschwerden ging der Oberbefehlshaber der Zernierungsarmee, Prinz Friedrich Karl, seinen Truppen mit einem leuchtenden Beispiele voran. Für seine Person hatte der Prinz ein einziges kleines Zimmer, Düngerhaufen bildeten die landschaftliche Umgebung. Eine kleine Stube und eine Küche waren für den Prinzen, den Stab, die Adjutanten und die Ordonnanzoffiziere zum Speisefal eingerichtet worden. Da die Stühle nicht ausreichten, so wurden deren zwei durch ein Brett zu einer Bank gemacht, auf der sechs Mann Platz nehmen mußten. In Ermangelung von Leuchtern bediente man sich leerer Flaschen, auf welche die Stearinlichter gesteckt wurden. Die kommandirenden Generale auf dem rechten Moselufer wohnten in den prächtigen Landhäusern der Mezer Vanquiers, der Prinz in einem elenden, schmutzigen Dorfe. Aber die Sache wollte es so, der Oberbefehlshaber mußte im Centrum der Armee sein, und Prinz Friedrich Karl wäre der letzte gewesen, welcher aus Rücksicht auf seine persönliche Bequemlichkeit die Sache des Vaterlandes zurückgesetzt hätte.

Mit der Umgürtelung der Festung Metz durch die preussischen Truppen wurden auch vielfache Befestigungen nothwendig, um einem Vordringen und Durchbruch des Feindes von der Festung heraus, ehe Truppen in genügender Stärke herangezogen werden konnten, vorzubeugen. Ueberall, wo die Franzosen nur einigen Erfolg haben konnten, durchzubrechen, wurden Schanzen aufgeworfen und mit schwerem Geschütz armirt, Verhaue angelegt, die Wege versperrt, kurz, dem Feinde alle nur möglichen Hindernisse bereitet. Am 16. und 18. August hatten die Franzosen alle Vortheile der Position für sich, sie waren die Vertheidiger auf steilen Höhen, jetzt hatten die Rollen

gewechselt, hinter festen Stellungen konnten die Preußen ruhig die Angreifer erwarten und konnten, wenn der Feind nahe genug gekommen war, auch zeigen, wie vortrefflich der preussische Soldat seine Kugeln anzubringen versteht.

Auf einem Berge, dem Dorfe Marange gegenüber, der durch seine vorspringende Lage einen vollständigen Ueberblick über die Stadt Metz und die Festungswerke gewährt, wurde ein Observatorium errichtet, von dem aus man alle Bewegungen des Feindes beobachten konnte. Zwei Zelte waren auf der Höhe aufgeschlagen und zwei Artillerieoffiziere daselbst stationirt, um mit Hülfe zweier ausgezeichnete Fernröhre die Stellungen und Bewegungen des Feindes zu rekognosziren und darüber fortlaufende Meldungen zu machen.

Bis zum 30. August verhielt der Marschall sich ruhig, und dadurch gewannen die deutschen Truppen Zeit, ihre Verschanzungen herzustellen und alle Ausgänge aus der Festung zu versperren. Nur an einem Tage wurden Bewegungen des Feindes bemerkt, die sich indeß schließlich als Lagerveränderungen der Franzosen auswiesen.

Am Morgen des 31. August erhielt jedoch Prinz Friedrich Karl die Meldung, daß Marschall Bazaine einen Durchbruch auf das rechte Moselufer beabsichtige, wahrscheinlich um die Richtung auf Dietenhofen einzuschlagen und von da eine Verbindung mit Mac Mahon zu suchen.

Bekanntlich war dieser Plan zu der Zeit, wo Mac Mahon noch eine Armee besaß, von dem Kriegsministerium in Paris entworfen worden. Einigen Boten des Ministeriums Palikao war es gelungen, sich durch das Zernirungskorps hindurch nach Metz hineinzuschleichen und den Marschall Bazaine zu einem Durchbruch und einem Marsche nach Norden hin aufzufordern. Der Oberbefehlshaber entsprach dieser Aufforderung, und in denselben Tagen, wo bei Sedan der Kaiser Napoleon und Mac Mahon mit seinem ganzen Heere gefangen genommen wurden, trieb bei Metz Marschall Bazaine 36 Stunden lang seine tapfersten Regimenter ins Feuer, um die eiserne Umklammerung zu zer Sprengen. Truppen standen ihm genug zu Gebote, denn um diese Zeit betrug die Zahl der kampffähigen Soldaten in Metz immerhin noch mindestens 160000 Mann. Mehrere französische Korps

traten nacheinander ins Gefecht, um nach Norden durchzubrechen, die Hauptkämpfe fanden um die Orte Servigny, Noisseville und Metonfay statt. Durch List errangen die Franzosen einen vorübergehenden Erfolg, doch das Resultat der zweitägigen blutigen Schlacht war, daß Bazaine mit allen seinen Truppen in die Festung zurückgeworfen wurde.

Als der Kampf am 31. August Morgens anfang, begab der Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe sich nach dem erwähnten Observatorium und leitete von dort aus den Kampf.

Oestlich von Metz, bei Fort St. Julien, entbrannte die Schlacht, der Ausfall der Franzosen richtete sich gegen das 1. (ostpreussische) Armeekorps, welches hier Stellung genommen hatte. Gegen den Angriff trat die Korpsartillerie des 1. Armeekorps und die Batterien der hessischen Division ins Feuer. Doch die Uebermacht auf französischer Seite gegen das 1. Armeekorps war eine dreifache, so wurde denn die Landwehrdivision des Generals von Kummer und die hessische Division zu Hülfe geschickt, auch griffen einige Bataillone des 8. Armeekorps ein. Abends 8½ Uhr machten die Franzosen noch einen wüthenden Angriff auf die preussischen Stellungen, aber sie wurden überall mit mit blutigen Köpfen zurückgewiesen.

Als sie mit Gewalt nichts ausrichten konnten, bedienten sie sich einer List. Die französischen Trompeter bliesen preussische Signale und verleiteten dadurch die preussischen Truppen, ihr Feuer einzustellen. Unter dem Schutze der Nacht schlichen die Franzosen nun heran, überwältigten die preussischen Vorposten, fielen mit dem Bajonett über die Besatzung in den Schützengräben her und bemächtigten sich um 1 Uhr Nachts der Ortschaften Metonfay, Flanville, Noisseville und Servigny.

Im Besitze dieser Orte durfte der Marschall unter keinen Umständen bleiben, denn wenn der Zernierungsgürtel auch noch nicht durchbrochen war, so war die Kette an dieser einen Stelle doch ein wenig zurückgeschoben. Um die verlorene Position wieder zu gewinnen, gingen die preussischen Truppen am 1. September wieder zum Angriff vor. In den Stunden der Nacht hatte der Feind versucht, besonders in Noisseville, sich zu verschanzen. Es wurde deshalb zuerst ein hefti-

ges Geschützfeuer auf diesen Ort gerichtet, doch nachdem das Dorf in Brand geschossen war, gingen plötzlich die Franzosen in großen Massen wieder zum Angriff gegen das 1. Armeekorps vor, das bei Charly stand. Gegen die Division von Wrangel stürmte mit großer Tapferkeit und Todesverachtung die kaiserliche Garde an. Dreimal ließen die Ostpreußen den Feind bis auf ganz nahe Distanz herankommen und gaben ihm dann volle Salven. Zweimal wich er zurück, das drittemal hielten die Garden mit der rühmlichsten Tapferkeit Stand und versuchten, obwohl ihre Reihen schon bedeutend gelichtet waren, einen Bajonettangriff. Sofort aber kamen ihnen die ostpreussischen Regimenter mit Bajonett und Kolben entgegen, die Garde wurde furchtbar zusammengehauen und aus den verlorenen Positionen wieder herausgeworfen. Um 12 Uhr Mittags waren alle Orte wieder genommen und die Franzosen überall wieder bis in den Bereich ihrer Forts zurückgedrängt. Da brach der Marschall das Gefecht ab und zog mit seinen Garden und Linientruppen wieder in seinen Käfig zurück.

Dem tapfern ostpreussischen Armeekorps gehörte die Ehre des Tages, auch die Landwehrdivision Kummer hatte sich ausgezeichnet geschlagen, ebenso das 9. Armeekorps. Der Verlust auf preussischer Seite betrug etwas über 600 Mann, die Franzosen verloren mehrere Tausend Mann, besonders stark gelitten hatte die kaiserliche Garde, welche eine große Anzahl von Todten auf dem Schlachtfelde zurückließ. Auch mehrere Hundert Gefangene fielen in deutsche Hände. Letztere sagten aus, daß die Noth in Metz groß sei, die meisten Truppen seien sehr entmuthigt und in einzelnen Fällen sei sogar den Offizieren bereits der Gehorsam verweigert.

Am Tage nach diesem für die preussischen Truppen siegreichen Gefechte wurde dem Marschall Bazaine die Gefangennahme des Kaisers, Mac Mahons und der ganzen Armee mitgetheilt. Die gleichzeitige Aufforderung zur Uebergabe wies der Marschall jedoch zurück.

Nach diesen Kämpfen trat eine Periode absoluter Ruhe ein, welche drei Wochen lang dauerte. Die Franzosen unternahmen keinen Ausfall, höchstens kamen unter den Vorposten einige Plänkelleien und Neckereien vor, auf Seite des deutschen Oberkommando's war

man der Ansicht, daß schon genug Blut geflossen sei, und daß man unnütze Opfer vermeiden müsse.

In den letzten Tagen des August hatte man in Gorze die unterirdische Wasserleitung aufgefunden, welche Metz mit Trinkwasser versorgt, und hatte sie zerstört. Dadurch waren die Belagerten allein auf das Moselwasser angewiesen, das auf die Dauer nicht gesund ist. Auch an Salz fehlte es in der Festung bereits, dazu die massenhaften Verwundeten und Kranken und eine Feldarmee von 160000 Mann, welche doch alle essen wollten — diesen Thatfachen gegenüber kann man nur mit dem entschiedensten Lobe die weise Mäßigung betrachten, welche aus allen Plänen und Anordnungen des obersten Befehlshabers und seines Militärathes hervorleuchtete.

Freilich war es eine schwierige Aufgabe für eine Armee, welche bisher in so raschem Siegeszuge vorgegangen war, nun geduldig hinter Erdwällen und in Schießgräben zu liegen und darauf zu warten, daß dem Feinde mit jedem Tage seine Mundporzionen knapper wurden, bis der Hunger ihn schließlich zur Uebergabe zwingen mußte. Derselbe milde und humane Geist, der aus allen Anordnungen des preussischen Oberkommando's in dem ganzen Feldzuge zu erkennen ist, und der in allen Stunden sich bestrebte, den grausigen Krieg mit so viel Schonung und Menschenfreundlichkeit als nur irgend möglich zu führen, derselbe Geist war auch maßgebend bei der Zernirung von Metz. Es war nicht mehr nöthig, Proben glänzender Tapferkeit abzulegen, die Tage von Mars la Tour, von St. Privat, von Noisseville hatten ein über alle Maßen glorreiches Zeugniß abgelegt, daß der deutsche Krieger gern und freudig für sein Vaterland Wunden und Tod zu tragen bereit war.

Außerdem aber würde eine Belagerung, eine Erstürmung der Festung Metz kaum zu einem Resultate haben führen können, der Platz ist zu gewaltig fest, und welche Armee stand zu seiner Vertheidigung bereit! Der einmal eingeschlagene Weg hat ja auch zum Ziele geführt, und ohne die grausigen Opfer, deren Zahlen man in den blutigen Schlachten vom 16. und 18. August kaum zu nennen wagt.

Man bereitete dem belagerten Heere so viel Verlegenheiten als nur möglich, und hielt den eisernen Gürtel so fest geschlossen, daß die

Festung von aller Welt völlig abgesperrt war. Um noch in irgend einer Verbindung mit der Außenwelt zu bleiben, ließ man in der Festung Luftballons aufsteigen, welche Briefe befördern sollten. In einem solchen Ballon befanden sich jedesmal an 12000 kleine Zettel von Seidenpapier, welche in Packete zusammengebunden waren. Diese Zettel enthielten auf der Vorderseite die Adresse, auf der Rückseite kurze persönliche Notizen für Angehörige in der Heimath oder Freunde und Bekannte. Jedem Ballon war ein amtliches Schreiben des Kommandanten von Metz beigefügt, nach welchem jeder, der den Ballon etwa auffände, aufgefordert wurde, die Zettelpackete bei der nächsten Postanstalt aufzugeben und sich dafür von dem Maire des Ortes 100 Franks auszahlen zu lassen.

Von preussischer Seite machte man Jagd auf solche Briefposten, durch wohlgezielte Schüsse wußte man die Ballons zum Sinken zu bringen, und die aufgefangene Korrespondenz gab denn manche interessante Aufschlüsse über die Lage der Dinge in Metz. Eigenthümlich war es, daß selbst in der verzweifeltsten Lage, in welcher die französischen Soldaten in der Festung sich befanden, fast niemand von ihnen sich entschließen konnte, der Wahrheit die Ehre zu geben. Die plumpesten Lügen finden sich immer wiederholt, „wir sind in den vier Schlachten vom 14., 16., 18., 31. August siegreich gewesen“ — „die Preußen sind von uns geschlagen und haben entsetzliche Verluste erlitten“ — „wir werden bald die Entscheidungsschlacht liefern und dann den Marsch nach Berlin antreten“ — solche und ähnliche Redensarten sind in den meisten Fällen der Inhalt der Ballonbriefe.

Beim Beginn der Einschließung von Metz standen das 1., 7., 8. Korps noch als I. Armee unter dem besonderen Kommando des Generals von Steinmetz. Mitte September schickte der König den General von Steinmetz als Generalgouverneur nach Posen und stellte die I. Armee unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl. Das Hauptquartier wurde von Doncourt nun nach Corny verlegt. Ob es wahr ist, was erzählt wurde, daß der alte tapfere General von Steinmetz durch eigenmächtige Dispositionen am Tage des 14. August die Gnade seines königlichen Kriegsherrn verscherzt hatte, läßt sich zur Zeit noch nicht entscheiden.

In den drei Wochen der Ruhe begannen die preussischen Truppen sich nun häuslich in ihren Stellungen einzurichten. Unternehmende Spekulanten fanden sich bei ihnen ein, welche ihnen das gewohnte Glas Bier lieferten, Berliner Zigarrenlieferanten etablierten ihre Handlungen in den Dörfern der Vornirungslinie, Liebesgaben aus allen Theilen Deutschlands beschafften, was nothwendig war und von der Militärverwaltung nicht geliefert werden konnte. Einer der Kombattanten des 8. Armeekorps giebt eine anschauliche Schilderung des Lebens und Treibens in dem deutschen Lager, welche wir hier folgen lassen wollen. Sie ist vom 16. September datirt, aus der Gegend von Vaucremont.

„Ein prachtvoller Herbsttag! Hier liege ich hingestreckt an dem Abhange einer waldigen Kuppe, blau lacht der Himmel auf mich herab, nur leichte Wölkchen erinnern noch als verschwimmende Spuren an die finster gethürmten Wolkenmassen, die vor einigen Tagen die Landschaft umhüllten und erbarmungslose Güsse auf unser bivouakirenden Kameraden herabsandten. Fast könnte man träumen in dieser Waldeinsamkeit, aber da ruft ein dumpfdröhnender Knall mich in die kriegerische Wirklichkeit zurück, das schwere Geschütz, wie selten es auch jetzt seine rauhe Stimme erhebt, erzählt mir von der französischen Armee, die drüben im Moselthal und im befestigten Lager auf den Höhen von St. Quentin eingeschlossen ist wie die Maus in der Falle.

Verlasse ich mein mosiges Lager, um in die Richtung des Gehölzes hineinzutreten, so schimmert mir rechts unten im Thale der französischen Nid das Dorf Pange mit seinem Schlosse entgegen, bei welchem am 14. August die Reihe blutiger Kämpfe entbrannte, welche mit Abschneidung und Umzingelung des Bazaine'schen Heeres endigten. Ich weiß, es bedarf nur einiger Tausend Schritte, so weht mir an einzelnen Stellen schauriger Morderdunst entgegen und mein Auge fällt auf zerschossene Häuser, auf Scheunen, deren Wände von Schießscharten durchlöchert sind. Fern auf der Landstraße, die sich an der nördlichen Wasserscheide der Nid hinauffchlingelt, bewegt sich eine dunkle Masse, das Glitgern der Helmspitzen in der Sonne verräth, daß es eine Truppenkolonne ist, wahrscheinlich ein Ersatzbataillon,

welches die in nordwestlicher Richtung lagernden ostpreussischen Regimenter des ersten Armeekorps aufsucht. Streift der Blick hinüber nach links, so fesselt ihn in der Nähe die Burg von Sanry mit den hellrothschimmernden Dächern ihrer landwirthschaftlichen Gebäude, wieder ein Bild ruhigen Friedens, wenn auch der Kommandeur unseres Landwehrbataillons Jülich dort seinen Sitz aufgeschlagen hat. In kleiner Entfernung schließt sich das Dorf Sanry, das Quartier unsrer zweiten und vierten Kompanie, an, und wenden wir uns noch schärfer über die Weinberge nach links, so ragen über der welligen Anhöhe der Kirchturm und die Schloßzinnen von Bazancourt hervor, wo der Kommandant der General-Stappeninspektion, zu welcher unser Truppentheil gehört, der General-Leutnant von Maloffi, gegenwärtig Residenz hält. Unweit davon im Thale der Nied, welche bei Courcelles eine südliche Wendung gemacht hatte, liegt zwischen Landstraße und Eisenbahn eingeklemmt das Dorf Remud, für dessen Belegung unsre Husaren vom 6. Reserve-Regiment sorgen, welche noch unlängst mit uns in fiderer Kameradschaft zusammen in Vaucremont hausten.

Die Aussicht auf Remilly, die nächste Stazion an der Bahn nach Saarbrücken, verdeckt mir der Wald. Ich war dort noch gestern. Buntes militärisches Leben wimmelt in den Straßen des Städtchens, denn abgesehen von der zahlreichen Einquartirung giebt es dort noch etwas zu kaufen in der Klasse der Spirituosen, Zucker, Zimmt, Seife, Wicse — ja Wicse, denn auch der Krieg muß seine blanken Stiefel haben — Tabak, Kerzen und andre Dinge. Remilly ist der Tummelplatz von Marketendern und von rührigen Händlern, die sich meist unter einander mit Levi, Abraham, oder ähnlichen Namen von alttestamentlicher Ehrwürdigkeit anrufen.

Rehren wir über Ancerville in unser Quartier zurück. Unzähliges großes Federvieh durchschnattert dieses Dorf, ein lebender Beweis, wie sehr unsre Truppen verlockendes fremdes Eigenthum selbst in Feindesland respektiren. Endlich sind wir auf unsrer Rundschau in Vaucremont angelangt, welches auch der tüchtigste Geograf unserer 1. Kompanie Bataillons Jülich, 65. Landwehrregiments, nie in seinem Leben hätte kennen gelernt, wäre er nicht vom Schicksal dorthin verschlagen worden. Vaucremont gehört zu den Orten, welche sich um

so schöner ausnehmen, je mehr man sie aus achtungsvoller Entfernung betrachtet. Von seiner hohen Lage schaut es weit in das Land hinein, aber drinnen starrt es von Schmutz. Misthaufen und Pfützen verunzieren die holprige Straße, und die Einwohner machen ihrer Umgebung alle Ehre. Wir werden keine Thräne weinen, wenn wir von ihnen Abschied nehmen.

Wäre nicht unsre militärische Verproviantirung in guter Ordnung, so müßte Schmalhans bei uns Küchenmeister sein, denn auf die Frage, was selbst für Geld und gute Worte zu haben sei, erfolgt hier unvermeidlich die Antwort: rien du tout du tout du tout oder wie es seiner Zeit in Böhmen hieß: alles pritsch. Ob die Franzosen, wären sie in Deutschland eingedrungen, auch noch lange gefragt oder gar ihre Franks angeboten hätten?

In mancher Hinsicht sind unsre Leute nunmehr übrigens trefflich ausgerüstet. Ein großer Theil unsres Bataillons, zumal die erste und zweite Kompanie, nennt den Kreis Düren seine Heimath, und diese stets patriotische Stadt hat sich ihrer zur Fahne einberufenen Landsleute in nachahmungswerther Weise erinnert. Vor einigen Tagen traf eine umfangreiche Sendung von Strümpfen, Leibbinden, Unterjacken, Tabak, Zigarren, Schokolade, Wein, Branntwein und ähnlichen im Felde recht willkommenen Bedarfsgegenständen ein, die der Dürener Frauenverein zur Vertheilung an die Vaterlandsvertheidiger gesammelt hatte. Mit donnerndem Hurrah dankten die Empfänger der Stadt Düren, den hochherzigen Geberinnen und den wackern jungen Herren, welche sich der keineswegs geringen Mühwaltung unterzogen hatten, die Liebesgaben hierher zu befördern.“ —

Ein Offizier der rheinischen Jäger schildert das Leben dieses tapfern Bataillons, das bei Gravelotte so schwere Verluste hatte, in nachstehender Weise: „Nachdem ich die Klappen des Zelttes hinter mir geschlossen und dem Stabsposten ein wachsamcs Auge anempfohlen, löschte ich den Lichtstummel unsres primitiven Kronleuchters und streckte mich in das Weizengefilde des Nachtlagers, den gewohnten und jedem Feldsoldaten bekannten Kitzel der knisternden Strohhalme um Ohr und Wangen auch heute nicht vermissend. Ich schlief, wie gewöhnlich, selbstdienstmäßig fest ein. Zur bestimmten Morgenstunde, 4½ Uhr,

ruft es durch die geöffneten Zeltflügel: „Ordonnanz mit Meldung von Feldwache 4“, u. s. w. Die Meldungen der einzelnen Vorpostenordnungen.

Der heutige Tag schien sonnig zu werden, und diese Wetterstimmung schien auch die Kauflust der Herren Franzosen ein wenig geweckt zu haben. Neidisch auf die kleinen täglichen Terraineroberungen unserer Feldwachen, hatten sich gegen ihre sonstige Gewohnheit diesen Morgen 4 Uhr etwa 40 Mann auf unsern Doppelposten am äußersten Fichtenwäldchen auf etwa 500 Schritt herangeworfen, mit der offenbaren Absicht, sich dieses kleine Gehölz, aus welchem wir ungesehen die interessantesten Refognoszirungen machten, durch einen kleinen Coup zurück zu erobern. Auf die Meldung von dem Heranschleichen der Rothhosen eilte Leutnant Kröckelsberg mit 6 Mann Verstärkung von Feldwache 3 an den Saum der Fichten und ließ den Messieurs ein kleines Schnellfeuer entgegen blasen. Nachdem die Chassepotkugeln aus einigen fünfzig Schüssen unter dem lauten Lachen unsrer Jäger eine Partie Fichtenstämme leicht oder schwer verwundet, packten die heimgewiesenen Franzmänner ihre von uns bleßten Kameraden unter die Arme und schleiften sie rasch in die Schlupfwinkel ihrer Feldwache auf Blappeville zurück — auf Nimmerwiedersehen. Dieser kleine lustige Putz hatte höchstens zehn Minuten gedauert. Das war die Morgenmeldung der 4. Kompanie.

Die 1. Kompanie ließ melden, daß Leutnant Roesdorf-Salm, welcher gestern um 3 Uhr Nachmittags die Feldwache No. 2 bezogen und seine Posten den feindlichen gut eingebauten bis auf 500 Schritt entgegen geschoben hatte, diesen Morgen um $\frac{1}{4}$ Uhr im feindlichen Lager ein außergewöhnlich reges Leben, Singen, Jubeln, Trommeln, Signalblasen beobachtet habe, welches bis $\frac{1}{6}$ Uhr gedauert, um $\frac{1}{5}$ Uhr habe sogar die Musik gespielt und stürmische Hurrahs seien erschollen. Leutnant Roesdorf war dann mit seinen Patrouillen bis auf 1200 Schritt an die Forts Blappeville und St. Martin, an deren Befestigung noch emsig gearbeitet wurde, vorgegangen, um die Aufstellung der französischen Vorposten festzustellen. Da gleichzeitig um 6 Uhr bei Lorry Gewehrschüsse und Kanonenfeuer gehört wurden, so war die Situzion bei den Vorposten interessant genug, um uns dahin

zu locken, besonders da das Knattern des Kleingewehrfeuers bis zu unsern Ohren ins Zelt drang und in unserm idyllischen Jägerthal die Leute zeitig aufweckte. Wie jeden Morgen, so gab sich auch jetzt das Erwachen des Jägerkorps durch die höchst komische Fußzerirung eines belebten Pachthofes kund. Aus dem einen Zelte wird das Quieken, Grunzen und Tummeln des Schwarzwildes, aus dem andern das Bellen junger und alter Hunde, das Meckern der Ziegen und Blöken der Schafe, das Gurren der Tauben und der Eulen, das schallende Krähen des Kochinchinahahnes, das Schnattern der Enten und Gackern der Hühner unvergleichlich täuschend nachgemacht, auch Pferdewiehern ist dazwischen zu hören. Jeder Fremde würde in unserm Zelte sehr erstaunt sein, sich so plötzlich in einen Thierpark versetzt zu sehen, besonders wenn noch die Lockstimmen der Singvögel dabei erschallen. Um 4½ Uhr war die ganze Pseudo-Arche-Noah aus den Zelten und Raubhütten hervorgekrochen.

Unser erster Morgenblick, den wir aus dem Zelte hinauswerfen, fällt instinktmäßig immer auf jenen wandernden „Stift“, welcher 2000 Schritt vorwärts, rechts hoch oben auf dem Walbrande als Infanterie-Verbindungsposten zwischen Thal- und Höhenbesatzung in einem Kreisabschnitte von 6 Fuß Radius Waldlichtung wie auf einem felsigen Präsentirteller auf und ab schreitet. Er scheint auf uns und unsern Troß stolz herabzusehen, wie einst Moses auf das Heer der Aegyptier in der halbtrockenen Tiefe des rothen Meeres. Vor unserm Zelte hatte unser Stabskoch, Jäger Angelh, welcher als Supplement zu Davidis und Graf Münster ein „Kriegsfeldkochbuch, oder die Kunst, ohne Liebesgaben in kahlen Gefilden bei Schlacht und Bivouak stets eisernen Bestand und schmachhafte Küche zu führen“, zu veröffentlichen sich ansetzt, uns auf dem naßgethauten Feldtische den üblichen Kaffee mit blecherner Service nebst Schweineschmalz, Salz und Brod aus Chatel, dazu aufgewärmte kostbare Rindfleischpastetchen, zurechtgestellt. Weiße wollene Decken, dem Nachtlager enthoben, hatten ihre Rolle gewechselt und waren über die nassen Stühle gelegt, und nachdem wir uns die nächtlichen Strohhalme aus den Haren und dem Mantel haben rupfen lassen, reihen wir uns um den Frühstückstisch auf dem

Vorplage des Zeltes, die Füße von dem nassen Gras der Wiese weg auf Holzlatten aufstemmend.

Jedweder Gast, der an unserm offenen Feuertische theilnimmt, bewundert die originellen Jagdtropäen, welche zu dem Eingange unsres Hauptzeltes Staffage bilden. Aufgepflanzt auf knorrigen Eichenstämmchen recken zwei schöne Hirschgeweihe, mit Efeu und Eichenzweigen umwickelt, ihre Enden und Schaufeln heraus. Diese Geweihzacken sind weidmännisch! drapirt mit Büchse, Chassepot, Revolver, Säbel, Jägerpaletot und Feldflasche, und so oft es für die Mannschaften heißt: „An die Gewehre“, gilt es für uns: „An die Geweihe.“ Sie sind die Knopfhölzer unsrer Feld- und Kriegsgarderobe in der mit grünem Naturteppich belegten Zelt-Antichambre. Als die rheinischen Jäger kaum zwei Tage lang im Bois de Chatel sich eingebaut hatten, fand ihr Kommandeur es mindestens sehr anmaßend, daß die Franzosen den diesseitigen Hang der Mulde von Plappeville noch besetzt hielten. Es war ihm kein Scherz, als er verlangte, der in Sicht liegende Kuppelpavillon nebst dem anstoßenden Fichtenwäldchen müßten von den Rothhosen schleunigst gesäubert werden. Mit einer Patrouille von 8—10 Mann rückte er aus bis an den Rand einer kleinen Waldlichtung, in welcher der damals von Franzosen besetzte Pavillon liegt. Von Stamm zu Stamm schlichen und krochen die schlauen Jäger dem Kleinholz entlang um den Pavillon herum, und in einer Viertelstunde war dieser interessante Punkt strategisch umstellt und im Handstreich offupirt. Flugs huschte der Kommandeur mit ein paar Jägern in den Pavillon hinein, während das Gros der Patrouille tirailirend die Franzosen immer weiter zurückdrängte und in Schach hielt. Unterdessen hatten die Franzosen, den Pavillon fortwährend beschießend, ihr Soutien, aus mehr als hundert Mann bestehend, herangezogen. Die Anstrengungen dieser starken feindlichen Feldwache, die Handvoll preussischer Jäger aus dem Vorholz wieder heraus zu manöviriren, wurden von letztern grade so lange aufgehalten, bis der Major zwei große Hirschgeweihe, die er im Pavillon an der Wand gefunden, abgelöst und unter den nachgesandten Kugeln des Feindes triumphirend in unsre Vorpostenkette zurückgebracht hatte. Seit

dieser Zeit prangt die sinnige Streifzugbeute vor dem Wanderzelt des Bataillonsstabes.

Der Erfolg des kühnen Jägerstreiches zeigte sich schon am andern Tage, indem die ganze Position von den Franzosen verlassen war. Die Unrigen, welche bei der Affäre keinen Verlust gehabt, nahmen von der schönen Observationslaterne Besitz. Bis zum Tage unsres Abmarsches aus dem Bois de Chatel haben wir in diesem Jagdsalon einen Oberjägerposten mit flankirenden Gebüschposten besetzt und übergaben diese Stellung den uns ablösenden Infanteristen.

Neben den erbeuteten Geweihestöcken stehen große, leere Weintonnen aufgerichtet, welche den Requisitionen unsrer Vivouaks von Bezou und Gorze entstammen, wo der kostbare Rothwein uns in so großen Mengen zugeführt wurde, daß in Ermangelung von Trinkwasser selbst unsre Pferde den Saß des Viebes

Cerevisiam bibunt homines,

Animalia cetera fontes

weidlich dementirt und sich einen gehörigen Stiefel resp. Cimer angetrunken hatten. Diese Tonnen dienen Morgens beim Waschen am Wiesenbach als Toilettetischchen, bei Besuch und beim Diner mit einer alten Kölnischen oder Neuen Preussischen Zeitung oder Indépendance bedeckt als Servirtischchen unserer französischen Küche, zur Wechselbank werden sie dem Zahlmeister, zum Spieltischchen den Offizieren. So habt ihr ein Bild von unserm nebligen Morgenitz am Quellbach des Bois de Chatel.

Es ist unterdeß 6 Uhr geworden, der Kaffee ist verzehrt, ein Schluck Gilka daraufgesetzt, wir schnallen unsre Waffen an, nehmen den Regenmantel von den Hirschgeweißen und steigen über eine der zahlreichen improvisirten Brücken des Quellbaches durch unsern Marstall uns durchwindend, zur Thalchauffee, um dem Schall des Kleingewehrfeuers zu folgen.“ —

Das 68. (rheinländische) Regiment stand in der letzten Hälfte des September auf Vorposten bei Joux aux Arches. Wir theilen einen Vorfall mit, durch welchen ein Offizier dieses Regiments sich das eiserne Kreuz verdiente.

„Der Landwehr-Offizieraspirant Beuther fiel am 20. September als Opfer seiner Kühnheit. Als Führer einer Patrouille hatte er sich am hellen Tage einer feindlichen Feldwache bis auf 120 Schritt genähert, da durchbohrte ihm eine Kugel den Kopf. Die Leiche konnten wir, ohne von den Franzosen belästigt zu werden, durch ein Sanitätsdetachement abholen, dieselbe wurde am Nachmittage feierlich mit allen Ehren auf dem Kirchhof in Gouy beerdigt.

Den braven Kameraden konnten wir nicht nicht ungerächt lassen, überdies saß uns die fragliche Feldwache so auf der Nase, daß, wenn sie nicht eine gründliche Warnung bekam, öftere Wiederholungen derartiger Verluste zu befürchten waren, zumal sie zu ihrem Hauptziel die inspisirenden Offiziere und deren Adjutanten, letztere besonders kenntlich durch die breite Brustschärpe, gemacht hatte. Der Oberst beschloß denn auch in der Nacht vom 22. zum 23. September eine gründliche Ausräucherung des Feldwachthauses und beauftragte hiermit den Leutnant Behrend, welcher mit 30 Mann unter Führung des Sergeanten Westhof, Unteroffizier Graff und Oberjäger Boyé vorging. Der Leutnant Jansen ging mit einem Soutien nach und ermöglichte durch sachgemäße und verständige Besetzung einer Aufnahmestellung dicht an der feindlichen Wache die über alles Erwarten gelungene Ausführung des Unternehmens. Der Leutnant Behrend hatte mit seiner Abtheilung zwischen beiden Feldwachen einen Raum von ungefähr 800 Schritt zu passiren, auf welchem ihm keine Spanne kourpirtes Terrain zu Hülfe kam. Um 12½ Uhr Nachts brach er auf, wir standen in Aufnahmestellung hinter dem Verhau auf einer Brücke, gespannt in die stille Nacht hinaushorchend. Zwei Stunden lang kein Geräusch, das die Vorwärtsschleichenden hätte verrathen können, plötzlich ungezählte Schüsse aus dem Hause, wildes Geschrei in demselben, während Leutnant Behrend die Postenkette durchbrach und durch Schuß und Bajonett Herr des Hauses wurde. Drei unverwundete Gefangene mit Waffen und Munition, viele Decken und Zeltgeräthschaften waren der sichtbare Erfolg des Ueberfalls. Der wachthabende Offizier mit dem Rest der Besatzung und den Verwundeten — ihr Geschrei: ô mon dieu! mon dieu! bewies, daß sie getroffen waren — hatte sich durch die Flucht gerettet. Der Versuch, das Haus durch

Feuer zu zerstören, wozu die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, kam nicht in seiner beabsichtigten Ausdehnung zur Ausführung, da die massiven Mauern die Ausführung hinderten. — Unsrerseits war niemand verwundet, Hurrah rufend und mit lautem, lustigen Muthwillen zog das tapfe Häuflein sich zurück, unbelästigt durch die massenhaft nachgesendeten Kugeln der inzwischen zur Hilfe herbeigeeilten Nebenseldwachen. Der Erfolg des kühnen Streiches ist für uns nicht unbedeutend, die Herren Rothhosen ziehen sich immer mehr zurück, um so mehr, da die erbeuteten Chassepotgewehre fleißig und mit Erfolg von uns jetzt auch auf weiteste Entfernungen gegen ihre früheren Besitzer in Anwendung gebracht werden.

Für das prächtig gelungene Wagestück ist dem Leutnant Behrend das eiserne Kreuz, dem Leutnant Janzen und einigen Leuten eine Belobung durch Parolebefehl ertheilt worden.“ —

Der letzterzählte kleine Ueberfall ereignete sich in der letzten Hälfte des September. In dieser Zeit zeigte sich der Feind wieder regsammer und es kam eine Reihe kleinerer Gefechte vor, welche aber keine andre Bedeutung hatten, als die Fouragirungen der Franzosen von den umliegenden Dörfern zu decken. Der Mangel an Salz hatte in Metz den Skorbut erzeugt, eine Mittel dagegen sind rohe Kartoffeln, und diese suchten die Franzosen aus den Dörfern zu holen, welche noch von den preussischen Vorposten besetzt waren. Der Feind ging zu diesem Zwecke mit größern Truppenmassen gegen die Vorposten vor, welche in solchem Falle die ausdrückliche Weisung hatten, bei Angriffen sich in die befestigten Stellungen zurückzuziehen. Es entspann sich sodann ein Kampf, mehr oder weniger ausgedehnt, einzelne Dörfer wurden dabei in Brand gesteckt. Gelang es dem Feinde, seine Absicht zu erreichen, so zog er sich unter dem Schutze des Geschützfeuers aus den Forts, das gegen eine Verfolgung von Seiten der deutschen Truppen gerichtet wurde, zurück, und gegen Abend befanden sich gewöhnlich die preussischen Vorposten wieder in ihren alten Stellungen.

Der Art waren die Gefechte vom 22. und 23. September bei Peltre und am 27. bei Mercy-le-Haut. An beiden Tagen waren diese Angriffe gegen das 7. und 1. Korps gerichtet. Der Kampf bei Peltre

hielt sich in kleinen Verhältnissen, das Vorgehen am 27. September war ernsthafter, denn gleich nach dem Angriff auf das 7. und 1. Korps erfolgten auf dem linken Moselufer Angriffe auf Truppen des 10. Korps bei la Maxe. Ein überraschender Anblick war es, als die preussischen Truppen plötzlich auf feindlicher Seite dichte Rauchwolken aufsteigen sahen, aber nicht von Gewehr- oder Geschützfeuer, sondern von einer Lokomotive. Um Truppen aus Metz in größerer Anzahl und schneller herbeizuschaffen, hatte der Feind die innerhalb seiner Vorpostenkette belegene Eisenbahnstrecke wieder in Betrieb gesetzt. Bei den Fouragirungen waren die französischen Wagen gewöhnlich mit Maulthieren bespannt.

Die Verluste auf deutscher Seite betrugen am 27. September 262 Mann, die feindlichen Verluste waren selbst nach französischen Berichten bedeutend größer.

Die Metzger Zeitungen, welche in diesen Tagen zuweilen den französischen Vorposten abgejagt wurden, waren auf rothes Papier gedruckt, da der Vorrath an weissem erschöpft war.

Am 28. September war Straßburg gefallen und Marschall Bazaine war von der Kapitulation in Kenntniß gesetzt worden. So lange sich Straßburg hielt, konnte man annehmen, werde auch der Oberbefehlshaber der Armee von Metz noch immer nicht den Gedanken aufgeben, nach Süden hin einen Durchbruch zum Entsatz von Straßburg zu versuchen. Mit dem Falle von Straßburg mußte auch diese Kombination fallen. Wenn Marschall Bazaine, entweder um der Waffenehre zu genügen, oder auch um eines wirklichen praktischen Vortheils willen jetzt noch die Absicht hegen konnte, die preussische Zernungslinie zu durchbrechen, so konnte es nur nach Norden sein, entweder um Diethenhofen zu entsetzen oder mit der Armee auf neutrales Gebiet überzugehen. Auf diese Möglichkeit schienen mehrere Operationen des Marschalls hinzudeuten.

Entsprechend den veränderten Verhältnissen war am 1. Oktober eine Dislokation der Zernungsarmee vorgenommen worden. Jedemfalls hatte der Feind in Folge der veränderten Truppenstellungen die schwächer gewordene Besetzung des linken Moselufers erkannt, um am nächsten Tage seine besten Truppen hinzuwerfen und so leichten

Sieg zu haben. Am 2. Oktober in der Frühe hatte er die Feldwachen der Landwehrdivision von Kummer verdrängt und sich dann in den Besitz des Dorfes St. Remy zu setzen gesucht. Die Landwehrtruppen, namentlich die Bataillone Freistadt, Neutomysl, hielten sich im Verein mit dem 10. (hannoverschen) Jägerbataillon außerordentlich brav und wacker. Wiederholte Angriffe der Franzosen auf St. Remy wurden von den Landwehrtruppen mit glänzender Tapferkeit abgeschlagen, das heftige Infanteriegefecht ging in einen Artilleriekampf über und St. Remy blieb im preussischen Besitz. Von der braven Landwehr wurde für den Ruhm dieses Tages mancher Tapfere mit dem eisernen Kreuz geschmückt. Der Verlust betrug am 2. Oktober 6 Offiziere und 109 Mann.

Die Lebensmittel wurden in der Festung um diese Zeit nun schon recht knapp, die Versuche des Feindes, seine Stellung weiter auszudehnen und Vorräthe aus den Dörfern zu erlangen, hatten nur zur Folge, daß von preussischer Seite die Dörfer, in denen noch Lebensmittel vom Feinde erlangt werden konnten, durch Feuer zerstört wurden. Wenn es dem Marschall Bazaine nun nicht gelang, mit einer letzten verzweifelten Anstrengung den eisernen Ring zu durchbrechen, dann war sein Schicksal besiegelt: Ergebung auf Gnade und Ungnade — weiter war für ihn nichts übrig.

Dieser letzte Versuch wurde vom Marschall am 7. Oktober unternommen.

In den Tagen vom 4.—6. Oktober bemerkten die preussischen Beobachtungsposten, daß über die Mosel fünf Brücken geschlagen wurden. Ueberläufer, welche sich um diese Zeit schon massenweise bei den deutschen Vorposten einfanden, sagten aus, Bazaine beabsichtige einen Ausfall nach Norden, um gestützt auf Thionville luxemburgisches oder belgisches Gebiet zu gewinnen. Durch Tagesbefehl wurden die Truppen des Zernirungsheeres auf die Absichten des Feindes aufmerksam gemacht, und sie trafen ihre Vorkehrungen.

Am 7. Oktober Morgens 6 Uhr entwickelte der Feind eine heftige Kanonade gegen das 1. und 10. Korps auf dem rechten Moselufer. Ganze Breitseiten von Geschossen des schwersten Kalibers flogen vom Fort St. Quentin ins Moselthal nach Ars-sur-Moselle, franzö-

sische Infanterie entwickelte sich und machte einen Vorstoß. Doch die preussischen Batterien, welche hinter Verschanzungen standen, empfingen den Feind mit einem wohlgezielten Granatfeuer, vom pommerischen (2.) Armeekorps rückten das 21. und 61. Regiment aus und warfen den Feind in die Festungswerke zurück.

Dieser Angriff hatte aber nur dazu gedient, die Aufmerksamkeit von dem Hauptvorstoß abzulenken, der nach Norden über das Fort Woippy gegen die Landwehrdivision Kummer gerichtet war. An dem heißen Kampfe theilnahmen sich im Laufe des Tages auch Theile des 10. und 3. preussischen Korps.

Von Metz nördlich nach Mezières zieht sich das Terrain wie eine lange Mulde mit flachem Boden in einer Breite von etwa einer deutschen Meile hin. Diese Ebene erstreckt sich nördlich bis zum Orneflusse, der $1\frac{1}{2}$ Meilen südlich von Dietenhofen in die Mosel sich ergießt, gegen Westen ist die Ebene durch einen bewaldeten und schluchtenreichen Höhenzug, gegen Osten durch waldfreies, wellenförmiges Ackerland begrenzt. Die Mosel fließt an der Ostseite der Ebene und bildet dort die Grenze derselben. Quer durch die Ebene, wo sie am kürzesten von Westen nach Osten sich ausdehnt, zieht sich eine Reihe von Dörfern, Klein- und Groß-Tapes und St. Remy liegen in der Mitte, Klein- und Groß-Mare mehr gegen die östliche, Ladonchamps gegen die westliche Front.

Bis zum 27. September war diese Ebene bei den Ausfällen vermieden worden, seit dem Tage wurde sie der Schauplatz blutiger Kämpfe.

Am 7. Oktober hatte Bazaine seine Vorbereitungen unter dem Schutze des Ausfalles gegen das 1. und 10. Korps und unter der Decke eines dichten Nebels mit großer Umsicht getroffen. Als zur Mittagszeit der Nebel verschwand, führte der Feind zunächst einen heftigen Stoß gegen das Dorf Ladonchamps, das eben so wie die übrigen Ortschaften der Ebene von der Landwehrdivision Kummer, bestehend aus der westpreussischen und posenschen Brigade, besetzt war. Die Franzosen gingen in Scharen auf Ladonchamps los, aber die Landwehrvorpösten hielten das Dorf mit großer Zähigkeit und Kühnheit

fest, während die preussische Artillerie zahlreiche Granaten in die dichten feindlichen Kolonnen warf.

Während das Gefecht hier stand, ergoß sich plötzlich auf die Dörfer Groß- und Klein-Tapes, St. Remy und Groß- und Klein-Maxe ein Strom von Franzosen. Das 59. Landwehrregiment hielt den furchtbaren Anprall mit wahrhaft heroischer Tapferkeit aus, es wollte nicht weichen, es stand, bis die Franzosen nach einem mörderischen Geschützfeuer und einem Regen von Chassepot- und Mitrailleurkugeln den zusammengeschossenen Rest durch ihre Massen überwältigten und zurücktrieben. In Groß-Tapes stand das Füsilierbataillon vom 58. Regiment, es verließ seinen Platz nicht, bis es fast vernichtet war, von einer Kompanie des Bataillons blieben 23 Mann unverwundet. Durch die gewaltige Uebermacht hatte Bazaine den ersten Schritt vorwärts errungen, er hatte die Dörfer erobert und einige Batterien vorgeschoben, um das Feuer der Preußen zu beantworten. Denn von drei Seiten eröffnete die preussische Artillerie auf die vorgeschobene Stellung der Franzosen jetzt ein furchtbares Feuer, und ohne Zweifel würde Bazaine nicht weiter vorgegangen sein, wenn dieser Tag und dieser Kampf nicht seine letzte Hoffnung gewesen wäre. So aber unterhielt er von St. Remy und den beiden Tapes aus ein lebhaftes Geschützfeuer gegen die preussischen Batterien und ließ aus Groß-Tapes Scharen von Tirailleurs ausschwärmen, die jedoch von der Landwehr arg mitgenommen wurden.

Nun aber sollte der eigentliche Hauptstoß erfolgen. Hinter den Dörfern Groß- und Klein-Maxe wurden etwa 30000 Mann französische Infanterie, darunter die kaiserlichen Garden, aufgehäuft um die preussischen Linien dicht am Flusse, wo ihre Aufstellung am schwächsten war, zu durchbrechen.

Der Augenblick war verhängnißvoll, bis auf zwei Regimenter stand die Landwehr bereits im Feuer. Doch da langten gerade zur rechten Zeit die Linienbataillone des 10. Armeekorps an. Voran kamen in aufgelöster Gefechtsordnung im raschen Laufe die Füsilier und bedeckten mit ihrer Linie die ganze Ebene. Dahinter in dichten Kompaniekolonnen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele marschirten die Musketiere. Die preussische Artillerie nahm einstweilen

von den Dörfern Abstand und konzentrirte die ganze Kraft ihres Feuers auf die an der Mosel entlang vordringenden Kolonnen der Franzosen. Da wurde der Anprall des Feindes gebrochen, unter dem Feuer der Schützen und der Batterien stockten die dichten Massen, sie schwankten, dann brachen sie auseinander und in wilder Flucht stürzte alles in das Dorf Maye hinein.

Doch als die tapfern Rothhosen wieder steinerne Mauern zwischen sich und den Preußen hatten, kehrte ihr Muth wieder, sie setzten sich in den Gehöften des Dorfes fest und vertheidigten sich hartnäckig.

Nun feuerte die preussische Artillerie wieder auf die Dörfer, näher und näher rückten die Batterien mit einer Ruhe wie auf dem Schießplatze, aber die französischen Geschütze in Groß-Tapes hielten Stand und die Tirailleure des Marschalls wichen nicht über die Chaussee zurück, welche vor den Dörfern liegt. Da galoppirte, Nachmittags 4 Uhr, ein Stabsoffizier durch die preussischen Linien und überbrachte den Befehl zu einem allgemeinen Angriff. Es galt, die Dörfer mit stürmender Hand zu nehmen, und vier Brigaden Landwehr, unterstützt von zwei Linienbrigaden des 10. Armeekorps, sollten diese Aufgabe ausführen. Einige Minuten später erscholl das Kommando, die Mannschaften sprangen auf hinter ihrer Deckung und marschirten vor im strammen preussischen Schritt.

Ein Kombattant des 2. Bataillons 57. Regiments erzählt: „Vorwärts! befahl unser Major, und hinüber ging es mit einem Riesenschwunge über den Wall, zuerst die Offiziere und ihnen nach die braven Musketiere, vorwärts übers freie Feld, den Geschossen des Feindes entgegen. Ein kleiner Terrainabschnitt wird sichtbar, „hineinwerfen!“ erschallt das Kommando, und wie von der Erde verschwunden ist das Bataillon. Aber noch ist die Entfernung zu groß, um unsrerseits ein wirksames Feuer eröffnen zu können, darum nach einigem Verschmausen abermals „Vorwärts!“ und wieder stürmt das Bataillon dahin. Aber ein dritter, ähnlicher Vorstoß ist nöthig, bis wir endlich auf 400 Schritt heran sind. Wieder liegt alles flach am Boden, ein kurzes Aufathmen ist uns gestattet, da der Feind durch unser so rapides und plötzliches Vorrennen für einen Moment unser Ziel verloren hat und seine hageldichten Salven über uns wegschießt.

An diesem Punkte trafen wir den letzten Rest der Landwehr, der sich mit bewundernswerther Tapferkeit hier nun schon so lange gehalten hatte. Als das kleine Häuflein uns sah, sprangen die meisten auf, steckten ihre Kämpis auf das Bajonett und riefen: „Es lebe der König!“ Und in diesem Momente erschien auch hinter uns ein Reiter hoch zu Roß, es war Hauptmann Tiedemann, der eigentliche Führer der 8. Kompanie, der an einer Beinwunde, die ein französisches Pferd ihm geschlagen, krank darniederlag, der aber auf die erste Nachricht, daß seine Kompanie ins Gefecht rücke, sich aufs Pferd heben ließ und den Kampf bis zum Ende mitmachte, dann brach er kraftlos zusammen.

Das lebhafteste Feuer, welches wir jetzt eröffneten, gab dem Feinde wieder ein gutes Zielobjekt, und seine Kugeln schlugen immer dichter und mit immer größerer Genauigkeit in unsre Reihen ein. Underthalb Stunden hielt das Bataillon dieses Feuer aus, ohne zu wanken, ohne einen Schritt Terrain aufzugeben, aber es stellte sich immer deutlicher heraus, daß die Uebermacht vor uns zu groß sei, um ohne Unterstützung den letzten entscheidenden Sturm auf die besetzte Stellung der Franzosen zu unternehmen.

Doch da rückt rechts von uns das zweite Bataillon des 16. Regiments mit fliegender Fahne an, es ist zu unsrer Unterstützung uns nachgeschickt und greift das von den Franzosen besetzte Klein-Tapes an. Den Moment ergreift unser Major, giebt den Befehl zum Sammeln und Aufstehen der Kompanien, in einem Momente stehen dieselben ungeachtet des heftigsten Feuers geschlossen da, und mit Hurrah! der Major und die übrigen Offiziere mit geschwungenem Degen an der Spitze, stürmte alles mit gefälltem Bajonett auf den Feind. Diesem Angriffe konnte selbst die Kaisergarde nicht widerstehen, in hellen Haufen eilte sie davon.“ —

Mit noch glänzenderem Erfolge wie diese Erstürmung von Klein-Tapes durch die Linie war die Erstürmung von Groß-Tapes durch die Landwehr vollbracht. Die Granaten der französischen Batterien in Groß-Tapes schlugen in die anrückenden Bataillone ein, Mitrailleuse und Chassepot begrüßten sie mit einem Hagel von Blei, aber die Landwehr drang schweigsam und ernst in dem wüthendsten Feuer un-

aufhaltfam vor. Hier fiel der Führer der dritten Landwehrbrigade, General von Brandenstein. Endlich erreichte man die Erdwerke und Verschanzungen, hinter denen die zerschmetterten Reste des 59. und 58. Landwehrregimentes lagen. „Hurrah! Preußen!“ scholl es den Andringenden entgegen, „vornwärts, immer vornwärts!“ war die Antwort, und die französischen Kanoniere hatten keine Zeit, um die Ecke zu rennen, als die Landwehr ihnen schon auf dem Nacken war. Und jetzt kam die Vergeltung für das Blutbad unter dem 58. und 59. Regimente, die Landwehr gab keinen Pardon, und mancher Franzose sank dort zusammen, von einem Bajonettstoß durchbohrt. Noch in den engen Dorfgassen focht die kaiserliche Garde wie die Teufel und bedienten sich ihrer Mitrailleuse mit oft furchtbarer Wirkung. Doch sie wurden alle erreicht von der unerbittlichen Landwehr, das Bajonett in den Händen der kraftvollen Männer säuberte in kurzer Zeit das Dorf von den Feinden.

Der Berichterstatter einer englischen Zeitung sagt von diesem Kampfe am 7. Oktober:

„Der Landwehr gebührt die Ehre des Tages. Sie war es, die den französischen Angriff aufhielt, bis kein Mann mehr stand, der ein Büchsen- oder Gewehr noch halten konnte. Sie führte auch den großen, allgemeinen Schlag, der die Franzosen aus den Dörfern segte. Ich habe die preussische Linie vor dem heutigen Tage im Kampfe gesehen. Ich sah sie auf Hand und Fuß die Höhen von Epichern erklettern, ich sah sie deplohiren vor Colombay und Montoy in der Schlacht vom 14. August, ich sah sie Stand halten vor der Mitrailleuse auf den Abhängen von Gravelotte, und ich sah, wie sie die Franzosen in die Festung Sedan hineinwarf am 1. September. Ich habe glauben gelernt, daß die Männer der preussischen Linie vermögen, was nur irgend einem Heere der Welt möglich ist. Aber gestern habe ich das Kaliber der Landwehr kennen gelernt. Ruhig in den Verschanzungen, wo sie gelassen am Boden liegend, die in ihrer Nähe niederfallenden Kugeln auflesen, entschlossen und unaufhaltfam in ihrem Vordringen, unwiderstehlich in ihrem Bajonettangriff, mit dem sie die Dörfer säuberte, stellt sie eine Truppe dar, die das Herz eines Soldaten erfreuen muß. Nichts war bemerkenswerther als die Ruhe, mit welcher

die Verwundeten, die nur irgend gehen konnten, sich auf sich selbst verlassend und jede Unterstützung ablehnend, hinter die Front gingen. Und es waren keine leichten Wunden, mit denen die Wackern zurückkehrten. Ich selbst begegnete einem, der durch die Lunge geschossen war und dem der Athem röchelnd aus der Wunde drang. Es geht dem Zuschauer zu Herzen, wenn er diese Tapfern sterben sieht. Der Landwehrmann kann nicht leichten Herzens in den Kampf gehen wie der Soldat von der Linie, der niemand hungernd zurückläßt, wenn er auf dem Schlachtfelde bleibt. Für jeden zweiten Landwehrmann, der gefallen, giebt es eine Wittwe nun daheim im Vaterlande, und bei dem Gedanken an meine Kinder schwillt mir das Herz, wenn ich mir die Zahl der Waisen in den freundlichen Dörfern und friedlichen Ebenen Deutschlands vorstelle, welche noch nicht wissen, daß ihnen der gestrige Tag den Vater geraubt. Nicht daß es schien, als ob die Landwehrmänner lange bei dem Gedanken an Frau und Kinder verweilten. Der ernste Mann, der schon einiges Grau im Barte und wer weiß wie viel junge Vögel daheim im Neste hat, ging grade so kühn auf den Feind wie der muntre junge Freiwillige, dem nur die Liebste nachweint, wenn er fällt. Aber die Deutschen beten gern, und mir schien, daß mancher in dem Augenblicke das Haupt beugte, als es vorwärts ging, als wäre er in der Kirche. Und wer war das, der dort mit in den Kampf hineinstürzte, im weißen Har, mit fliegenden Rockschößen? Das war der Divisionsgeistliche, eine mächtige Flasche in der einen und ein Gebetbuch in der andern Hand. Der gute Mann, der im Kugelregen dahineilte, war ganz außer Athem und über und über mit Schmutz bespritzt, denn, wie er mir keuchend erzählte, sein Pferd war ihm schon unter dem Leibe erschossen worden. Als ich ihn wieder sah, da saß er hinter einer Mauer in Groß-Tapes unter einer Gruppe hingestreckter Krieger und erhob unter dem Brüllen der Geschütze seine Stimme im Gebete zu Gott." —

Ein glänzenderes Zeugniß, wie dieser Engländer es der preussischen Landwehr ertheilt, kann wohl kaum irgend einem Heere ausgestellt werden. Mit unvergleichlichem Heldenmuth haben die braven Landwehrleute ihr Leben dahingeopfert, und das Vaterland soll nie vergessen, daß die Wittwen und Waisen dieser Tapfern ausreichend zu

versorgen die heiligste Pflicht derer ist, welche im Frieden ernten, was die Gefallenen mit ihrem Herzblute gesäet haben! Die Verluste waren hart, auf deutscher Seite betrugen sie an diesem blutigen Tage 65 Offiziere und 1665 Mann.

Bazaine's Unternehmen aber war völlig gescheitert, denn zu der Zeit, wo die Landwehr seine stolzen Kaisergarden mit Bajonett und Kolben so furchtbar dezimirte und in wilder Flucht in die Festung zurücktrieb, zu derselben Stunde langte auch die andre Hälfte des 10. Armeekorps auf dem Schlachtfelde an, und hinter diesen standen als Reserve aufmarschirt die tapfern Regimenter des ostpreussischen Armeekorps — also gar kein Gedanke an irgend ein Durchbrechen.

Mit großen Verlusten ging die französische Armee in die Festung zurück, und seit diesem Tage ist kein größerer Ausfall wieder gemacht worden. Der Tag der Entscheidung aber rückte immer näher, und die Zeichen der bevorstehenden Katastrophe mehrten sich von Stunde zu Stunde. Immer zahlreicher wurden die Ueberläufer, welche halb verhungert bei den preussischen Vorposten ankamen, und in den äußersten Linien erschienen ganze Kolonnen von Franzosen, nahmen vor den deutschen Wachen die Mützen ab und zeigten mit der Hand auf den Leib. Wenn die Wachen dann zustimmend winkten, kamen die Franzosen ganz nahe und wühlten gierig die wenigen Kartoffeln aus der Erde, welche noch darin waren. Bald konnten die Ueberläufer nicht mehr angenommen werden, sie wurden zurück geschickt, und schließlich mußte der Marschall sich bequemen, seine Bereitwilligkeit zur Kapitulation anzuzeigen.

Eingeleitet wurden die Verhandlungen durch den greisen General Changarnier, der bekanntlich als Republikaner nach Brüssel ins Exil gegangen war und nach den ersten unglücklichen Schlachten sich in Metz eingefunden hatte, woselbst ihn der Kaiser zum militärischen Beirath des Oberkommando's ernannte. Am 24. Oktober Abends schickte Bazaine einen Brief an den Prinzen Friedrich Karl, worin die Bitte ausgesprochen war, dem General Changarnier andern Tages eine Audienz zu bewilligen. Die Bitte wurde gewährt.

Am 25. Oktober in der Frühe fielen die letzten Schüsse von den Werken der Festung, Mittags traf Changarnier beim Oberkom-

mando ein, General von Stiehle empfing den 80jährigen Greis und führte ihn zum Prinzen Friedrich Karl. Die Besprechung dauerte 1½ Stunden, und als der General von einigen preussischen Offizieren wieder zum Wagen geführt wurde, war er ganz gebrochen und sagte zu seinen Begleitern: „Wir werden fallen, aber mit Ehren. Ich wünsche Ihnen, meine Herren, daß Sie und kein braver Soldat so etwas erleben möge.“ Dabei brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen.

Für den Morgen des 26. Oktobers war eine Konferenz verabredet, welche auf dem Schlosse Frescaty, 1½ Meilen südlich von Metz innerhalb der deutschen Linien belegen, gehalten wurde. Es fanden sich dazu ein General Jarras, der Generalstabschef des Marschalls Bazaine, und der General von Stiehle, Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl.

Die Unterhandlungen dauerten am 26. Oktober von Morgens 8 Uhr bis Nachmittags 2 Uhr. Man konnte jedoch an diesem Tage noch zu keinem Resultate kommen. Prinz Friedrich Karl wollte nicht zugestehen, daß die französischen Offiziere gegen Verpfändung ihres Ehrenwortes frei gelassen würden, da die Offiziere, welche bei Sedan gefangen und wieder entlassen waren, ihr Ehrenwort so vielfach gebrochen hatten. Der König Wilhelm bewilligte jedoch in Anbetracht der tapfern Vertheidigung der Armee in Metz schließlich diese Forderung des Marschalls.

Am 27. Oktober Abends 6 Uhr wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen. Marschall Bazaine macht den Antrag, er wolle mit seiner Armee kapituliren, dagegen solle Metz in französischen Händen bleiben. Dieses Anerbieten wies der Prinz jedoch energisch zurück und erklärte dem General Jarras unter anderm, man wisse auf deutscher Seite sehr wohl, daß die Festung Metz und alle ihre Außenwerke in einem sehr vernachlässigten Zustande gewesen seien, keinerlei Vorbereitungen zur Vertheidigung habe man getroffen, und die furchtbaren Schanzen, welche die Außenwerke jetzt darstellten, seien sie erst durch die Armee des Marschalls und deren Arbeit geworden. Es könnte also nur die Kapitulation der Armee und der

Festung zusammen angenommen werden, und unter keinen andern Bedingungen als solchen, wie sie bei Sedan gestellt seien.

Der Franzose sträubte sich lange genug und versuchte auf alle Weise, sich der eisernen Nothwendigkeit zu entziehen, doch als Prinz Friedrich Karl schließlich noch den Auszug aus der Festung mit allen kriegerischen Ehren bewilligte, da fügte sich der Abgesandte des Marschalls, und am 27. Oktober Abends 11 Uhr wurde in dem Bibliotheksaal des Schlosses Frescaty die Urkunde unterzeichnet, nach welcher das letzte reguläre Heer Frankreichs in deutsche Kriegsgefangenschaft kam.

Diese stolze Armee, welche jetzt die Waffen streckte, umfaßte 173000 Mann, einschließlich 25000 Kranke und Verwundete. Sie wurde befehligt von drei Marschällen, Bazaine, Le Boeuf und Canrobert, in ihr dienten mehr als 6000 Offiziere aller Grade. Sie bestand aus den berühmtesten Truppen Frankreichs, denn sie enthielt auch die ganze Kaisergarde.

Vom ersten Tage der Einschließung, dem 19. August, bis zum Tage der Unterzeichnung der Kapitulation, dem 27. Oktober, waren 70 Tage verflossen. Die gewaltigen Erfolge, welche durch diese Kapitulation errungen wurden, sprechen sich nirgend deutlicher aus, als in den Armeebefehlen, welche die beiden Befehlshaber an ihre Truppen nach dem großen Ereignisse erließen und die wir hier folgen lassen:

Generalbefehl des Marschalls Bazaine.

„An die Rheinarmee. Besiegt durch Hungersnoth sind wir gezwungen, den Kriegsgesetzen uns zu unterwerfen und uns gefangen zu geben. Zu verschiedenen Zeiten unsrer militärischen Geschichte haben tapfere Truppen, befehligt von Massena, Kleber, Gouvion St. Cyr, das nämliche Schicksal erlitten, das in nichts die militärische Ehre befleckt, wenn man, wie Ihr, seine Pflicht bis zur äußersten menschlichen Grenze glorreich erfüllt hat. Alles, was auf loyale Weise möglich war, um diesen Ausgang zu vermeiden, ist geschehen und ohne Resultat geblieben. Was die Erneuerung einer letzten Anstrengung betrifft, um die besetzten Linien des Feindes zu durchbrechen, so wäre dieselbe ungeachtet Eurer Tapferkeit und des Opfers Tausender von Leben, welche dem Vaterlande noch nützlich sein können, in

Folge der Bewaffnung und der niederschmetternden Streitkräfte, welche diese Linien bewachen und unterstützen, fruchtlos gewesen. Seien wir würdig im Unglück, achten wir den ehrenhaften Vertrag, welcher abgeschlossen wurde, wenn wir selbst geachtet sein wollen, wie wir es verdienen. Vermeiden wir vor allem, um den Ruf dieser Armee zu wahren, die Handlungen der Undisziplin, wie die Zerstörung der Waffen und des Materials, weil dem Kriegsgebrauch gemäß Festungen und ihre Bewaffnung an Frankreich zurückkommen, wenn der Friede unterzeichnet werden wird. Bei Niederlegung des Oberbefehls halte ich darauf, den Generalen, Offizieren und Soldaten meine ganze Erkenntlichkeit für die loyale Mithilfe, ihre glänzende Tapferkeit in den Kämpfen, ihre Resignazion bei den Entbehrungen auszudrücken. Mit gebrochenem Herzen trenne ich mich von Euch." —

Armeebefehl des Prinzen Friedrich Karl.

„Soldaten der 1. und 2. Armee! Ihr habt Schlachten geschlagen und den von Euch besieigten Feind in Metz 70 Tage umschlossen, 70 lange Tage, von denen aber die meisten Eure Regimente an Ruhm und Ehre reicher, keiner sie daran ärmer machte. Keinen Ausweg ließt Ihr dem tapfern Feinde, bis er die Waffen strecken würde. Es ist so weit.

Heute endlich hat diese Armee von nah voll 173000 Mann, die beste Frankreichs, über fünf ganze Armeekorps, darunter die Kaisergarde, mit 3 Marschällen von Frankreich, mit über 50 Generalen und 6000 Offizieren kapitulirt und mit ihr Metz, das niemals zuvor genommen.

Mit diesem Bollwerk, das wir Deutschland zurückgeben, sind unermessliche Vorräthe an Kanonen, Waffen und Kriegsgeräth dem Sieger zugefallen.

Diesen blutigen Vorbeer, Ihr habt ihn gebrochen durch Eure Tapferkeit in der zweitägigen Schlacht bei Noisseville und in den Gefechten um Metz, die zahlreicher sind, als die es rings umgebenden Örtlichkeiten, nach denen Ihr diese Kämpfe benennt.

Ich erkenne gern und dankbar Eure Tapferkeit an, aber nicht sie allein. Beinahe höher stelle ich Euren Gehorsam und den Gleich-

muth, die Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten Soldaten.

Vorbereitet wurde der heutige große und denkwürdige Erfolg durch die Schlachten, die wir schlugen, ehe wir Metz einschlossen, und — erinnern wir uns dessen in Dankbarkeit — durch den König selbst, durch die mit Ihm danach abmarschirten Korps und durch alle diejenigen theuren Kameraden, die den Tod auf dem Schlachtfelde starben oder ihn sich durch geholte Leiden zuzogen. Dies ermöglichte erst das große Werk, das Ihr heute vollendet sehet, nämlich, daß Frankreichs Macht gebrochen ist!“ —

Der 28. Oktober diente den Vorbereitungen zur Uebergabe und zum Ausmarsch der Truppen, und am 29. Oktober Morgens 10 Uhr begann der Ausmarsch der kriegsgefangenen Franzosen. Aus drei Thoren zogen sie in vollständig kriegerischem Aufmarsch, mit Fahnen und Adlern und mit klingendem Spiel aus. Die Waffen der Mannschaften waren bereits in der Festung niedergelegt worden, nur die Offiziere hatten ihre Degen behalten. Der Hauptausmarsch der Kaisergarde erfolgte auf der Heerstraße von Metz nach Ars-sur-Moselle. Bei der Mairie Tournbridge, eine halbe Meile von Metz gelegen, stellten sich Regimente des pommerischen Armeekorps, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, im Paradeanzuge auf, etwa 50 Schritt von der Landstraße entfernt. Um 1 Uhr erschien Prinz Friedrich Karl mit dem General Fransecki, dem Führer des 2. Armeekorps, und einem glänzenden Gefolge.

Ueber den Ausmarsch der Garde schreibt Julius von Wiedede, der vortreffliche Berichterstatter so vieler Kriege, als Augenzeuge:

„Bald erschienen nun zwei französische höhere Stabsoffiziere, von denen besonders der eine, ein würdevoller Greis, ein Bild des tiefsten Seelen Schmerzes zeigte, und meldeten den Ausmarsch der kaiserlich französischen Garde in die preussische Kriegsgefangenschaft. Es waren Stunden von welthistorischer Bedeutung, die jetzt an uns Zuschauern vorübergingen. In einem endlosen Zuge, der fast an drei Stunden dauerte, kam nun die französische Garde mit dem weißen Stock in der Hand die Chaussee hinaufmarschirt. Die Soldaten defilirten bei dem General von Fransecki vorbei und wurden dann auf eine große Wiese

geführt, wo sie Speise erhalten und die Nacht bei Bivouaffeuern verbringen sollten, um alsdann unter Eskorte von Regimentern des 7. (westfälischen) Armeekorps den Weitermarsch zu Fuß nach Saarbrücken, von wo der Transport mit der Bahn erfolgen soll, anzutreten. Die Offiziere, mit dem Degen bewaffnet, führten ihre Soldaten bis an den General von Franseck und übergaben sie dort. Die Stabsoffiziere erhielten die Erlaubniß, für die Nacht nach Metz zurückzukehren, während die Subalternoffiziere die Nacht bei ihren Truppen bivouaciren mußten.

In Reihen von 8—10 Mann zogen nun die Kürassire, Carabiniers, Lanciers, Chasseurs à cheval und Husaren der Garde, alle zu Fuß und ohne Waffen, dann die reitende Artillerie, das 1. Grenadierregiment, zwei Voltigeursregimenter und das Chasseurbataillon an uns vorüber. Es waren fast durchweg lauter schöne, überaus kräftige, recht marzialisch aussehende Männer, unbedingt die Elite der ganzen französischen Armee und noch vor wenigen Monaten die stolze und kriegsfreudigste Truppe, die ganz Europa nur besaß. Alle Gardisten waren sehr gut, ja fast elegant uniformirt und führten Mäntel und viel sonstiges Gepäck bei sich. Ersichtlich hatte man der Mannschaft zuletzt noch die Magazine geöffnet, damit sie sich dort für die lange Gefangenschaft mit Sachen versorgen solle. Die Haltung der Leute war ernst und ruhig, Kummer, Schmerz, aber auch tödtlicher Haß gegen uns, die siegenden Preußen, war auf den Gesichtern fast aller Offiziere und Unteroffiziere, ja auch der meisten Soldaten gar deutlich ausgeprägt. Da ich mich absichtlich mitten auf der Chaussee so recht zwischen den Franzosen aufgestellt hatte, auch sehr viel mit ihnen sprach, so konnte ich dies sehr deutlich bemerken. Unse braven Pommern bewahrten eine sehr anständige Haltung den besiegten Feinden gegenüber, auch kein tränkender Jubelruf, kein Wort der Freude oder was sonst die Franzosen hätte verletzen können, wurde hörbar, es war eine fast lautlose Stille, in der alle verharrten, und die unendliche Bedeutung dieser Stunden übte auf die Offiziere wie Soldaten unsres Heeres eine ersichtliche Wirkung. Sie ehrten sich selbst, indem sie den nach langer, tapfrer Vertheidigung von uns besiegten Feind ehrten.

Den gefangenen Franzosen sah man den Hunger und die Entbehrungen der letzten Wochen, die sie hatten in großem Maße extragen müssen, äußerlich nicht sehr an, dahingegen zeigten die 40—50 Pferde der berittenen Offiziere, die ich sah, nur zu viele Spuren des Mangels und waren theilweise nur noch Haut und Knochen.

Schmerzliche Szenen kamen viele vor, manche französische Soldaten weinten sehr, als sie von ihren Offizieren Abschied nahmen, auch bei manchen Offizieren sah ich Thränen über die gebräunten Wangen rollen. Nach dem Krimkriege und gar nach dem italienischen Feldzuge von 1859 war die französische Armee, und ganz besonders ihre stolze und aus sehr bewährten Offizieren und Soldaten bestehende Kaisergarde das siegesstolze, mit den meisten kriegeriſchen Vorbern geschmückte Heer in Europa. Hunderte von Offizieren aller europäischen Heere, welche militärische Studien machen wollten, eilten nach Frankreich, um dort zu lernen und Erfahrungen zu sammeln.

Der Gedanke ergriff mich aber jetzt in diesen Stunden, als die Garde als Gefangene bei uns Preußen vorüberzog, daß der Stern Frankreichs unrettbar im Verbleichen, der von Preußen und mit ihm von Deutschland aber im Emporsteigen begriffen ist, und daß die grande nation von nun an einen bescheidenen Platz in Europa einnehmen wird und muß, während das deutsche Volk einen höhern Rang sich errungen hat. Der preußische Adler hat den französischen vollständig besiegt, und was am 29. Oktober in die preußische Kriegsgefangenschaft zog, ist an Stärke und militärischer Kraft allem, was Frankreich jetzt noch an streitfähiger Mannschaft aufzubringen vermag, unendlich weit überlegen.

Während bei uns die Garde vorbeidefilirte, zogen aus zwei andern Thoren von Metz ebenfalls je 20000 Mann in die Kriegsgefangenschaft, preußische Truppen besetzten die Thore und Außenwerke, und die schwarzweiße siegesgekrönte Fahne ward überall auf der Festung aufgezogen.“

Die ersten preußischen Truppen, welche in die eroberte gewaltige Festung einzogen, waren die tapfern Landwehregimenter unter General von Kummer. Morgens 10 Uhr hatten sich preußische Offiziere von der Artillerie und den Ingenieuren in die einzelnen Forts be-

geben, die Minenanlagen untersucht und die Pulverkammern besetzt, um 12 Uhr Mittags marschirte die Division Kummer mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel in die vorher nie eroberte Festung. Als die tapfern Bataillone durch die Straßen marschirten, scholl aus einem Hause an der Seite ihnen plötzlich der kräftige Ruf: „Hurrah! Preußen!“ entgegen. Es waren die gefangenen Landwehrmänner, welche am 7. Oktober verwundet in die Hände des Feindes gefallen waren. Sie wurden vor allen Dingen von ihren siegreichen Kameraden erst mit Speise und Trank gelabt, denn sie hatten nur die kläglichste Kost erhalten.

So war die starke Festung Metz nun, nachdem sie 318 Jahre in französischem Besitze gewesen, wieder deutsch geworden. Was der gewaltige Kaiser Karl der Fünfte vergebens unternommen, das hatte König Wilhelm der Hohenzoller glücklich ausgeführt. Die Festung, welche so hart an Deutschlands Grenze lag und eine ewig offene Angriffsporte bildete, ist nun ein starker Schutz und Schirm für unser deutsches Vaterland geworden, und das glorreiche Hohenzollernbanner auf seinen Wällen und Thürmen wird keine Franzosenhand wieder anrühren.

König Wilhelm ernannte den Kronprinzen von Preußen und den Prinzen Friedrich Karl zu Feldmarschällen, den General von Moltke erhob er in den Grafenstand.

Die Kriegsbeute, welche in der Festung gemacht wurde, war eine ungeheure: 53 Adler und Fahnen, 541 Feldgeschütze, über 2000 Festungsgeschütze jeglicher Gattung, gegen 300000 Gewehre, eine große Anzahl von Kürassen, Säbeln u. dgl., gegen 2000 Militärfahrzeuge, nicht verarbeitetes Holz, Blei, Bronze in großen Massen, eine vollständig eingerichtete, werthvolle Pulverfabrik, und an kaiserlichen Geldern etwa 10 Millionen Franks. Was die Franzosen seit langen Jahren hier zusammenschleppten, um ihre Heere gegen Deutschland auszurüsten, das war nun alles in die Hände der Deutschen gefallen.

In Frankreich erregte die Kunde von dem Fall der stärksten französischen Festung die größte Bestürzung, und sofort ertönte von

vielen Seiten wieder das beliebte Geschrei: „Bazaine hat uns ver-rathen!“

Gegen diese Anschuldigungen veröffentlichte Bazaine ein Schreiben, in welchem er die Anklage wegen Feigheit oder Verrathes entschieden zurückwies und unter anderm anführte, daß die Armee von Metz von Anbeginn des Feldzuges bis zum Tage der Kapitulation die schwersten Verluste erlitten. Durch die deutschen Kugeln getroffen wurden 1 Marschall, 24 Generale, 2140 Offiziere und 42350 Soldaten.

Die Geschichte wird dem Marschall Bazaine den Namen eines geschickten Heerführers nicht beilegen, dagegen wird sie ihm ein vollgewichtiges Zeugniß ausstellen müssen, daß er und seine Armee sich mit Tapferkeit und Ausdauer gewehrt hat.

Nachdem Metz gefallen war, wurde die I. Armee wieder als selbständige abgetrennt, unter dem Kommando des Generals von Manteuffel, der an die Stelle des alten tapfern, bewährten und hochverdienten Generals von Steinmetz trat, wurde ihr die Aufgabe zu Theil, den Norden Frankreichs zu okkupiren, während der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl mit der II. Armee nach dem Süden Frankreichs abrückte.

Das Lager der französischen Gefangenen bei Minden.

Nach der Schlacht bei Sedan, nach der Uebergabe von Straßburg und von Metz mußten in Deutschland so große Massen von Kriegsgefangenen untergebracht werden, daß man sie nicht mehr, wie das sonst üblich ist, in die Kasematten der Festungen einquartieren konnte. Es mußten für diese großen Massen besondere Vorkehrungen getroffen werden, und man errichtete für sie an verschiedenen Stellen des mittleren und südlichen Deutschlands Lager, in welchen sie wohnten. So lange es warm genug war, gewährten Zelte den Franzosen ein genügendes Obdach, mit dem Beginn der kalten Jahreszeit baute man ihnen Baracken aus Brettern auf, die durch Defen erwärmt wurden. Darin brachten die Gefangenen die Zeit bis nach dem Friedensschlusse zu.

Eins dieser Lager, welches wir im Monat September besuchten, wollen wir in der Kürze beschreiben.

Der Bahnhof Minden liegt etwa 2000 Schritt von der Stadt entfernt, er ist von starken Wällen umgeben und durch Schanzen geschützt. Auf der Südseite der Wälle war an einem kleinen Bache ein weitausgedehnter Ager, der von den Kanonen der Wälle vollständig beherrscht wurde, zum Lagerplätze ausersehen. Im allgemeinen war die Gestalt des Lagers ein Rechteck, ein Bretterzaun, 6 Fuß hoch, umgab dasselbe. Außerhalb dieses Zaunes standen Wachtposten auf bankähnlichen Erhöhungen, von denen aus sie über den Zaun weg das Lager einsehen konnten. Die nördliche Hälfte des Lagers war in mehrere Straßen abgetheilt, gebildet durch Zeltreihen, welche etwa 80 Schritt von einander entfernt waren. Die einzelnen Zelte waren theils rund theils viereckig, theils groß theils klein. Eine Anzahl derselben war im Jahre 1864 im dänischen Feldzuge, eine andere Zahl 1866 von den Oestreichern erbeutet worden. Ein kleiner Graben, welcher das Regenwasser ableitete, umgab die Zelte. Als Nachtlager dienten starke Strohaufsichtungen, wollene Decken gewährten Schutz gegen die nächtliche Kühle. Am Ende einer jeden Straße war ein großer Kochherd aufgemauert, welcher den Gefangenen die Speisen und Getränke lieferte. In dem Lager befand sich an dem einzigen Ausgangsthore eine starke Wachtabtheilung. Die Zahl seiner Insassen schwankte zu verschiedenen Zeiten zwischen 3000 und 5000. Zu ihrer täglichen Verpflegung erhielten sie Morgens und Abends Kaffee, Mittags 9 Loth Fleisch und eine reichliche Beigabe von Kartoffeln, Erbsen, Reis u. dgl., dazu die tägliche Porzion an Brod, welche zuerst in Kommisbrod, und da die Gefangenen dasselbe nicht vertragen konnten, zur Hälfte in Weißbrod gereicht wurde. Die Nahrungsmittel waren gut und reichlich, die Gefangenen klagten nicht. Sie erhielten auch Tabak und Zigarren geliefert.

Diese lustige Zeltstadt diente den kriegsgefangenen Repräsentanten der „großen Nation“ zum Aufenthalt. Soldaten aller Waffengattungen, auch Zuaven und Turkos und Marinesoldaten, standen in bunten Gruppen vor den Zelten und in den Straßen. Sie sahen alle wohlgenährt und munter aus, Zeichen der Niedergeschlagenheit

bemerkte man nicht an ihnen. Einige wenige, die Schuster und Schneider waren, arbeiteten in einigen Handwerkerzelten, andre legten sich vor ihren Zelten kleine Gärten an, genau so wie bei uns die Kinder es lieben, Gärtchen von drei Schritt Länge und zwei Schritt Breite, die Beete waren ganz klein, oft in den niedlichsten Figuren ausgeführt, die Wege, die kaum eine Hand breit waren, mit bunten glatten Steinen ausgelegt, die sich an dem Bache leicht auffammeln ließen. In der Mitte dieser Anlagen erhob sich zuweilen ein kleiner Berg mit einem Schneckengange, oder aus Steinchen war eine Grotte zusammengesetzt. Solcher Gärtchen gewahrte man eine große Anzahl.

An andern Stellen hatten die Tapfern des Kaisers Napoleon sich auf dem schweren Lehm Boden des Lagers kleine Regelhahnen, etwa 3 bis 4 Schritt lang, hergerichtet, die Regel waren aus Holz sehr roh geschnitten, die Kugel war von Lehm mit der Hand geballt, an der Luft getrocknet. Auch Hazardspiele fehlten nicht, sie wurden jedoch auf eine ziemlich harmlose Weise mit Kupferdreiern nach Art des Spieles „Kopf oder Schrift“ ausgeführt. Ueberall, wo eine spielende Gruppe war, standen zahlreiche müßige Zuschauer umher und lachten und scherzten mit.

In der letzten der Zeltreihen waren lauter Chasseurs à cheval, bei Sedan gefangen, einquartirt. Diese Reiter, meist schöne, kräftige Gestalten, hielten sich stolz zurück und würdigten den deutschen Besucher kaum eines Blickes. Sie hatten sich Salatkräuter an dem Bache gesucht, und waren nun dabei, den Salat zu bereiten und zu verzehren. Einer von ihnen hatte aus Lehm einen Christuskopf modellirt, der sehr gelungen war. Wir fragten ihn, mit welchen Instrumenten er sein Kunstwerk gearbeitet habe, er zeigte ein Stückchen zugespitztes Holz.

Von einer Straße zur andern wanderten beständig kleine Gruppen von spazierenden Soldaten. Die Turkos, unter denen einige kohlschwarze, schauerhafte, widerliche Gesichter waren, hielten sich gern in der Nähe der Besucher, da sie von diesen zuweilen Zigarren oder Gelbstückchen erhaschten. Auch Mobilgarden waren im Lager, schlaffe,

schlottrige Gestalten, die von den gedienten Soldaten stets verächtlich angeschaut wurden.

Ein Sergeant, ein schon fast ergrauter Krieger, trat zu uns, und stellte sich als Elsässer vor. „Werden wir bald Frieden haben?“ fragte er. Wir entgegneten ihm, daß die Aussichten nicht besonders günstig wären, und setzten hinzu, daß er möglicherweise schon vor Friedensschluß, nunmehr als Deutscher, seine Entlassung finden könne. „So glauben Sie wirklich,“ erwiderte er gespannt, „daß Elsaß und Lothringen nicht wieder an Frankreich zurückkommen werden?“ — „Wer soll dem Könige von Preußen diese Länder denn wieder nehmen?“ — „Sagen Sie das nicht“, entgegnete der Sergeant, „Bazaine in Metz ist noch sehr gefährlich.“ — „Glauben Sie als Soldat denn wirklich, daß eine Armee zu fürchten ist, welche aus den festesten Stellungen bei Gravelotte geworfen wurde und nun genugsam gezeigt hat, daß sie nicht einmal im Stande ist, die Zernierungslinie von Metz zu durchbrechen?“ — Der Sergeant schaute düster vor sich hin, dann streifte er hastig sein Beinkleid auf und zeigte eine große Narbe: „Sehen Sie“, sagte er, „den Schuß bekam ich in der Krüm, und diesen Hieb“ — er nahm seine Mütze ab und wies auf einen rothen Strich, der fast über den ganzen Kopf lief, — „bei Solferino, ich bin schon dreiundzwanzig Jahre Soldat in der französischen Armee, aber solche Zeiten und solche Niederlagen hätte ich für unmöglich gehalten. Bei Wörth traf ein Granatsplitter meinen Arm, ich wollte er hätte mich getödtet, denn für mich bleibt jetzt nichts mehr übrig.“ — Wir trösteten ihn mit der Aussicht, daß er ja als Elsässer vielleicht in die preussische Armee eintreten könne, und das schien ihm einige Beruhigung zu gewähren. Wir fragten, was er von den französischen Feldherrn halte. Er entgegnete: „Mac Mahon ist ein Held und ein geschickter Feldherr, Bazaine kann auch etwas leisten, die übrigen verstehen aber nichts weiter als das Speichellecken.“ —

Als wir das Lager verließen, begegneten wir einem Theil der französischen Lagerbewohner, welche unter Eskorte einer preussischen Abtheilung wieder heimkehrten in ihre Zelte. Sie waren auf Arbeit gewesen, an den Wällen der Festung Minden hatten

sie geschänzt. Man gab diesen Leuten, wenn sie fleißig arbeiteten, täglich einen kleinen Sold, den sie nach ihrem Belieben verwenden konnten.

Die deutschen Gefangenen in Frankreich, die wenigen, welche sich dort befanden, hatten sich einer so milden Behandlung nicht zu erfreuen. Auch in diesem Punkte zeigten sich die Deutschen den Franzosen an wahrer Gefittung weit überlegen.

Viertes Kapitel.

Die Vernichtung von Paris. Die Verhandlungen über den Waffenstillstand. Gefechte des 14. Armeekorps bis zur Einnahme von Dijon. Kämpfe an der Loire bis zur Einnahme von Orleans.

Als die Schlacht bei Sedan geschlagen und der französische Kaiser gefangen war, wurde von den preussischen Truppen vielfach ein Lied gesungen, welches einem Füsilier Kutschke als Verfasser zugeschrieben wurde. Dieses vielgenannte Lied ist so originell, daß wir nicht unterlassen können, es hier anzuführen. Es lautete so:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?

Ich glaub', es ist Napolium!

Was hat er 'rum zu krauchen dort?

Drauf Kameraden, jagt ihn fort!

Dort haben sich im offenen Feld

Noch rothe Hosen aufgestellt.

Was haben die da 'rum zu stehn?

Drauf los, die müssen wir befehn.

Mit den Kanonen und Mamsell'n

Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n.

Was haben sie da 'rum zu knall'n?

Drauf, Kameraden, bis sie fall'n!

Napolum, Napolum,
 Mit Deiner Sache geht es krumm!
 Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
 Mit seiner ganzen Kaiserrei.

Und die französische Großmaulschafft
 Auf ewig wird sie abgeschafft.
 Auf nach Paris! den rich'tigen Lohn,
 Dort geben wir'n der grrrrande Natiohn!"

Dieses und andere lustige Lieder legten Zeugniß ab von dem vortrefflichen, festen Geiste, von dem die deutschen Armeen beseelt waren, wenige Ruhetage genügten, um alle Strapazen vor und bei Sedan vergessen zu machen, und schon am 5. September wurde aus dem großen Hauptquartier des Königs gemeldet: „Unsre Armeen sind im Vormarsch auf Paris.“ Der Vormarsch erfolgte auf zwei Wegen, nördlich über Soissons nach St. Denis, südlich über Eprenay, Chateau-Thierry, Meaux nach Neuilly und Pantin.

Von Paris aus hatte sich ein aus Depotsbataillonen und allerlei Resten gebildetes Armeekorps unter General Vinoy auf den Weg gemacht, um den Marschall Mac Mahon zu unterstützen. Doch ehe dieses Korps ihn erreichen konnte, war der Marschall schon gefangen, deshalb zog der General Vinoy sich sogleich wieder auf Soissons und von dort auf Paris zurück. Dieses 13. französische Korps und einige Ueberreste des Mac Mahon'schen Korps waren die einzigen regulären Truppen, welche bei der Vertheidigung von Paris Verwendung finden konnten, alle übrigen regulären Truppen Frankreichs waren ja kriegsgefangen in Deutschland.

Am 5. September 9 Uhr Abends hielt König Wilhelm seinen Einzug in Reims, die alte Krönungsstadt der französischen Könige. Die Truppen, welche nach einander ihren Durchzug durch diese Stadt nahmen, ließen sich in Reims den Champagner gut schmecken.

Am 9. September ergab sich Laon den Spitzen der vorrückenden deutschen Heere. Diese Stadt ist keine Festung, besitzt aber eine stark befestigte Zitadelle. Der Kommandant derselben hatte nur ein Bataillon Mobilgarde und ein Duzend Kanoniere bei sich, da er mit

dieser geringen Macht keinen Widerstand leisten konnte, so entsprach er sofort der Aufforderung von deutscher Seite, die Stadt zu übergeben. Leider ereignete sich bei der Besetzung der Zitadelle ein schweres Unglück, das in dem leidenschaftlichen Haffe eines der französischen Kanoniere seinen Ursprung fand.

Als die Kapitulation abgeschlossen war, besetzte die vierte Kompanie des 4. preussischen Jägerbataillons die Zitadelle. Dorthin hatte sich auch der Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und der Kommandeur der 15. Kavalleriebrigade von Alvensleben verfügt. Der Herzog sprach auf dem Hofe der Zitadelle freundlich mit dem Kommandanten Theremin d'Hame, da erfolgten plötzlich dicht hinter einander zwei furchtbare Detonationen, das Pulvermagazin war in die Luft gesprengt! Alle im Hofe der Zitadelle anwesenden Personen wurden getödtet oder verwundet, Bomben, Steine und Mauerstücke flogen in die Stadt und richteten eine furchtbare Verwüstung an. 75 Jäger und 400 französische Mobilgarden fanden ihren Tod. Ein Kanonier der französischen Besatzung hatte die Pulverkammer entzündet und war selbst mit in die Luft geflogen. Der Kommandant der Zitadelle, der selbst verwundet wurde, war unschuldig an der Katastrophe.

Am 15. September war das große Hauptquartier in Meaux, die deutschen Reiter zeigten sich bereits seit drei Tagen vor Paris. Die französischen Truppen hatten auf ihrem Rückzuge nach Paris alle Kunstbauten, die Brücken, Tunnels u. dgl. gesprengt, und hatten ihrem eigenen Vaterlande dadurch einen unberechenbaren Schaden zugefügt, während der Vormarsch der deutschen Heere dadurch nicht um einen einzigen Tag aufgehalten wurde, denn Brücken wurden sofort von den deutschen Pioniren geschlagen und die zerstörten Landstraßen mußten die Bewohner der umliegenden Ortschaften unverweilt wieder herstellen.

Schon am 12. September tränkten einzelne kühne deutsche Reiter ihre Pferde aus der Seine bei Paris, und am 14. September wurde die vollständige Zernirung der Weltstadt von den deutschen Korps ausgeführt. Die französischen Truppen, welche von Paris ausgezogen waren, um sich dem anrückenden Feinde entgegen zu stellen, gingen,

sobald sie die erste deutsche Ulanenlanze in der Sonne blitzen sahen, meist sofort in die Festung zurück. General Vinoy hatte sich mit 3 Divisionen südlich von Paris auf den Höhen von Sceaux aufgestellt, er wurde von dem 5. preussischen und 2. bayerischen Korps von der Armee des Kronprinzen von Preußen angegriffen und mit Verlust von 7 Kanonen und vielen Gefangenen hinter die Forts von Paris zurückgeworfen.

Die Aufgabe, welche die deutschen Heere jetzt unternahmen, war eine so riesenmäßige, wie bisher noch nichts ähnliches in der Geschichte aufgeführt wurde. Es ist nöthig, daß wir die größte Festung der Welt erst genauer kennen lernen.

Wenn Paris auch nicht im geographischen Mittelpunkte Frankreichs liegt, so liegt es doch ganz gewiß im Herzen Frankreichs, bedeutende natürliche Verkehrswege treffen hier zusammen, und die Eisenbahnen Frankreichs sind so angelegt, daß Paris der vermittelnde Knotenpunkt für alle ist. In acht Bahnhöfen sammeln sich die in die Hauptstadt einmündenden Bahnen.

Paris liegt zwischen den Zusammenflüssen der Marne und der Oise mit der Seine, welche hier in einen Bogen von Osten nach Westen fließt und die Stadt in zwei Theile theilt. Der nördliche Theil ist der größere, 21 Brücken vermitteln den Verkehr mit dem kleineren südlichen Theile. Die Gestalt der Stadt läßt sich mit einem auf der rechten Seite ein wenig eingedrückten Oval vergleichen, dessen längster Durchmesser $1\frac{1}{2}$ Meilen beträgt. Die Einwohnerzahl ist etwa 2 Millionen in mehr als 90000 Häusern, der Flächeninhalt, den das Stadtgebiet einnimmt, beträgt $1\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, ihr Umfang $4\frac{1}{2}$ Meilen.

Die nächste Umgebung der Riesenstadt hat in einer Entfernung von nur einer halben Meile außerhalb des Reichbildes wiederum 40 Ortschaften aufzuweisen, darunter die größte St. Denis mit 26000 Einwohnern. Darüber hinaus in der Entfernung von nur $1\frac{1}{2}$ Meilen liegen Versailles mit 44000, St. Germain mit 17000, Argenteuil mit 8000 Einwohnern, und die ganze Umgegend von Paris auf 6 Meilen im Umkreise ist mit stark bewohnten Orten, Schlössern, Landhäusern und Gärten wie besäet.

Seit dem Jahre 1841 ist Paris zu einer Festung umgewandelt, hauptsächlich auf Anregung des damaligen Ministerpräsidenten Thiers, unter der Regierung des Königs Louis Philippe. Die Umwallung von Paris besteht aus einer befestigten Ringmauer (*Enceinte*), welche aus einer Militärstraße, Wall, Graben und *Glacis* gebildet ist, 85 Bastionen daran sind bestimmt, das Vorterrain und den 35 Schritt breiten Wassergraben zu bestreichen, 66 Thore durchbrechen den Befestigungswall.

Außerhalb der Festungsmauer, bis zu einer Entfernung von einer halben Meile liegen 15 vorgeschobene Forts, die theilweise durch Verschanzungen mit einander verbunden sind. Der Hauptpunkt dieser äußern Befestigungen ist das nördlich vom Montmartre liegende St. Denis. Diese Stadt ist von drei Forts umgeben, nordwestlich liegt das Fort de la Briche, nördlich die Double couronne du Nord und südöstlich das Fort de l'Est. Diese drei Werke unterhalten durch einen Wall nebst Graben Verbindung untereinander, und da das Ganze noch durch eine künstliche Ueberschwemmung gedeckt wird, so kann man St. Denis als selbständige Festung betrachten. Südöstlich, vom Fort de l'Est 4400 Schritte entfernt, liegt das Fort d'Aubervilliers. Zwischen beiden geht die Eisenbahn nach Soissons hindurch, und dahinter läuft der Kanal von St. Denis. Die aus diesem ausgehobene Erde bildet vor dem Kanal eine Brustwehr, welche durch drei Redouten verstärkt ist. Weiter hin liegt 4200 Schritt entfernt auf der Höhe das Fort de Romainville, dann folgen durch eine gepflasterte Straße verbunden Fort de Noisy, Fort de Rosny und Fort de Nogent, alle etwas über 3000 Schritt von einander entfernt. Bei dem Fort de Nogent fällt das Terrain steil nach der darunter fließenden Marne ab. Dieser 100 Schritt breite Fluß bildet nun einen weiteren natürlichen Vertheidigungsabschnitt, der an der Landenge von St. Maur, da wo der Fluß überbrückt ist, durch eine 2800 Schritt lange Verschanzung, aus Brustwehr und Graben bestehend und durch 2 Redouten flankirt, noch besonders befestigt ist. Alle die eben genannten Festungswerke schließen fast halbkreisförmig das befestigte Schloß von Vincennes ein, in welchem sich das Hauptarsenal von Paris befindet und dessen großer Artillerieschießplatz südlich bis an die Marne reicht.

Jenseit des Flusses in dem Winkel, der durch die Vereinigung der Seine und Marne gebildet wird, liegt das Fort de Charenton, und mit demselben schließt die nordöstliche Verteidigungslinie. Dieselbe ist noch dadurch besonders stark, daß der umschlossene Raum sich zu einem verschanzten Lager eignet, in welchem mit Leichtigkeit 200000 Mann kampiren können.

Gegenüber dem Fort de Charenton, 4000 Schritt entfernt auf dem linken Seineufer liegt etwas erhöht das Fort d'Ivry. In fast grader Linie von Osten nach Westen folgen nun in fast gleichen Abständen von etwa 3000 Schritt die Forts de Bicêtre, de Montrouge, de Vanves und d'Issy. Zwischen denselben gehen die Eisenbahnen nach Limours und nach Versailles hindurch.

Die westliche Linie ist von Natur besonders stark, da die Seine bei Meudon und Sèvres in nördlicher und nordöstlicher Richtung sich nach St. Denis wendet. Zwischen dem Strome und der Stadt liegt das berühmte Bois de Boulogne. Fünf Brücken führen über die Seine. Auf dieser westlichen Seite liegt nur ein einziges Fort, aber das größte und stärkste von allen, die Forteresse de Mont Valérien, das von seiner 415 Fuß hohen Lage aus die ganze Gegend beherrscht. Eine gepflasterte Straße verbindet den Mont Valérien vermittelst der Brücke von Suresnes mit dem Bois de Boulogne. Seine Entfernung von dem nächstliegenden Fort bei St. Denis beträgt in grader Linie 16500 Schritt, also beinahe $1\frac{3}{4}$ Meilen und vom Fort d'Issy 10000 Schritt oder 1 Meile, und es ist ersichtlich, daß das Befestigungssystem hier eine große Lücke zeigt. Es wurde deshalb im August und Anfang September 1870 noch das Fort von Montretout gebaut, unmittelbar über dem Bahnhofe von St. Cloud.

Hiermit ist die Reihe der Befestigungen geschlossen. Die größte Entfernung von Westen nach Osten ist die vom Mont Valérien zum Fort de Nogent, sie beträgt 27000 Schritt oder $2\frac{3}{4}$ Meilen, von Norden nach Süden besteht die größte Entfernung zwischen St. Denis und Fort de Bicêtre, 20000 Schritt oder 2 Meilen. Die Umfassungslinie, welche entstehen würde, wenn man sich alle Außenwerke untereinander verbunden denkt, beträgt $7\frac{1}{2}$ Meilen. Bombenfeste Pulver=

magazine sind überall vorhanden, sämtliche Forts sind unter sich und mit Paris durch den Telegrafen verbunden.

Ähnliche Befestigungen zeigt uns keine Zeit der Geschichte, und wenn in märchenhafter Vorzeit das gewaltige Babel mit seinen mächtigen Wällen und Thürmen auch vielleicht einen gleich großen Raum bedeckte, wie heute die Festung Paris, so wurde damals doch nicht der Kampf mit den furchtbaren Feuerwaffen geführt, welche jetzt von den Wällen aus auf weite Entfernungen Tod und Vernichtung unter den anstürmenden Feind schleudern.

Bei der Vertheidigung von Paris traf nun aber eine der wichtigsten Voraussetzungen, von welcher man bei der Anlage der Befestigungen ausgegangen war, nicht zu — es fehlte eine größere reguläre Feldarmee, sowohl innerhalb der Festungswerke, als auch im freien Felde. Die Vertheidiger konnten weder größere reguläre Truppenmassen zwischen die Wälle und die Forts stellen, um von da aus die Angreifer ernstlich zu beunruhigen, noch konnten sie auf eine Entsetzung durch eine von außen heranrückende Feldarmee rechnen. Träfen jene Voraussetzungen zu, so würden die deutschen Heere genöthigt gewesen sein, vor allem die starke Nordost- und Ostseite ins Auge zu fassen, weil sie sonst beim Vordringen nach dem Süden und Westen der Stadt sich der Gefahr ausgesetzt hätten, von ihrer Rückzugs- und Verpflegungslinie abgeschnitten zu werden. An eine Einschließung der ungeheuern Stadt hätte dann nicht gedacht werden können, weil die deutschen Heere bei der Gefahr feindlicher Ueberfälle sich nicht so weit hätten ausbreiten dürfen. Ebenso wenig würde es möglich gewesen sein, die Angriffspunkte von vorn herein auf der ganzen Ausdehnung der Forts frei zu wählen. Unter den obwaltenden Umständen dagegen konnte die deutsche Heeresleitung ganz nach eigenem freien Ermessen die Art und Weise der Belagerung bestimmen, die Vertheidiger waren nur auf die Abwehr beschränkt.

Anfangs glaubte man auch, daß bei der geringen Zahl von etwa 60000 Mann regulärer Truppen, welche sich in Paris befanden, die eiligst zusammen gerafften und nothdürftig geschulten Mobilgarden nicht im Stande sein würden, die Vertheidigung der ausgedehnten Werke überhaupt nur einmal zu übernehmen, und in der That hatten

diese Truppen nicht grade das Aussehen, als ob sie besonders viel leisten würden. Nur der kleinere Theil der Mobilgarde und der Nationalgarde, welche letztere aus der arbeitenden Bevölkerung von Paris gebildet wurde, war in Uniform, die meisten waren in Zivillleidung, hatten sich in ihre Sonntagstracht gesteckt und trugen nicht einmal die Soldatenmütze. Die Mobilgarden, welche aus der Provinz nach der Hauptstadt gekommen waren, hatten vielfach eine höchst bunte, selbst ersonnene Fantasieuniform angelegt. Die Bewaffnung bestand meistens aus dem Chassepotgewehre, das von England her gegen alle Gesetze des Völkerrechtes in großen Massen geliefert war, doch fand man auch alle erdenklichen anderen Arten von Handfeuerwaffen vertreten. Die Disziplin war nicht eine musterhafte unter diesen bunten Truppen, denn noch kurz vor der Einschließung der Hauptstadt durch die deutschen Heere kehrten 6000 Mann Mobilgarden nach der Provinz zurück, da sie keine Lust, den Krieg „im Ernst“ mitzumachen.

Nachdem die Franzosen nun vergeblich versucht hatten, den Marsch der deutschen Heere durch Zerstörung der Brücken, durch Versperrung der Wege u. dergl. aufzuhalten, versielen sie auf den wahnsinnigen Gedanken, alle Wälder im Umkreise von Paris zu zerstören, alle Häuser und Ortschaften zu verbrennen und zu vernichten und auf diese Weise eine Einöde um die Hauptstadt herum zu schaffen, in welcher der Feind nirgends Deckung fände. In der That wurden diese entsetzlichen Verwüstungen, so weit die Zeit bis zum Anrücken der Deutschen es gestattete, auch ausgeführt, aber der geringe Nachtheil, der den deutschen Heeren dadurch bereitet wurde, stand in keinem Verhältnisse zu dem ungeheuern Schaden, den die Franzosen sich selbst für alle Zeiten dadurch zufügten.

Seit dem 19. September war die Zernirung der französischen Hauptstadt eine vollständige, die behufs Ausführung der Zernirung nothwendigen Vormärsche wurden im allgemeinen ohne Störung vollzogen, nur im Süden fand das bereits erwähnte Gefecht auf den Höhen von Sceaux statt. Eine neu aufgeworfene Schanze zwischen den Forts von Charenton und Bicêtre wurde dabei erstürmt, da sie

jedoch von den Kanonen der beiden genannten Forts beherrscht wurde, so nahm man Abstand von ihrer dauernden Besetzung.

Die Ausdehnung der deutschen Zernirungslinie war nun eine ganz kolossale. Wir bemerkten schon, daß eine Verbindungslinie der Forts die Länge von über 7 Meilen haben würde. Nun mußten aber die deutschen Vorposten außerhalb der Tragweite der Festungsgeschütze aufgestellt werden, dadurch wurde die zu besetzende Linie auf 10 Meilen erweitert. Aber die volle Ausdehnung der Aufstellung wurde auch dadurch noch nicht bezeichnet. Diejenigen Truppenmassen, welche bestimmt waren, den Ausfällen, welche etwa erfolgten, zu begegnen, mußten, schon um volle Freiheit ihrer Bewegungen nach allen bedrohten Punkten hin zu gewinnen, an noch weiter rückwärts gelegenen Orten ihre Aufstellung nehmen, wodurch sich der Zernirungsgürtel auf eine Ausdehnung von mindestens 12 deutschen Meilen erweiterte. Bei Metz betrug diese äußere Zernirungslinie nur $5\frac{1}{2}$ Meilen. Bei der Zernirung von Paris kam außerdem noch in Betracht, daß die vielfach gewundenen Wasserläufe der Seine und Marne so wie der vielen Kanäle eine scharf abgegrenzte Theilung in der Aufstellung der Hauptmassen bedingen und deren gegenseitige Unterstützung erschweren mußten. So war denn in Anbetracht aller dieser Umstände fast eine halbe Million Krieger erforderlich, um die Weltstadt Paris vollständig einzuschließen.

Versailles', der Vergnügungs- und Residenzort der französischen Könige, besonders des berühmten Ludwig XIV., der sich an Deutschland so schwer und so vielfach versündigt hatte, wurde am 19. September von den deutschen Truppen besetzt. In dem stolzen Schlosse Ludwig's XIV. wurde ein deutsches Lazareth etablirt, die schönsten Säle desselben blieben für feierliche Gelegenheit reservirt. König Wilhelm von Preußen hatte sein Hauptquartier zuerst in dem Schloß Ferrières, welches dem reichen Rothschild gehörte, aufgeschlagen, später verlegte er dasselbe nach Versailles, eben dahin wurde auch das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen, des Führers der III. Armee, verlegt. Die Zernirung im Süden und Westen wurde durch die III. Armee, im Norden und Osten durch die IV. Armee unter dem Kron-

prinzen von Sachsen ausgeführt. Das Hauptquartier des letztern war in Grand-Tremblay.

Während nun die Stadt Paris auf allen Seiten von den deutschen Truppen eingeschlossen wurde, versuchten die Mitglieder der provisorischen Regierung, und besonders Trochu, der Gouverneur von Paris, alles mögliche, um den Muth der Pariser anzufachen, und die meisten Tagesblätter liehen dazu bereitwillig ihre Unterstützung. Die Mittel waren stets dieselben: überall zuerst und in vorderster Reihe die Prahlerei. Trochu versichert den verzagten Mobilgarden, die von 300000 Gewehrläufen vertheidigte Enceinte der Stadt sei völlig unangreifbar, der Constitutionnel berechnet die Zahl der Vertheidiger sogar auf 410000 Mann und sagt: „Der Feind hat es selbst bekannt, daß unsre Forts uneinnehmbar sind, der Feind kann in Paris nur einrücken durch List oder Verrath.“ Das Siècle sagt: „Frankreich unterhandelt keinen Frieden, und wenn es unterhandelte, so könnte dies nur erst nach dem Widerstande von Paris und auf folgender Basis geschehen: Wir treten keinen Zollbreit von unserm Gebiete und keinen Stein von unsern Festungen ab! Wer von Uebergabe redete, wäre zugleich ein Feigling und ein Verräther. Und nun laßt uns nur Einen Ruf erheben: „Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!“ — In einer andern Nummer zählt dieses Blatt die Hammel, Ochsen, Dutzend Eier u. s. w. auf und sucht zu beweisen, daß Paris auf 2 Monate zu leben hat. Innerhalb dieser beiden Monate müsse aber jedenfalls ein Entsatzheer von außen kommen. Woher? sagt das Siècle freilich nicht. Ganz besonders großes Vertrauen setzte man auf die Luftballons, welche Nadar, der Hauptmann der Luftschiffer, vom Montmartre aus steigen ließ. Die Luftballons sollten die Stellungen des Feindes rekognosziren, sie sollten ihn mit Bomben bewerfen und aus Frankreich vertreiben, und sollten schließlich auch noch Mainz und Koblenz und Köln erobern.

Also in Paris herrschte immer noch die alte Selbsttäuschung, in der die Franzosen zu allen Zeiten so groß waren. Niemand wollte den furchtbaren Ernst der Lage einsehen, niemand wollte bekennen, daß das unüberwindliche Frankreich völlig besiegt sei.

Die provisorische Regierung hielt es denn aber doch für gerathen,

einen Abgesandten in das deutsche Hauptquartier zu entsenden, um überhaupt einmal die Bedingungen, welche man von deutscher Seite für die Beendigung des Krieges stellte, kennen zu lernen. Jules Favre erschien am 19. September in Ferrières und hatte an diesem und dem folgenden Tage einige Besprechungen mit dem Bundeskanzler Grafen Bismarck. Jules Favre erklärte, die provisorische Regierung wünsche eine Versammlung von Abgeordneten des ganzen Landes einzuberufen, damit dieselbe darüber verhandle, welche Form der Regierung fortan nach dem Willen der Nation in Frankreich gehandhabt werden solle, und welche Friedensbedingungen angenommen werden könnten.

Graf Bismarck erklärte sich bereit, einen Waffenstillstand zu gewähren, und in den von den deutschen Truppen besetzten Theilen Frankreich die Vornahme der Wahl zu gestatten. Er verlangte dagegen, daß die Festungen Straßburg, Toul und Verdun sofort an die deutschen Heere übergeben würden, damit die Eisenbahnen von Deutschland nach Paris frei würden und eine ungehinderte Verpflegung der deutschen Heere ermöglicht sei.

Jules Favre kehrte nach Paris zurück, berieth sich mit seinen Kollegen, und sie kamen zu dem Entschlusse, dem Bundeskanzler zu erklären, daß die Bedingungen, welche er für die Gewährung eines Waffenstillstandes stelle, in ihrer „alles Maß des Billigen übersteigenden Höhe“ von Frankreich nicht angenommen werden könnten.

Am 23. September wurden diese billigen Bedingungen von der provisorischen Regierung verworfen, und schon am 24. September kapitulirte Toul nach einer starken Beschießung, und am 27. September ergab sich Straßburg. Diese Thatfachen waren der beste Beweis, daß die Forderungen des Bundeskanzlers höchst maßvoll waren.

Durch die Kapitulation von Toul fielen 197 Geschütze und 3000 Gewehre, so wie Munition und Vorräthe in deutsche Hände, auch wurden 2349 Mann zu Gefangenen gemacht.

Da die provisorische Regierung also entschlossen war, den Krieg fortzusetzen, und die in der That lächerliche Hoffnung hegte, die siegreichen, vortrefflich ausgerüsteten und geschulten deutschen Heere mit ihren zusammen getriebenen Mobilgarden wieder aus Frankreich zu

verjagen, so ging ein Theil der Mitglieder der provisorischen Regierung nach Tours. Präsident dieser Delegation war Crémieux, der Justizminister. Die übrigen Mitglieder blieben in Paris.

Von Tours aus erließ die Delegation sofort eine Proklamazion an die Franzosen, welche folgenden Inhalt hatte:

„Jules Favre wollte Bismarck sehen, um die Absichten des Feindes kennen zu lernen. Wir wissen nun, was Preußen beabsichtigt: es will den Krieg fortsetzen, Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken, es will Elsaß und Lothringen um Metz herum kraft des Eroberungsrechtes. Für die Gewährung eines Waffenstillstandes begehrt Preußen die Uebergabe von Straßburg, Toul und Mont Valérien.“ (Diese Forderung wurde bekanntlich nicht gestellt). „Paris wird sich aber eher unter seinen Mauern begraben lassen! Solchen Forderungen kann nur durch Fortsetzung des Kampfes geantwortet werden. So nimmt denn Frankreich den Kampf auf und rechnet auf seine Kinder!“ —

So war Frankreich nun, nachdem die kaiserliche Regierung beseitigt war, in die Hände dieser Republikaner gekommen, von denen die Mehrzahl viel weniger an das Heil ihres Vaterlandes, als vielmehr an die Befriedigung ihres persönlichen Ehrgeizes dachte. Mit der Fortsetzung des Krieges war Frankreichs Unglück und sein Ruin besiegelt, die Folge hat bestätigt, daß von den Mitgliedern der provisorischen Regierung niemand im Stande war, Herr der Situation zu werden, immer wilder wühlte sich der Strom der Leidenschaften auf und trieb das Statschiff Frankreichs dem Abgrunde eines formlosen Chaos und der Tirannisirung durch den niedrigsten Pöbel entgegen.

Von den Truppen des Generals Vinoy, welche durch die Armee des Kronprinzen von Preußen auf den Höhen von Ocaux geschlagen wurden, waren einzelne Regimenter in wilder Flucht nach Paris zurückgekehrt. Dort hatten die Mobilgarden ihnen die Worte: „Feiglinge! Elende!“ entgegen gerufen, und darüber war es zu einem Handgemenge in Paris gekommen. Von den deutschen Stellungen aus hatte man in den Straßen von Paris Gewehrfeuer und Kanonenschüsse beobachtet, und diese Wahrnehmungen waren durch die Zeitungen bekannt geworden. Darauf schickte Gambetta durch einen Lust-

ballon ein Schreiben an Crémieux nach Tours, welches lautete: „Paris ist zu einem heroischen Widerstande bereit. Alle Bürger, die der extremen Parteien wie die der ehemaligen Reaktion sind einig, um die Regierung mit Nachdruck zu unterstützen. Wenn Sie durch preussische Depeschen erfahren, daß Unruhen in Paris ausgebrochen wären, so glauben Sie es nicht. Erklären Sie es energisch für unwahr. Wir haben unermessliche Streitkräfte an mobiler Nationalgarde und an Linientruppen mit aller nöthigen Verproviantirung und Munition. Wir können uns den ganzen Winter hindurch halten. Möge Frankreich eine heroische Anstrengung machen!“

Von dem Erfolge dieser „heroischen Anstrengung“ schien die provisorische Regierung aber selbst nicht sehr erbaut zu sein, denn es wurde nun der ehemalige Ministerpräsident, der alte Thiers, ausgeschickt, um an den europäischen Höfen um Hülfe für Frankreich zu betteln. Doch waren seine Bemühungen überall vergeblich. Einige Großmächte hätten wohl nicht übel Lust gehabt, Deutschland um die Früchte seiner blutigen Siege zu betrügen, doch wagte niemand, gegen die Truppen des Königs Wilhelm als Feind aufzutreten.

Vor Paris entwickelte sich nun dasselbe Schauspiel wie vor Metz, das deutsche Oberkommando war der Ansicht, daß ein Bombardement der Stadt und der Außenwerke und danach ein Sturm sehr große Opfer auf deutscher Seite kosten würde, und da man anfangs vermuthete, Paris sei nicht sehr reichlich mit Proviant versehen, so beschloß man, die Stadt eng zu umschließen und sie auszuhungern. Das konnte man um so eher thun, als die vielen in unmittelbarer Nähe von Paris liegenden Ortschaften den deutschen Truppen die Möglichkeit gewährten, die Zeit, in welcher sie nicht Dienst hatten, unter Dach und Fach hinzubringen, und gegen den herannahenden Winter nach Möglichkeit sich zu schützen. Auf allen Seiten rings um Paris herum wurden nun Befestigungen aufgeführt, es wurden Schützengräben gezogen, Batterien gebaut, Observatorien eingerichtet, an besonders wichtigen Orten wurden auch leichte Feldschanzen aufgeworfen.

Schon vom 20. September ab war Paris von aller Welt abgeschnitten. Vier Telegraphenleitungen, welche theils im Bett der

Seine, theils unter der Erde lagen, wurden von den deutschen Truppen aufgefunden und zerstört, ein spärlicher Verkehr zwischen Tours und Paris wurde unterhalten durch Brieftauben und durch die Luftballons, welche vom Montmartre aufstiegen.

Die Belagerten bedienten sich ihrer schweren Schiffskanonen, welche in den Forts aufgestellt waren, zu jeder Zeit des Tages und des Nachts, um ihre kostbare Munizion durch Schüsse auf kleine Abtheilungen, sogar auf einzelne Posten auf das sinnloseste zu verschwenden. Oftmals wurden ganze Salven der schwersten Granaten auf Stellen abgegeben, an welchen gar keine deutschen Truppen standen.

Die Regierung in Tours verbreitete über ganz Frankreich die schauerlichsten Berichte über die Greuelthaten, welche die Preußen angeblich überall begehen sollten, wohin sie kämen. „Nichts wird von ihnen gesont, jedes Dorf, jede Stadt wird von ihnen geplündert, die Einwohner, sogar Greise, Frauen und Kinder werden alle massakrirt und sodann der Ort niedergebrannt.“ Auch die überschwänglichsten Siegesberichte wurden verbreitet, und einmal wurde sogar in einer Siegesdepesche gesagt, bei Clamart seien 40000 Preußen von den Franzosen überfallen, und von den 40 Tausenden seien 12 Tausend getödtet und 30 Tausend gefangen genommen. Seine Höhe erreichte dieser Siegeschwindel, als der ehemalige Advokat Gambetta, der Hauptfchreier unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung, im Luftballon die Reise von Paris nach Tours gemacht hatte und nun die lächerlichsten Nachrichten über preußische Niederlagen Stoß auf Stoß mit vollen Backen in die Welt hineinblies. Am 7. Oktober war er in den Luftballon gestiegen, der ihn in der Nähe von Montdidier etwas unsanft in die Zweige eines Baumes niederlegte. Am 8. Oktober kam er glücklich in Tours an und übernahm nun sofort die Zügel der Regierung, die er als Diktator mit tyrannischer Gewalt führte. Er vereinigte schließlich in seinen Händen die Ministerien des Aeußern, des Innern und des Krieges, und trieb in tollster Hekerei die friedlichen, kriegsuntüchtigen und unerfahrenen Bürger Frankreichs in großen Scharen zur Schlachtbank, verschwendete den Reichtum Frankreichs mit vollen Händen und verschuchte

durch seine Brutalität von seiner Seite alle besseren Elemente, die sich etwa noch eingefunden hatten, um dem bedrängten Frankreich beizustehen.

Durch ein Dekret der Regierung in Tours vom 30. September wurde den Präfekten aller Provinzen die Organisation der Mobilgarde in großartigstem Maßstabe anbefohlen. Alle Männer von 21 bis 40 Jahren mußten in die Mobilgarde eintreten, ihre Offiziere konnten sie sich selbst wählen, in großen Lagern wurden sie gesammelt und zum Kriegsdienste ausgebildet. Auch Truppen von Freischützen wurden gebildet, die in den abenteuerlichsten Kostümen sich hinter Hecken und Mauern verkrochen und von einem sichern Schlupfwinkel aus einzelne deutsche Offiziere und Soldaten, die als Kuriere oder Vorposten sich von dem Gros ihrer Truppen entfernt hatten, meuchlings niederzuschießen.

Frankreich wurde auf diese Weise das Eldorado aller Banditen, aller Nichtsthuer, aller unbrauchbaren Subjekte aus allen Ländern der Welt, und alsbald strömten diese Leute auch von allen Seiten nach Frankreich, um, wie sie sagten, „für die Republik zu kämpfen und zu sterben,“ in Wahrheit aber, um sich auf einem Tummelplatze ganz nach Belieben zu bewegen, wo das Wort Gesetz ein unbekannter Begriff war.

Die Elite dieser saubern Gesellschaft sammelte sich um einen Mann, der in frühern Jahren seine Thätigkeit edleren Zwecken gewidmet hatte. Aus Italien kam nach Frankreich Giuseppe Garibaldi, er wurde mit Jubel empfangen und dem tapfern General Werder gegenüber gestellt. Das zusammen gelaufene Gefindel, welches unter seinem Kommando stand, wurde sehr hochtönend „Armee der Vogesen“ genannt, und hat während der kurzen Zeit, wo es auf dem Kriegsschauplatze in Thätigkeit war, durch Banditenstücke aller Art sich hervorgethan. Schließlich spotteten die Franzosen selber über den alten närrisch gewordenen Garibaldi, der einen Tag um den andern eine große Siegesdepeſche verfaßte. In der Legion des Garibaldi gab es Italiener, Spanier, Polen, Franzosen.

Ein lebendiges Bild der französischen Mobilgarde giebt aus eigener Anschauung ein englischer Berichterstatter, der selber Offizier

war. Er sagt: „Der Anblick dieser Leute stimmt mich traurig, wenn ich bedenke, daß Frankreich in wahnsinniger Verblendung glaubt, mit ihnen den Feind von seiner Scholle treiben zu können. Man nehme den ärgsten unter den Strolchen Londons, lasse ihn gründlich schwitzen und rolle ihn in diesem Zustande gehörig durch den Staub. Alsdann ziehe man ihm eine am Ermel mit ein wenig Roth ausgeschlagene Blouse an, gebe ihm ein Gewehr, mit dem er nicht umzugehen versteht, ein Bajonett, von dessen Gebrauch er keine Ahnung hat, und Munition, die er nicht in seine Flinte zu laden weiß, lasse ihn ein- oder zweimal des Tages in Parade vorbeimarschiren, störe ihn sonst aber so wenig als möglich. Man gebe ihm ferner zu Vorgesetzten Offiziere, die nie gedient haben, die nicht kommandiren können und die der Mann gründlich verachtet. Wenn er keinen Dienst hat, das heißt also während $\frac{11}{12}$ seiner ganzen Zeit, so predige man ihm unaufhörlich von der Massenerhebung und bringe ihm den Glauben bei, daß er und seine Gefellen bestimmt sind, den Kriegsrühm Frankreichs wieder herzustellen. Und wenn man alles dies gethan, das bißchen Fleiß, das der Mann noch besaß, aus ihm herausgetrieben und ihn zum faulen Stadtbummler gemacht hat, so hat man ein ziemlich erträgliches Muster von dem Material hergestellt, aus welchem heute die französische Mobilgarde besteht.“ —

Mit solchen Kräften das beste Heer Europa's zu besiegen, unter der Anführung eines halb wahnsinnigen Advokaten, das war die Aufgabe, welche Frankreich sich jetzt stellte. Wir werden sehen, welche Folgen dieses Unternehmen hatte, und wollen jetzt erst die Ereignisse verfolgen, welche bei der Beroirung von Paris stattfanden.

Am 30. September versuchten die Franzosen einen Angriff auf die Stellung des 6. Armeekorps zu unternehmen, als die schlesischen Regimenter jedoch aus den Schützengräben Salven gaben und darauf mit dem Bajonett angriffen, leisteten die Franzosen nur kurze Zeit Widerstand, dann gingen sie in wilder Flucht hinter die Forts zurück, ihr Verlust betrug 1200 Mann, unter den Todten befand sich ein General.

In den letzten Tagen des Septembers wurden die deutschen Vorposten bis gegen St. Cloud vorgeschoben. Die kleine Besatzung des Schlosses, welche nur aus Freischützen bestand, zog sich sofort

zurück, als eine preussische Patrouille von 10 Mann herankam, und deutscherseits wurde das Schloß und der schöne große Park von der Zeit an mit einigen Posten besetzt gehalten. Von militärischer Wichtigkeit war der Punkt nicht, doch hatte man von dort aus eine gute Uebersicht über die nächstliegenden französischen Werke.

So waren denn die deutschen Truppen an diejenige Stelle gelangt, von welcher der Kaiser der Franzosen die Kriegserklärung hatte ausgehen lassen. Das Innere des Schlosses stand noch fast ganz so, wie die kaiserliche Familie es verlassen hatte. Auf einem Tische lagen die Kriegskarten und kolorirte Abbildungen der verschiedenen preussischen Truppentheile. Von den herrlichen Kunstschätzen des Schlosses war nichts entfernt worden, und vom deutschen Oberkommando wurde deshalb der Befehl gegeben, mit der größten Schonung vorzugehen und jede Beschädigung zu vermeiden. Doch was die Deutschen erhalten wollten, das zerstörten die Soldaten der französischen Republik in der brutalsten Weise. Am 13. Oktober wurde vom Mont Valérien aus das schöne Schloß bombardirt, gerieth in Brand und wurde völlig vernichtet, nur mit Mühe konnten die schlesischen Jäger einen Theil der Kunstgegenstände retten, und es war ein eigenthümliches Spiel des Schicksals, daß der Ort, von welchem aus die französische Kriegserklärung erfolgte, von französischen Geschossen zerstört wurde. Auch das schöne Schloß Meudon, und das liebliche Malmaison, einst das Besitzthum der Kaiserin Josefine, Gemahlin des ersten Napoleons, wurden ohne irgend einen haltbaren Grund von den Pariser Geschützen vernichtet.

Zu diesem Vandalismus paßte vortrefflich das Banditentwesen, welches sich in den ersten Wochen der Zernirung immer blutiger entwickelte. Es verging fast kein Tag, wo nicht kleinere oder größere Züge von verdächtigem Gesindel oder von aufgelösten Trupps, die sich mit den Waffen umhertrieben und die deutschen Vorposten zu überfallen und zu ermorden suchten, bei dem Oberkommando eingebracht wurden. In der Dunkelheit der Nacht suchten sie sich heranzuschleichen, wurden jedoch von den deutschen Vorposten meist aufgegriffen, und dann war eine Kugel ihr sicherer Lohn. In Folge

der strengen Maßnahmen verminderten sich diese Mordelust bald.

Am 13. Oktober machten zehn Bataillone Mobilgarde und Linientruppen einen Ausfall gegen die Stellungen des 2. bayerischen Korps. Die Bayern wiesen denselben mit Leichtigkeit zurück, bei einem eigenen Verlust von nur 19 Mann.

Am 16. Oktober kapitulierte die Festung Soissons, es wurden dabei 4732 Gefangene gemacht.

Um die Mittagszeit des 21. Oktobers unternahmen die Franzosen in der Stärke von etwa 15000 Mann mit zahlreicher Feldartillerie einen Ausfall in der nordwestlichen Richtung vom Mont Valérien aus. Der feindliche Vorstoß richtete sich namentlich gegen Vouivval. Se. Majestät der König beobachtete den Verlauf des Kampfes, in den auch Gardelandwehr eingriff, von dem Marly-Biadukte aus. Mit Verlust von mehreren Hundert Gefangenen und 2 Feldgeschützen wurde der Feind sehr bald zurückgeworfen.

Am 24. Oktober kapitulierte die Festung Schlestadt im Elsaß, 2500 Gefangene wurden gemacht.

Interessante Aufschlüsse über die Verhältnisse in Paris erhielt man durch die Gefangenen, welche am 21. Oktober bei Vouivval gemacht wurden. Von ihnen wurden 118 Mann und 2 Offiziere am Vormittage des 22. Oktobers nach Versailles gebracht. Vertreten waren in ihnen die Zuvaven und andre Infanterieregimenter der regulären Armee, Mobilgarden und die „Franc-tireurs de Paris“, letztere in schwarzer Uniform. Die Linientruppen zeigten durch die große Mannigfaltigkeit der Regimentsnummern auf ihren Mützen, daß sie den für die Vertheidigung besonders formirten Marschbataillonen entnommen waren. Die Mobilgarden hatten dieselbe Uniform wie die Linienoldaten, auf ihrer Kopfbedeckung trugen sie die Nummer ihres Bataillons mit einem römischen M.

Von den Einwohnern der Stadt Versailles hatten sich auf den Straßen, die der Zug passiren sollte, größere Volksmassen, namentlich Frauen eingefunden. Der erste Eindruck, den die Gefangenenskolonne hervorbrachte, war offenbar ein peinlicher. Düsteres Schweigen empfing die Soldaten, welche zwischen der preussischen Eskorte frei

einhergingen. Erst als die Gefangenen selbst zu erkennen gaben, daß sie mit ihrem Lose nicht unzufrieden seien, wurde es unter diesen lebendiger. Mehrfach kam es zu scherzhaften Auftritten, an andern Stellen jedoch stimmte der Anblick das einheimische Publikum zu tieferem Ernst. Hier und da wurden kleine Geldstücke an die Gefangenen vertheilt.

Als Quartier war den Gefangenen die geräumige Reithahn auf der Avenue de Sceaux angewiesen. In der Art, wie die Leute mit einander verkehrten, konnte man sehr genau beobachten, daß die verschiedenen Truppengattungen durch einen scharfen Klassengeist von einander geschieden wurden. Die Mobilgarden, unter denen sich einige junge Leute von feinerer Bildung und Gesittung hervorthaten, sprachen mit Verachtung von den Franc tireurs. Diese, durchweg Arbeiter, welche keine Beschäftigung mehr gefunden hatten und deren Aussehen nicht auf gute Verpflegung in Paris schließen ließ, gaben sich mit prahlerischen Reden den Anschein, als ob bei ihnen erst die Bewaffnung des französischen Volkes beginne. Die regulären Soldaten endlich, von denen nur einige, besonders die vom Zuavenkorps, eine wirklich militärische Haltung zeigten, spöttelten über die Mobilgarden.

Uebereinstimmend war in den Aussagen der Gefangenen, daß der Mangel an Fleisch in Paris mit jedem Tage fühlbarer würde. Die Truppen in den Forts, welche man am reichlichsten verproviantirte, erhielten nur zweimal wöchentlich Fleischportionen, und zwar jedesmal ein halbes Pfund. —

Als am 28. Oktober durch das deutsche Oberkommando die Kapitulation von Metz verkündet wurde, lachten die Einwohner von Versailles anfangs über diese Nachricht. Noch einen Tag zuvor hatte ein großes französisches Blatt erklärt, es sei eine Unmöglichkeit, daß ein Marschall von Frankreich sich an der Spitze von 100000 Mann ergeben könne. Als diese Unmöglichkeit nun aber doch eingetreten war und als auch französische Nachrichten die Kapitulation bestätigten, da überfiel alle eine gewaltige Bestürzung, und ohne wieder an die 70tägige Belagerung und an die zahlreichen Schlachten und Gefechte zu denken, welche Bazaine geliefert, erklärten alle aus einem Munde, der Marschall sei ein Verräther, der die Festung dem Feinde über-

liefert habe. Wir haben die schlagende Antwort des Marschalls auf diese Beschuldigungen bereits angeführt.

In Paris hatte um diese Zeit die Regierung bereits alle Vorräthe an Lebensmitteln mit Beschlag belegt und für die ärmeren Volksklassen öffentliche Küchen eingerichtet, in denen jeder Bedürftige auf Vorzeigen einer Karte seine Portion erhielt. Die Preise der Lebensmittel waren bereits sehr hoch gestiegen, ein Pfund Butter kostete 6—8 Thaler, ein Pfund Schinken 3 Thaler, Zucker 5 Thaler. Fleisch wurde nur von der Regierung vertheilt, mit Ausnahme des Geflügels, ein Huhn kostete 3 Thaler, eine Gans 5 Thaler. Rindfleisch und Hammelfleisch war bereits sehr selten, die Hälfte sämmtlicher Pferde war auch schon aufgeessen.

Gegen Ende Oktober fand im Norden der belagerten Stadt wieder ein blutiger Kampf statt, in welchem die Deutschen diesmal der angreifende Theil waren. Das Dorf Le Bourget war Vorpостstellung der preussischen Garde. Am 29. Oktober eröffnete der Feind von den Werken bei St. Denis aus ein heftiges Bombardement, und um unnöthige Verluste zu vermeiden, wurden die Vorpостen der Garde ein wenig zurückgezogen. Sofort aber besetzten die Franzosen das Dorf und fingen an, eiligst Erdwerke aufzuwerfen. Sie zeigten dadurch, daß sie die Stellung zu halten und sich auf diese Weise der nördlichen BERNIRUNGSLINIE mehr zu nähern die Absicht hatten, und das konnte von deutscher Seite nicht geduldet werden. Am 29. Oktober Abends erhielt deßhalb die 2. Garde-Infanterie-Division den Befehl, sich am folgenden Tage in Besitz von Le Bourget zu setzen. Der Angriff war sehr schwierig, denn das Dorf, vollständig massiv gebaut und stark verbarrikadirt, lag unter dem Feuer von 4 Forts.

Unter der Führung des Divisionsgenerals von Budrigki sollte der Angriff der Garde in drei Kolonnen geschehen. In der Mitte rückte ein Bataillon vom Regiment Königin Augusta und drei Bataillone vom Regiment Königin Elisabeth über Pont Tolon vor, um das Dorf im Norden anzugreifen, während die rechte Flügelskolonne, 2 Bataillone des Kaiser Franz Grenadierregiments, über Dugny voring, und die des linken Flügels, 2 Bataillone des Kaiser Alexander Grenadierregiments, mit 2 Batterien von Le Blanc-Mesnil vordrang,

um nach Ueberschreitung des Moleretbaches sich in Besitz der südlichen Ausgänge des Dorfes zu setzen, damit durch diese Umfassung dem Feinde der Rückzug auf St. Denis abgeschnitten werde.

Die Stärke der Franzosen in dem Dorfe betrug 6000 Mann, meist übrig gebliebene Bataillone der Kaisergarde, also Elitetruppen. Außerdem waren mehrere Bataillone auf der Straße südwestlich nach Paris in Reserve aufgestellt.

Das Gefecht begann morgens 8 Uhr mit Geschützfeuer, das von den preussischen Batterien auf Le Bourget gerichtet wurde. Darauf begann der Vormarsch der Regimenter. Da die linke Flügelskolonne wegen des längeren Weges eines Vorsprunges bedurfte, so brachen die 2 Bataillone des Kaiser Alexander Grenadierregiments zuerst auf. Sie konnten anfangs ohne Widerstand zu finden vorgehen, ihre Batterien in Stellung bringen und unter deren Schutz den Moleretbach überschreiten, was der Feind vergeblich zu verhüten suchte. Diese Bataillone erreichten die Straße südlich von Le Bourget, vertrieben den Feind aus seinen Verschanzungen und Verhauen und warfen seine Reserven, welche in eiliger Flucht den Rückzug antraten.

Inzwischen war von der mittelften Kolonne das Dorf von Norden her angegriffen worden. Mit fliegenden Fahnen, unter den Klängen des Liedes „die Wacht am Rhein“, welches die Regimentsmusik hinter der Linie spielte, waren die Angriffskolonnen bis auf 100 Schritt an den Feind gekommen. Jetzt schwieg die Musik und der eigentliche Angriff begann.

Mit einem dreimaligen Hurrahruf drang im Schnellschritt die ganze Linie bis an die Mauern und die Barrikaden heran, aber das Feuer war zu stark, massenhaft stürzten die Soldaten zusammen. So wurde denn das erste Bataillon mehr links hinter die Mauern gezogen, während das zweite Bataillon sich an der rechten Seite deckte. Aber die Garde konnte nur langsam vorwärts bringen, die Mauern ließen sich unter dem heftigen Feuer des Feindes nicht einschlagen, da gingen die Angreifer an die Mauern heran, schlugen die feindlichen Gewehre aus den Schießcharten zurück, legten ihre eigenen Gewehre hinein und schossen sie ab.

Endlich traf man einen Thorweg, den die Pioniere mit ihren

Nerten einschlugen, und nun drangen in einen großen Hof durcheinander Gardeschützen und Grenadiere vom Elisabeth- und Augustaregiment hinein. Bald füllte sich der Hof, aber von den anliegenden Gebäuden unterhielten die Franzosen noch immer ein wirksames Feuer. Hier fiel der Oberst Graf Waldersee, von einem Schuß in die Brust getroffen. Aber die Pioniere waren nicht unthätig. Einem Reserveoffizier kam sein Beruf als Architekt sehr zu statten, er leitete den Angriff auf die Häuser, ließ die Giebel einschlagen und stieg mit seinen Leuten auf den Boden eines Hauses, während im Erdgeschoß noch Franzosen waren. So kam es sogar in dem Hause selbst zum Kampfe.

Nun gab es kein Aufhalten mehr, von den Hintergebäuden stürzten sich die Grenadiere in die vordern. Die Franzosen konnten dem gewaltigen Andrang nicht widerstehen, Bajonnet und Kolben wurden in Thätigkeit gesetzt und den Feinden, die in diesen Häusern steckten, blieb nichts übrig, als die Waffen zu strecken und um Pardon zu bitten. Händeringend kam ein graubärtiger Kapitän aus dem Hause herausgestürzt und bat um sein Leben, da er Frau und Kinder habe. Nun fiel nach und nach die ganze Häuserreihe an der linken Seite der Straße den Preußen in die Hände.

Inzwischen war auch der Angriff an der Barrikade erneuert. Der Oberst von Zaluszkowski zog die 2. Kompanie Füsiliers und das 2. Bataillon Elisabeth wieder von der Flanke nach der Front vor. Die Fahne hoch erhoben drängt die Heldenschar gegen den Feind an. Ein mörderisches Feuer empfängt sie, da fällt so mancher tödtlich getroffen, auch die Fahne sinkt zu Boden. Schnell rafft der Gefreite Karfunkelstein, ein Jude, der schon bei Metz das eiserne Kreuz erhielt, sie auf und trägt sie seinen Kameraden voran. Auch ihn fällt eine Kugel, die Fahne sinkt zum zweiten Male, da stockt die Schar, furchtbare Lücken sind in ihre Reihen gerissen. Drei Offiziere springen hervor und steigen auf die Barrikade zur Anfeuerung für ihre Leute, aber auch sie färben mit ihrem Blute die Steine des feindlichen Bollwerkes. Da, in diesem schweren Augenblicke, als der Tod seine furchtbare Ernte hält, als die Führer gefallen sind, die Fahne am Boden liegt, die Linie stockt, kommt der greise Divisionsgeneral von

Budritzki herbei. Er rafft die Fahne vom Boden auf, in der linken Hand trägt er sie hoch erhoben, in der rechten hält er den geschwungenen Säbel und ruft den Soldaten zu: „Vorwärts, Grenadiere!“ Das Beispiel des greisen Helden reißt alle unwiderstehlich mit fort, jetzt zaubert niemand mehr. Neben dem General zu seiner rechten und seiner linken Seite steigen gleichzeitig der Oberst von Zaluski und der Oberstleutnant von Grolmann ihn unterstützend auf die Barrikade hinauf, und unaufhaltsam drängen die andern Soldaten ihren kühnen Führern nach.

Einem solchen Angriffe kann der Feind nicht widerstehen. Er flieht in die Häuser und eröffnet von dort aus aufs neue ein furchtbares Feuer. Da fällt der Oberst von Zaluski tödtlich getroffen, dicht neben ihm sinken Leutnant von Werfel und von Hilgers vom Augustaregiment todt nieder. Vergebens suchen die eingedrungenen Kompanien sich der Häuser zur rechten Seite der Straße zu bemächtigen, ein unaufhörliches Feuer antwortet ihnen aus den Kellern, aus allen Fenstern, selbst aus den Dachlukern.

Dies war der Augenblick, wo die linke Häuserreihe von rückwärts her von der andern Kolonne genommen wurde. Von der linken Seite aus wurde nun ein wirksames Feuer auf die Häuser der rechten Seite längere Zeit unterhalten, und während dieser Zeit drangen die Grenadiere von den Höfen aus in die Häuser der rechten Reihe. Da ergaben sich endlich die Franzosen in allen Häusern bis an die Kirche hin. An der Kirche lagen aber zwei große Häuser, aus denen unaufhörlich stark gefeuert wurde, gleichzeitig wirkten auch Mitrailleusen vom Ende des Dorfes her. Diese beiden Häuser kosteten noch viel Blut, bis sie sich endlich ergaben. Auch die Kirche von Le Bourget, in die sich acht Offiziere und einige zwanzig Voltigeurs de la Garde geflüchtet hatten, wurde bis zum letzten Augenblicke auf das hartnäckigste vertheidigt. Die Grenadiere vom Kaiser Franz Regiment mußten in die hohen Kirchenfenster klettern und von dort aus in völlig exponirter Stellung den Feind so lange beschießen, bis der größte Theil der verzweifelten Rotte todt oder verwundet war, dann erst streckte der Rest die Waffen.

Die preussischen Gardisten waren indeß so erbittert über die

die großen Verluste, daß sie nur mit Mühe abgehalten werden konnten, die gefangenen Franzosen zu massakriren. Ein Haus, an dem mit Kohle in deutscher Sprache geschrieben stand: „Die Preußen sind feige Hunde, wir schießen sie alle todt,“ wurde nicht geschont, die französische Besatzung dieses Hauses fiel bis auf den letzten Mann unter den Kolbenschlägen der erbitterten Soldaten.

Die Hälfte des Dorfes war jetzt erobert, aber das Gefecht dauerte noch Stunden lang in der zweiten Hälfte fort, jedes Haus mußte einzeln genommen werden. Die französische Kaisergarde hielt sich mit großer Standhaftigkeit und feuerte mit furchtbarer Schnelligkeit. Dabei arbeiteten die Mitrailleusen und die Forts ohne Rücksicht darauf, daß noch viele Häuser von ihren eigenen Leuten besetzt waren. Die Granaten sausten durch die Straßen, sie zerschlugen die Dächer und Wände, die Mitrailleusenkugeln prasselten über die Chaussee hin und aus allen Häusern piffen die Flintenkugeln. Unter dem furchtbarsten Kugelregen drangen die Preußen in die Häuser und nahmen die Franzosen gefangen.

Endlich verstummte das Feuer, die letzten Gehöfte waren genommen. Auch die Forts schwiegen, als sie die langen Reihen der Gefangenen aus dem Dorfe herauskommen sahen und befürchten mußten, ihre eigenen Leute zu tödten.

Ein Theil der französischen Infanterie hatte sich grade noch zur rechten Zeit zurückgezogen. Als diese Kolonnen eiligst auf der Straße nach St. Denis zurück gingen, wurden von einer preussischen Batterie Granaten mitten in sie hinein geworfen mit furchtbarem Erfolge. Diese Geschosse veranlaßten, daß der Rückzug in wilde zügellose Flucht ausartete. Halbwegs stieß der wüste Haufen auf starke französische Truppentheile, die aus St. Denis kamen und der Besatzung von Le Bourget noch zu Hülfe eilen wollten. Aber diese neuen Regimenter konnten die andrängende Masse nicht stemmen, sie wurden von den Fliehenden mit fortgerissen und bildeten bald mit ihnen ein verworrenes Menschenknäuel, ein Bild vollständiger Auflösung. Vergeblich suchten die Offiziere die Leute zum Stehen zu bringen, niemand gehorchte ihnen. Ein dem Anschein nach höherer Offizier, der in vollem Galopp herangesprengt kam, verschwand, wahrscheinlich vom

Pferde gerissen, sobald er die wogende Menge erreicht hatte. Näher und näher wälzte sie sich den schützenden Wällen von St. Denis, bis sie dahinter verschwunden war. Verwundete und Waffen aller Art bezeichneten den langen Weg, den sie zurückgelegt hatte.

Der Erfolg war für die tapfere preussische Garde ein vollständiger, 1230 unverwundete Gefangene wurden eingebracht.

Aber auch die preussischen Verluste waren sehr bedeutend, sie betrugen 34 Offiziere und 449 Mann. Es war ein wilder, erbitterter Kampf gewesen, der auf beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit und Bravour ausgefochten wurde. Bis auf zehn Schritte wurde geschossen und häufig von Bajonnet und Kolben Gebrauch gemacht.

Südlich von Le Bourget hatten die Franzosen in der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober schnell ein Proviantmagazin eingerichtet, offenbar in der Voraussetzung, daß es ihnen möglich sein würde, sich in der Stellung zu halten. Große Massen von Brod waren in dem Magazin niedergelegt. Das ganze Depot fiel in preussische Hände.

Seit dem 30. Oktober ist die wichtige Stellung von Le Bourget noch öfter von den Franzosen angegriffen worden, aber alle Angriffe sind von der preussischen Garde stets zurückgeschlagen worden. —

Bei den neutralen Großmächten Europa's hatte nach dem Fall von Metz die Ueberzeugung Platz gegriffen, daß Frankreich auf einen Sieg nun unter keinen Umständen mehr rechnen konnte, und besonders England mit seinem neidischen, auf Deutschlands Größe so eifersüchtigen Ministerium versuchte alles, um den Krieg zu beendigen, ehe Frankreichs Macht vollständig zertrümmert war. Auf Anregung der neutralen Kabinette entspannen sich Unterhandlungen, deren Verlauf und Resultate Graf Bismarck sehr klar in einem Zirkular an die Gesandten des norddeutschen Bundes dargelegt hat. Wir lassen den wesentlichen Inhalt dieses Aktenstückes hier folgen. Es ist datirt aus Versailles vom 8. November.

„Herr Thiers hatte den Wunsch ausgedrückt, sich zu Verhandlungen ins Hauptquartier begeben zu dürfen, nachdem er sich mit den verschiedenen Mitgliedern des Gouvernements der nationalen Verteidigung in Tours und in Paris in Verbindung gesetzt haben würde. Auf Befehl Sr. Majestät des Königs habe ich mich zu einer solchen

Besprechung bereit erklärt und ist Herrn Thiers gestattet worden, sich zuvor am 30. v. M. nach Paris hinein zu begeben, von wo er am 31. ejusd. ins Hauptquartier zurückgekehrt ist.

Die Thatfache, daß ein Statsmann von der Bedeutung und von der Geschäftserfahrung des Herrn Thiers die Vollmachten der Pariser Regierung angenommen hatte, ließ mich hoffen, daß uns Vorschläge gemacht werden würden, deren Annahme möglich und der Herstellung des Friedens förderlich sein würde.

Herr Thiers erklärte, daß Frankreich auf Wunsch der neutralen Mächte bereit sein werde, sich auf einen Waffenstillstand einzulassen.

Sr. Majestät der König hatten gegenüber dieser Erklärung zu erwägen, daß jeder Waffenstillstand an und für sich für Deutschland alle die Nachtheile bedingt, mit denen für eine Armee, deren Verpflegung auf weit zurück gelegenen Hilfsquellen beruht, jede Verlängerung des Feldzuges verbunden ist. Außerdem übernahmen wir mit dem Waffenstillstand die Verpflichtung, der deutschen Truppenmasse, welche durch die Kapitulation von Metz verwendbar geworden war, in den Stellungen, welche sie am Tage der Unterzeichnung inne gehabt haben würde, Halt zu gebieten und damit auf die Besetzung weiter feindlicher Länderstrecken zu verzichten, welche gegenwärtig ohne Schwertstreich oder mit Ueberwindung unbedeutenden Widerstandes von uns eingenommen werden können. Die deutschen Heere haben einen wesentlichen Zuwachs in den nächsten Wochen nicht zu erwarten. Dagegen würde der Waffenstillstand Frankreich die Möglichkeit gewährt haben, die eigenen Hilfsquellen zu entwickeln, die in der Bildung begriffenen Formationen zu vollenden und, wenn die Feindseligkeiten nach dem Ablauf des Waffenstillstandes wieder beginnen sollten, uns widerstandsfähige Truppenkörper entgegen zu stellen, welche jetzt nicht vorhanden sind.

Ungeachtet dieser Erwägungen ließ Se. Majestät der König den Wunsch, einen ersten entgegenkommenden Schritt zum Frieden zu thun, vorwiegen, und ich wurde ermächtigt, Herrn Thiers sofort mit Gewährung eines Waffenstillstandes auf 25 oder auch, wie er später gewünscht, 28 Tage auf dem Grund des einfachen militärischen status quo am Tage der Unterzeichnung entgegen zu kommen. Ich

schlug ihm vor, durch eine zu bestimmende Demarkationslinie die Stellung der beiderseitigen Truppen, so wie sie am Tage der Unterzeichnung sein würde, abzugrenzen, die Feindseligkeiten auf 4 Wochen zu sistiren, und in dieser Zeit die Wahlen und die Konstituierung der nationalen Vertretung vorzunehmen. Auf französischer Seite würde diese Waffenruhe nur den Verzicht auf kleine und jederzeit unglückliche Ausfälle und auf eine nutzlose und unbegreifliche Verschwendung artilleristischer Munizion aus den Festungsgeschützen für die Dauer des Waffenstillstandes zur militärischen Folge gehabt haben.

In Bezug auf die Wahlen im Elsaß konnte ich erklären, daß wir auf keiner Stipulation bestehen würden, welche die Zugehörigkeit der deutschen Departements zu Frankreich vor dem Friedensschlusse in Frage stellen könnte, und daß wir keinen Bewohner der letzteren dafür zur Rede stellen würden, daß er als Abgeordneter seiner Landsleute in einer französischen Nationalversammlung erschienen sei.

Ich war erstaunt, als der französische Unterhändler diese Vorschläge, bei welchen alle Vortheile auf französischer Seite waren, ablehnte und erklärte, einen Waffenstillstand nur dann annehmen zu können, wenn derselbe die Zulassung einer umfassenden Verproviantirung von Paris einschloße. Ich erwiderte, daß diese Zulassung eine so weit über den status quo und über jede billige Erwartung hinausgehende militärische Konzession enthalten würde, daß ich ihn frage, ob er ein Aequivalent dafür zu bieten im Stande sei, und welches? Herr Thiers erklärte, zu keinem militärischen Gegenanerbieten berechtigt zu sein und die Forderung von der Verproviantirung von Paris stellen zu müssen, ohne uns dafür etwas andres bieten zu können, als die Bereitwilligkeit der Pariser Regierung, der französischen Nation die Wahl einer Vertretung zu gestatten, aus welcher wahrscheinlich eine Behörde hervorgehen würde, mit welcher uns über den Frieden zu unterhandeln möglich sein werde.

In dieser Lage hatte ich das Ergebniß unsrer Unterhandlungen dem Könige und Seinen militärischen Rathgebern vorzulegen.

Se. Majestät war mit Recht befremdet über so ausschweifende militärische Zumuthungen, und enttäuscht in den Erwartungen, welche Allerhöchstderselbe an die Unterhandlungen mit Herrn Thiers geknüpft

hatte. Die unglaubliche Forderung, daß wir die Frucht aller seit zwei Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vortheile aufgeben und die Verhältnisse auf den Punkt zurückgeführt werden sollten, auf welchem sie beim Beginn der Einschließung von Paris gewesen waren, konnte nur von neuem den Beweis liefern, daß man in Paris nach Vorwänden, der Nation die Wahlen zu versagen suchte, aber nicht nach einer Gelegenheit, dieselben ohne Störung zu vollziehen.

Auf meinen Wunsch, vor Fortsetzung der Feindseligkeiten noch einen Versuch zur Verständigung auf andern Grundlagen zu machen, hat Herr Thiers am 5. d. Mts. noch eine Besprechung in der Vorpostenlinie mit den Mitgliedern der Pariser Regierung gehabt, um denselben entweder einen kürzeren Waffenstillstand auf der Basis des status quo, oder die einfache Ausschreibung der Wahlen vorzuschlagen, ohne konventionsmäßigen Waffenstillstand, in welchem Falle ich die freie Zulassung und Gewährung aller mit der militärischen Sicherheit irgendwie vereinbaren Erleichterungen zusagen konnte.

Ueber den Inhalt dieser seiner Besprechung mit Herrn Favre und Trochu hat Herr Thiers sich nicht näher gegen mich ausgesprochen, er konnte mir als Ergebnis derselben nur die erhaltene Weisung mittheilen, die Verhandlungen abubrechen und Versailles zu verlassen, da ein Waffenstillstand mit Verproviantirung von Paris nicht zu erreichen sei.

Seine Abreise nach Tours hat am 7. morgens stattgefunden.

Der Verlauf der Verhandlungen hat mir nur die Ueberzeugung hinterlassen, daß es den jetzigen Machthabern in Frankreich von Anfang an nicht Ernst damit gewesen ist, die Stimme der französischen Nation durch freie Wahl einer dieselbe vertretenden Versammlung zum Ausdrucke gelangen zu lassen, und daß es eben so wenig in ihrer Absicht gelegen, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, sondern daß sie eine Bedingung, von deren Unannehmbarkeit sie überzeugt sein mußten, nur darum gestellt haben, um den neutralen Mächten, auf deren Unterstützung sie hoffen, nicht eine abweisende Antwort zu geben." —

Höchst wahrscheinlich wollten die Mitglieder der provisorischen

Regierung deshalb nicht die Nationalversammlung einberufen, weil sie fürchteten, dann ihren Posten als Regenten zu verlieren.

Wie es aber mit der Autorität dieser Regierung und mit der tonangebenden Bevölkerung von Paris überhaupt bestellt war, davon giebt ein Ereigniß Kunde, welches in diesen Tagen sich in Paris zutrug und für die Stadt leicht hätte verhängnißvoll werden können.

In Paris nämlich traf die Kunde von der Kapitulation von Metz und der Wiedereinnahme von Le Bourget durch die Deutschen mit der Nachricht zusammen, daß die provisorische Regierung zur Abschließung des Waffenstillstandes geneigt sei.

Hierdurch wurde eine große Aufregung hervorgerufen, zahlreiche Bataillone der Mobilgarde, die aus Pariser Nichtsthuern gebildet waren, fürchteten, daß sie nach Abschluß eines Waffenstillstandes oder gar des Friedens wieder genöthigt sein würden, sich selbst zu ernähren, während sie jetzt als „Vaterlandsvertheidiger“ vom State gefuttert wurden. Diese unsaubern Elemente, welche sich besonders aus der Vorstadt Belleville rekrutirten, suchten jetzt die Gewalt in ihre Hände zu spielen und sich zu Herren von Paris zu machen. Die Mitglieder der provisorischen Regierung sollten jetzt an ihren eigenen Personen erfahren, was es heißt, dem niedrigsten Pöbel Waffen in die Hände zu geben und ihn eine Existenz schmecken zu lassen, welche ihn von aller Arbeit befreit und allen seinen Leidenschaften, die von besseren Empfindungen nicht gezügelt werden, fast unbegrenzten Spielraum zu gewähren.

Am Nachmittage des 31. Oktober drang ein Pöbelhaufe in das Hotel de ville von Paris, einer von ihnen sprang auf einen Tisch und proklamirte die Absetzung der Regierung, und befahl seinen Kameraden, die Mitglieder der provisorischen Regierung zu verhaften. Einem derselben, Ernest Picard, gelang es jedoch, zu entkommen, er benachrichtigte sofort den Stab des Generals Trochu, der auch mit gefangen war, und ließ Generalmarsch schlagen. Durch ein Bataillon Nationalgarden wurden Trochu und Jules Favre 8 Uhr Abends befreit, drei andre Mitglieder der Regierung wurden noch bis 1 Uhr Nachts gefangen gehalten, da verschaffte eine Kompanie der Mobilgarde sich durch List einen Seiteneingang in das Hotel de Ville, be-

freite die Gefangenen und sperrte die Aufrührer in den Keller. Die Regierung aber beschloß, die Ruhestörer nicht zu bestrafen, sondern ließ sie nur entwaffnen und dann ihrer Wege ziehen.

Um ihr Ansehen, welches durch diese Vorgänge erschüttert war, wieder moralisch zu kräftigen, ließ nun die provisorische Regierung in Paris darüber abstimmen, ob die gegenwärtige Regierung beibehalten werden sollte. Da fanden sich denn 557979 Stimmen für, und nur 62638 Stimmen gegen Verbleiben der Regierung im Amte, also blieb die Regierung, und der Kampf wurde fortgesetzt, unter Aussichten, welche nur zu deutlich bewiesen, daß die erste Sorge der provisorischen Regierung nur die war, selber möglichst lange am Regimente zu bleiben. Daß an ein Durchbrechen der Zernungslinie nicht zu denken war, hatte man genugsam erkannt, die einzige Hoffnung beruhte also noch auf dem Gedanken, daß es dem Advokaten Gambetta gelingen würde, durch neugesammelte Truppen den Prinzen Friedrich Karl und sein tapferes Heer, den General von Werder und die Truppen, welche Straßburg eroberten und die erste Armee, welche den Norden Frankreichs besetzte, allesammt zu schlagen und dann zum Entsatz der Hauptstadt herbeizueilen. Diese wahnsinnigen Hoffnungen gingen Hand in Hand mit dem wahnsinnigen Treiben, das der Advokat, Kriegsminister und Minister des Innern, Diktator Gambetta seit seiner Luftfahrt aus Paris entwickelt hatte.

An drei Stellen in Frankreich wollte Gambetta Heere organisiren. Der Hauptplatz war die Gegend an der Loire zwischen Orleans und Tours, sodann die Ostgrenze Frankreichs zwischen den starken Festungen Belfort, Besançon, Lyon, und endlich der Nordwesten Frankreichs, wo die vielen Festungen, besonders das gewaltige Lille, Stützpunkte boten.

Wir werden die Ereignisse auf jedem einzelnen dieser Schauplätze betrachten müssen.

Gleich nach der Einnahme von Straßburg befaßl der König am 30. September die Bildung des 14. Armeekorps in Straßburg, kommandirender General wurde der General der Infanterie von Werder. Das Korps bestand aus den badischen und einigen preussischen Truppen, und unter der ausgezeichneten Führung des Generals v. Werder

und durch die Tapferkeit und Ausdauer seiner Soldaten hat es Großes geleistet. Seine Aufgabe war zunächst, die Vogesen zu überschreiten und die feindlichen Truppenmassen zu zerstreuen, welche sich im Süden der Vogesen sammelten. Es war dasselbe Kriegstheater, auf dem auch Garibaldi mit seinen Banden erschien.

Am 5. Oktober trat das Korps seinen Abmarsch von Straßburg an, am 6. Oktober traf die Avantgarde, eine Brigade unter General von Degenfeldt bei Etival auf den mehr als doppelt stärkeren Feind, in einem siebenstündigen Gefechte wurden die Franzosen unter General Gambriel in Auflösung zurückgeworfen, sie verloren 1400 Tote und Verwundete und 589 Gefangene. Dem Ueberschreiten des Gebirges stellte sich nun kein Widerstand mehr entgegen, am 9. Oktober waren die schwierigen Märsche überwunden und den Truppen wurde ein Ruhetag gegönnt. Am 10. und 11. Oktober setzte sich das Korps wieder in 4 Kolonnen in Bewegung. Nach mehreren siegreichen Gefechten wurde am 12. Oktober Epinal besetzt, der Feind, bei diesem Orte abermals geschlagen, ging sofort auf der Eisenbahn bis Besoul zurück. Am 20. Oktober wurde auch Besoul genommen und das Hauptquartier dort aufgeschlagen, der Feind hatte sich nach den beiden Festungen Belfort und Besançon zurückgezogen. Um diese Zeit war Garibaldi in der Umgegend von Dijon angekommen und begann seine Freischützen zu organisiren.

Am 22. Oktober wurde der Vormarsch des 14. Armeekorps auf Besançon befohlen und es trat denselben in vier Kolonnen an. Der Feind stellte sich hinter dem Flüsschen Dignon, einem Nebenfluß der Saône, durch höchst geschickte taktische Bewegungen wurde der Uebergang über diesen Fluß erzwungen und der Feind bis an die Wälle von Besançon verfolgt. Die Zahl der französischen Truppen, welche aus gut besetzten Stellungen geworfen wurden, betrug 12000 Mann mit zahlreicher schwerer Artillerie. Wiederum wurden von den Truppen des 14. Armeekorps viele Gefangene gemacht.

Darauf wandten die heldenmüthigen Truppen sich auf Dijon. Halbwegs desselben in der Nähe von Gray wurde das 1. und 2. badiische Regiment von Scharen bewaffneter Bauern angegriffen. Diese Banden wurden mit Leichtigkeit zerstreut, diejenigen Bauern,

welche mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden, ließ der kommandirende General als Banditen erschießen.

Am 28. Oktober wurde Mirebeau, etwa 3 Meilen nordöstlich von Dijon gelegen, besetzt. Am 30. Oktober nahmen fünf Bataillone unter dem Oberbefehl des Prinzen Wilhelm von Baden, unterstützt durch 6 Batterien, nach einem hartnäckigen Kampfe die Höhen, welche Dijon beherrschen und die Vorstädte. Dijon selber brannte stark, am 31. Oktober ergab sich die Stadt, die französischen Truppen waren größtentheils in der vorhergehenden Nacht abgezogen.

Während General von Werder nun weiter nach Süden vordrang und die Banden der Garibaldianer vor sich hertrieb, war die 4. preussische Reserve-Division im Elsaß in Thätigkeit getreten, um die Festungen, welche der Feind daselbst noch hielt, zu erobern.

Die 4. preussische Reserve-Division war in den Tagen kurz vor der Uebergabe von Straßburg bei Freiburg in Baden gebildet worden. Am 1. und 2. Oktober ging die Division vier Meilen nördlich von Basel über den Rhein und wandte sich zunächst, geführt durch den Generalmajor von Schmeling, auf Mülhausen und die Festung Neu-Breisach, welche letztere zernirt wurde. Das Gros der Truppen zog auf Schlettstadt und belagerte diese Festung, deren Kommandant die Uebergabe verweigerte. Doch schon nachdem die erste Parallele eröffnet war und die furchtbaren Straßburger Belagerungsgeschütze aus 6 Batterien zu feuern begannen, änderte sich der Sinn des Kommandanten und nach einem 24stündigen Bombardement kapitulierte Schlettstadt am 24. Oktober. Nachdem in den ersten Tagen des November Fort Mortier bei Neu-Breisach und letzteres selbst gefallen war, wurde die Division bedeutend verstärkt und der Marsch gegen Belfort angetreten. Mobilgarden und Franc-tireurs wurden überall siegreich zurückgeworfen und am 3. November die Zernirung von Belfort ausgeführt. Das Oberkommando über das Belagerungskorps übernahm in den nächsten Tagen der General von Treskow. Belfort ist eine äußerst starke Festung mit vorgeschobenen Werken, welche in den Felsen gehauen sind. Die Belagerung Belfort's war sehr schwierig und kostete viele Opfer. Die Einnahme der Festung erfolgte erst am Schluß des Krieges.

Die meisten Anstrengungen, eine schlagfertige Armee auf die Seine zu bringen, wurden an der Loire gemacht. Hier versammelte Gambetta alles, was von Linientruppen noch vorhanden war, und diejenigen Bataillone der Mobilgarde, welche aus altgedienten und wieder eingetretenen Soldaten bestanden. Man nannte diese Armee die Loirearmee, sie zeigte sich in ihren Anfängen bereits im September. Da ihre Stärke aber keine bedeutende war, so begnügte man sich auf deutscher Seite, Streifcorps, denen besonders zahlreiche Kavallerie beigegeben war, gegen Süden und Westen von Paris auszuschießen. Diese Corps waren der III. Armee entnommen. Es engagirten sich nun im Laufe des Septembers und Octobers viele kleinere Gefechte, in denen die Deutschen stets Sieger blieben. Die französischen Mobilgarden wurden gegen die Loire zurückgetrieben.

Solche Streifcorps wurden im October auch gegen den Norden ausgesandt, und in eben der Weise wie im Süden und Westen wurden die undisziplinirten Truppen der Franzosen überall geworfen. Die Mobilgarden gingen öfter schon nach einigen Kanonenschüssen in wilder Flucht zurück.

Einen ernstern Charakter nahmen die Kämpfe an der Loire an, als die deutschen Streifcorps bis an den Wald von Orleans vorgezogen waren, und sich nun größeren feindlichen Truppenmassen gegenüber sahen. Diese französische Loirearmee stand unter dem Oberbefehl des greisen Generals La Motte Rouge, und umfaßte etwa 28000 Mann gediente Soldaten und 7000 Mann Mobilgarden.

Der Kronprinz von Preußen bildete, um dieser Loirearmee zu begegnen, eine Heeresabtheilung aus dem 1. bairischen Corps und der 22. preussischen Infanteriedivision und übertrug den Oberbefehl dem bairischen General v. d. Tann. Derselbe erhielt Befehl, zunächst auf Orleans, dann auf Tours zu marschiren.

Das Corps ging am 8. October über Etrechy auf Stampes. Hier gewann General v. d. Tann Fühlung mit dem Feinde, welcher zurückging. Am 10. October war ein lebhaftes Treffen bei Artenay, von welchem sogar Gambetta aussagte, es sei für die Franzosen ungünstig gewesen. Am 11. October stieß die Vorhut des v. d. Tann'schen Corps auf stärkere feindliche Truppenmassen. Es ergab sich

bald, daß der Feind jenseit des Waldes von Orleans, vor der Stadt, hinter Schanzwerken gut gedeckt, den Angriff erwartete. Er beherrschte die Brücke über die Voire und dehnte sich mit seinem rechten Flügel bis Beaume aus. Orleans war mit einem doppelten Ringe leichter Feldschanzen umgeben, Schützengraben waren gezogen und auf diese Weise hatten sich die Franzosen treffliche Stützpunkte und starke Defensivstellungen hergerichtet.

Am 12. Oktober wurde der Angriff deutscherseits befohlen. Das bayerische Korps stieß bei dem Dorfe Ormes, wenige Kilometer vor der Stadt, auf die feindliche Armee, welche über 40 Feldgeschütze verfügte. Die tapfern Bayern gingen mit ihrem gewohnten Ungestüm vor und gewahrten, als sie sich der ersten Schanzlinie näherten, daß dieselbe auf dem rechten Flügel der Angreifenden bereits von den Franzosen geräumt war. Sie vermutheten daher die Voirearmee auf vollem Rückzuge und avancirten in fliegender Eile, bis sie endlich vor der zweiten Schanzlinie in ein mörderisches Feuer geriethen. Es war 10½ Uhr Morgens.

Nun entwickelte sich ein hartnäckiger, blutiger Kampf, der bis Abends 7 Uhr währte. Die Franzosen fochten mit großer Bravour, und da die Artillerie und Kavallerie der Deutschen wenig Gelegenheit hatte, selbständig einzugreifen, so waren die vorzüglich postirten Franzosen in entschiedenem Vortheile. Endlich gelang es den Anstrengungen der deutschen Pioniere, der Artillerie einen gesicherten Zugang zu einem Weinberge zu schaffen, von dem aus die ganze Gegend beherrscht wurde und auch die Rückzugslinie der Franzosen bestrichen werden konnte. Das gab den Ausschlag. Kaum war eine Batterie aufgestellt, kaum hatte sie ihr wirksames Feuer begonnen, so suchten die Franzosen zunächst ihre Geschütze zu retten und aus der Gefechtslinie zu ziehen, was ihnen auch gelang. Während sie aber die Kanonen retteten, gaben sie die Soldaten preis, von denen in Folge des verlängerten Widerstandes über 3000 gefangen genommen wurden, die Flucht der übrigen wurde bald eine wilde, regellose, auch in der Stadt wurde nicht halt gemacht.

Da es bereits dunkelte, so mußte bei der Verfolgung von Seiten der deutschen Truppen die größte Vorsicht angewendet werden, zumal

da man in dem unebenen Terrain mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Stadt Orleans entschloß sich zur Uebergabe, sobald die ersten Granaten hineingefallen waren. Die baierischen Zwölfpfünder, welche schon bereit standen, kamen nicht mehr zur Verwendung. Der Bahnhof und die Voirebrücke wurden sogleich besetzt. Letztere war unterminirt, aus Mangel an Zeit hatte der Feind sie jedoch nicht zerstören können. Dem Maire von Orleans wurde sofort die Beleuchtung der Stadt befohlen. Nachdem dies geschehen, zogen die ersten deutschen Truppen um 8 Uhr Abends mit klingendem Spiel in die Stadt ein, und bald loberten ihre Vivouaffeuere auf dem freien Platze um das Standbild der Jeanne d'Arc, der Jungfrau von Orleans. Die Verluste der Franzosen an Todten und Verwundeten waren sehr beträchtlich, die deutschen Truppen verloren im Verhältniß sehr wenige Mannschaften.

Die Einnahme von Orleans war ein sehr wichtiges Ereigniß. Diese Stadt sammelt in einen Knotenpunkt die Bahnen von Nantes, Bordeaux, Toulouse, Lyon, ist der Hauptübergangspunkt über die Voire, und bietet bei ihrem Reichthum, ihrer Größe — sie zählt 70000 Einwohner — und ihren vortrefflichen Kasernen Hülfsmittel mancherlei Art. Im Norden von Orleans findet sich eine der fruchtbarsten Gegenden in ganz Frankreich, die Beauce genannt, sie ist die Kornkammer von Paris und liefert reiche Erträge von Weizen, Wein, Gemüse und Obst, und an Hafer. Im Süden von Orleans erstreckt sich eine unfruchtbare, öde, sumpfige Gegend, die Sologne genannt.

Weiter über Orleans hinauszugehen, schien dem General v. d. Tann für den Augenblick nicht nothwendig, und auch nicht rathsam, denn die Truppenmacht, welche er führte, war ja verhältnißmäßig nur schwach, und wenn er zu weit vorging, so konnte ihm durch die Mobilgarden, welche besonders in der Gegend von Chartres noch in bedeutenden Massen standen, leicht der Rückzug verlegt werden. Es wurde deßhalb beschlossen, daß General v. d. Tann mit dem baierischen Korps in Orleans stehen bleiben, die 22. preussische Division aber über Chateaudun nach Chartres vorrücken und diese Gegenden vom Feinde säubern sollte. Gleichzeitig wurden mit Energie die Arbeiten aufgenommen, um die Eisenbahn von Orleans nach Paris

wieder fahrbar zu machen und dadurch die reichen Vorräthe der Beauce für die Belagerungsarmee von Paris zur Verwendung zu bringen.

Gegen Chartres war zuerst die 6. Kavalleriedivision vorgegangen, ihre Vorposten wurden von Franc tireurs umschwärmt, und in der Gegend von Epervon wurden größere Massen von französischen Truppen rekonnostrirt. Gegen diese ging nun die 22. preussische Division vor, unter dem Kommando des Generals von Wittich, beigegeben war die 4. Kavalleriedivision unter Prinz Albrecht von Preußen.

Am 16. Oktober verließ General von Wittich Orleans, am denkwürdigen 18. Oktober näherte man sich der Stadt Chateaudun. Während die Truppen bisher unbelästigt geblieben waren, erhielten die Vorposten aus den Dörfern in der Umgegend von Chateaudun, aus Häusern und Gehöften Kleingewehrfeuer. Die ersten Salven trafen Husaren der 4. Division, sie mußten sich jedoch zu decken, und nachdem Infanterie und Kavallerie vorgezogen, gelang es, den Feind aus seinen Stellungen zu vertreiben und nach Chateaudun zu werfen.

Die preussische Avantgarde, welche inzwischen bis unter die Mauern der Stadt vorgerückt war, meldete, daß alle Ausgänge von Chateaudun stark verbarrikadirt seien, so daß an der Absicht der Besatzung, sich energisch zu vertheidigen, nicht gezweifelt werden konnte. General von Wittich traf sogleich, 2 Uhr Nachmittags, seine Dispositionen so, daß die Stadt von Osten und Westen durch Infanterie flankirt wurde. Gegen die Südfront, an der ein hoher Eisenbahndamm die Stadt beherrschend hinlief, mußte Artillerie aufgefahren werden. Von Wichtigkeit war die Besetzung des Bahnhofes, der auf der Ostseite den Schlüssel der Stadt bildete. Das Gebäude wurde gestürmt.

Auch auf der Westseite hatte die Infanterie sich in Bewegung gesetzt. Sie erhielt beim Aufmarsch ein außerordentlich heftiges Gewehrfeuer aus den Häusern und Mauern der Stadt, und es ergab sich nun, daß die Einwohner auf eine förmliche Belagerung vorbereitet waren. Sie hatten an den Giebeln der Dächer Schießscharten gebohrt, Lücken in die Ziegel gerissen, um hier ihre Gewehre aufzu-

legen, und die ganze Stadtmauer zu gleichem Zwecke mit Schießscharten versehen. Bei dieser Lage der Dinge erhielt eine Batterie Befehl, die Stadt zu beschießen. Sie stellte unter einem Gewehrfeuer von großer Heftigkeit ihre Geschütze auf 800 Schritt Entfernung auf. Das Bombardement war sehr wirksam, ein Regiment konnte jetzt ein auf dieser Front gelegenes Schloß stürmend nehmen.

Nachdem man sich der Stadt nun genähert, übersah man erst den schwierigsten Theil der Aufgabe. Sämmtliche Straßen und Querstraßen waren durch Barrikaden versperrt. Die Bauart derselben war so, daß an Einschließung derselben selbst durch Artillerie nicht gedacht werden konnte, auf der Außenseite waren Faschinen, dann eine Sandlage von 3—4 Fuß Dicke, welche alle Kugeln unschädlich machen mußte, dahinter Feldsteine, und um den Steinen Festigkeit zu geben, Baumstämme, welche auf den Barrikaden eine Brustwehr bildeten. Es half jedoch, daß 30 Geschütze auf der Südfront bis zum Dunkelwerden ein heftiges Bombardement unterhielten. An verschiedenen Stellen brannte die Stadt, und da der Widerstand des Feindes allmählig schwächer wurde, so gab der General von Wittich 9 Uhr Abends Befehl, die Stadt zu stürmen. Doch konnte das Vordringen der Infanterie in den Straßen nur sehr langsam geschehen, da der Feind sich von Haus zu Haus vertheidigte. Pioniere mußten die Wände einschlagen, um auf diese Weise den deutschen Truppen Bahn zu machen. In vielen Fällen trieb erst das um sich greifende Feuer den Feind aus den Häusern. Der anstrengende Kampf dauerte bis 3 Uhr morgens, dann erst nahmen die preussischen Truppen die letzten Häuser, besetzten die Mairie, sammelten sich auf dem Marktplatz. Zwei Drittheile der Stadt waren durch den nutzlosen Widerstand der 4000 Mann starken Besatzung vernichtet. Auch hier wurden viele Gefangene gemacht. Es fanden sich darunter Knaben von 16 Jahren, welche nahe den Pyrenäen zu Hause waren.

Das Beispiel von Chateaubun blieb aber nicht ohne Wirkung. Auch die Stadt Chartres hatte sich zur nachdrücklichen Vertheidigung eingerichtet, als sie jedoch die näheren Umstände vom Fall des benachbarten Chateaubun erfuhr, kam der Maire von Chartres dem General von Wittich entgegen und überreichte demselben den Schlüssel der

Stadt. Am 21. Oktober zogen die Preußen in Chartres ein. Eine Besatzung blieb in der Stadt, das Gros der 22. Division nahm den Weitermarsch nach Dreux auf, welches am 25. Oktober besetzt wurde.

Diese Kämpfe an der Loire hatten eine besondere Wichtigkeit noch deshalb, weil sie zeigten, daß die Bewaffneten der Republik einer Armee, wie der deutschen, Widerstand zu leisten absolut unfähig waren. In dem Kampfe bei Orleans verschwanden die Franc-tireurs und die Mobilgarden während des Gefechtes massenweise, und wenn die provisorische Regierung im Angesicht dieser Thatfachen dennoch den Krieg fortsetzte, so beging sie dadurch den schändlichsten Verrath an ihrem eigenen Vaterlande.

Durch Gewaltmaßregeln aller Art wurden immer noch friedliche Bürger in die Uniform gesteckt, um schreckliche Rache an den Baiern zu nehmen, welche die „heilige“ Stadt Orleans zu besetzen gewagt hatten, und um den Muth der Mobilgarden mit Gewalt anzustacheln, verbreitete Gambetta die elendesten Lügennachrichten, große Siege wurden fortwährend über die Deutschen erfochten, Moltke wurde getödtet, der Kronprinz von Preußen wurde mindestens 10 Mal gefangen genommen und dergleichen Unsinn mehr. Der Besatzung von Chateaudun hatte man gesagt, die anrückenden Preußen seien Trümmer eines bei Orleans geschlagenen Korps, und im Vertrauen auf die Wahrheit dieser Nachricht schickte die Stadt sich zu einer Vertheidigung an, welche keinen andern Erfolg hatte, als den Ruin des unglücklichen Ortes.

Das Unglück war schon so groß in Frankreich, und die provisorische Regierung arbeitete aus vollen Kräften darauf hin, das schwer geprüfte Land an den Rand des Verderbens zu stoßen.

Unglücklicherweise wurde der Widerstand dieser Rasenden durch einen vorübergehenden Erfolg wieder von neuem entflammt.

Es war der provisorischen Regierung gelungen, eine Armee von etwa 70000 Mann aufzustellen. Den Kern derselben bildeten etwa 20000 Mann Linienсолдатен, welche die südlichen und westlichen Festungen besetzt gehalten hatten. Das Oberkommando wurde dem General Aurelles de Paladine übertragen. Derselbe war ein verdienter,

geschickter Feldherr, von allen französischen Heerführern in diesem Kriege jedenfalls der bedeutendste. Der Plan, welchen der General entworfen, war, das bayerische Korps in Orleans abzuschneiden, und zu diesem Zwecke war die französische Armee auf das rechte Ufer der Loire gegangen und versuchte, zwischen Chartres und Orleans vorzustößen.

Beim 1. bayerischen Korps hatte sich seit der Einnahme von Orleans in der Aufstellung wenig geändert. General von der Tann stand mit einer Division in Orleans, die Vortruppen über den Fluß vorgeschoben, so daß Beobachtungen bis Blois und in der Richtung auf Bourges geführt werden konnten. Die zweite Division war zwischen Orleans und Chateaudun aufgestellt, um die Verbindung mit Chartres zu unterhalten. Dem General von der Tann standen außer seinem 1. bayerischen Korps noch zwei Kavalleriedivisionen zur Verfügung. Im Fall er von überlegenen Kräften angegriffen würde, hatte der General die Weisung, sich auf Chartres zurückzuziehen.

Als nun die Kavalleriepatrouillen das Anrücken starker feindlicher Massen meldeten, und als größere Refognoszirungen durch die Kavallerie ergaben, daß die feindlichen Streitkräfte bedeutend überlegen auftraten, bereitete General von der Tann den vorgeschriebenen Rückzug vor. Am 8. November verließ er mit seinen Truppen Orleans und rückte am rechten Ufer der Loire dem Feinde entgegen. Bei Coulmiers traf er am 9. October auf die Franzosen, welche sogleich zum Angriff übergingen. In einem siebenstündigen Gefechte hielt das bayerische Korps mit großer Tapferkeit Stand. Die Franzosen waren in fünffacher Uebermacht, und außerdem hatten sie eine stattliche Artilleriemacht von etwa 120 Geschützen, welche von Marine-soldaten vortrefflich bedient wurden. Dennoch vermochte Aurelles de Paladine die Baiern nicht zu überwältigen. Im Centrum wurde der heftige Angriff der Franzosen dreimal, auf dem rechten Flügel viermal abgeschlagen, und der Kampf wurde erst abgebrochen, als der Feind mit seiner ganzen Heeresmacht engagirt war. Der Rückzug wurde mit großer Ordnung angetreten, auf deutscher Seite war ein Verlust von 42 Offizieren und 667 Mann, die Franzosen gaben selber ihren Verlust auf mehr als 2000 Mann an.

In der Nacht vom 10. zum 11. November erfolgte in Toury die Vereinigung mit der 22. Division unter General von Wittich, und am Vormittage des 11. November stieß auch noch der Großherzog von Mecklenburg mit der 17. Division zu den Truppen und übernahm als ältester General nunmehr den Oberbefehl über die gesammte Truppenmacht. Der Großherzog hatte bisher mit in der Zernierungslinie von Paris gestanden, an seine Stelle war jetzt das 2. preußische Korps, welches vor Metz gestanden, getreten.

Am 11. November verirrte sich eine kleine bairische Munitionskolonne, die auch zwei Reservegeschütze mit sich führte, und fiel auf diese Weise in die Hände des Feindes. An demselben Tage wurde Orleans wieder von den Franzosen besetzt.

Es läßt sich denken, was Gambetta und Konforten aus diesen Erfolgen nun alles fabrizirten. Da war natürlich eine gewaltige Schlacht geschlagen, 80000 Mann Baiern waren fast völlig vernichtet, und die Vertreibung sämmtlicher deutschen Heere vom „heiligen“ Boden Frankreichs stand ganz nahe bevor. Die beiden gefundenen Kanonen wurden bekränzt und als „eroberte preußische Kanonen“ im Triumph durch ganz Frankreich geschickt, und in seinen Proklamationen flog Gambetta nun bis in den siebenten Himmel. Den General Aurelles de Paladine erklärte er für den größten Helden der Welt, für den Erretter Frankreichs. Als derselbe General nachher nach tapferem Widerstande Orleans wieder räumen mußte, erklärte der sinnlose Schwärzer Gambetta ihn für einen Verräther und wollte ihn vor ein Kriegsgericht stellen lassen.

Während Frankreich und die provisorische Regierung in kurzschätiger Täuschung sich nun einem unendlichen Jubel hingaben, war das Verderben ihnen näher als sie glaubten, denn schon nahte in Eilmärschen von Metz her der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl mit der II. Armee, die stark genug war, unter der Führung eines so ausgezeichneten Feldherrn alle Mobilgarden Frankreichs wie Spreu auseinanderzufegen.

Man hatte im deutschen Hauptquartier anfangs vermuthet, die Franzosen würden das Korps des Generals v. d. Tann verfolgen. In diesem Falle wäre Gefangenschaft oder völlige Vernichtung das

sichere Los der Loirearmee gewesen, denn der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl würde sie völlig abgeschnitten haben.

Doch der General Aurelles de Paladine war klug genug, nicht in den Fehler einer zu eifrigen Verfolgung zu verfallen. Er begnügte sich, Orleans wieder zu besetzen und die vorgefundenen Erdwerke zu erweitern und zu verstärken. Bei Orleans beabsichtigte die provisorische Regierung ein verschanztes Lager anzulegen und hier alle ausgebildeten Mobilgarden zu sammeln, um dereinst mit einer großen Armee Paris zu befreien.

Auch von Westen her hatten einige Korps der Mobilgarde sich Paris genähert. Angeblich waren sie die Spitzen einer Armee, welche der Graf Keratry in der Bretagne versammelt hatte. Der Großherzog von Mecklenburg lieferte ihnen am 17. November ein Gefecht bei Dreux, 6 Meilen westlich von Chartres. Mit einem eigenen Verluste von 3 Todten und 35 Verwundeten warf der Großherzog die Mobilgarden zurück, die 22. Division besetzte Dreux und lieferte dem Feinde auch am 18. November ein kleineres Gefecht bei Chateaufort, in welchem 200 Gefangene gemacht wurden.

Das Wetter war in den letzten Wochen schon recht rauh geworden, den Rückzug von Coulmiers auf Chartres führte General von der Tann theilweise im Schneegestöber aus. Der Winter meldete sich.

Die Operationen der deutschen Armeen wurden durch die heranrückende rauhe Jahreszeit durchaus nicht unterbrochen. Von Deutschland aus waren die deutschen Truppen mit warmen wollenen Unterkleidern reichlich versehen, und selbst die später so heftig auftretende Kälte vermochte nicht, die tapfern deutschen Truppen auch nur einen Augenblick in der treuesten Erfüllung ihrer schweren Pflicht wankend zu machen.

Fünftes Kapitel.

Die Winterfeldzüge an der Loire, im Norden und im Osten. Die Belagerung von Paris.

Am 29. Oktober war die Festung Metz von den deutschen Truppen besetzt, unmittelbar danach trat der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl mit drei Armeekorps, dem 3., 9., 10., den Marsch in südwestlicher Richtung an, um in das Herz Frankreichs vorzurücken, die Voirearmee zu beseitigen und den Süden in Schach zu halten.

Die große Energie, durch welche der Prinz seinen Feldherrnruf schon so früh begründete, wandte er auch auf diesem Marsche zum großen Nutzen seines ganzen Unternehmens wieder an. Die Stimmung der Truppen war eine vortreffliche, die Heerstraßen, auf denen sie marschirten, waren in sehr gutem Zustande, die Gegenden, durch welche sie zogen, hatten vom Kriege nicht gelitten, die Verpflegung war daher reichlich und gut. Unter diesen günstigen Umständen legte die Armee im Anfange täglich 3—5 Meilen, später sogar 6 Meilen und darüber zurück.

Der Marsch ging über Commercy durch die Ausläufer des Argonnenwaldes, welche öfter herrliche Landschaftsbilder boten. Berührt wurde das Städtchen Joinville, nach dem ein Prinz des Hauses Orleans den Namen trägt. Von den Pionieren wurde sofort die Eisenbahn von St. Dizier über Joinville wieder fahrbar gemacht und in Betrieb gesetzt, wodurch namentlich das Nachschieben von Proviantkolonnen für die marschirenden Korps sehr erleichtert wurde. Weiter zog der Prinz über Doulevant-le-Château, über La Rothière (bekannt aus den Freiheitskriegen) nach Brienne, demselben Orte,

von dem aus Napoleon I. als damaliger Zögling der Artillerieschule seine Laufbahn begann. Am 10. November hielt der Prinz an der Spitze eines Kürassierregimentes seinen Einzug in die alte Stadt Troyes. Auf dem Platze vor der imposanten Kathedrale blieb der Prinz halten und ließ die 1. Kavalleriedivision, die 18. und Theile der Großherzoglich hessischen Division vorbeimarschiren. Die Haltung und das Aussehen der Truppen war nach dem fast viermonatlichen Feldzuge, nach den unfäglichen Strapazen der Zernirung von Metz, über alle Erwartung gut, namentlich war die Stimmung der Truppen die vortrefflichste.

Am 14. November erfolgte von Troyes der Weitermarsch über Sens. Während die Bevölkerung bisher sich in gewissem Grade sogar freundlich gegen die deutschen Truppen gezeigt hatte, trat von Troyes ab eine feindliche Stimmung auf, die Wege waren öfter durch Verhaue gesperrt, auf die Vorposten wurde geschossen, und leider fielen den Menehilmördern mehrere Soldaten zum Opfer. Die schärfsten Strafen von deutscher Seite blieben natürlich nicht aus.

Von Sens zog der Prinz nach Montargis, und stand nun schon in der Nähe von Orleans, welches von Montargis noch 9 Meilen entfernt ist, und hier stießen zuerst Truppen vom 10. (han-noverischen) Armeekorps auf den Feind. Am 24. November warfen zwei Brigaden dieses Korps das 20. französische Korps aus Ladon, einem Städtchen 2 Meilen westlich von Montargis.

Während nun also die Armee des Prinzen Friedrich Karl Führung mit dem Feinde gewonnen hatte, war der Großherzog von Mecklenburg mit seiner Armee ebenfalls vorgegangen und zwar in der Richtung auf Le Mans, er bedrohte also die linke Flanke der Voirearmee und hielt zugleich diejenigen Heeresabtheilungen in Schach, welche etwa aus der Bretagne vorbrechen konnten. Die eigentliche Voirearmee unter dem Oberbefehl des Generals Aurelles de Paladine hatte mittlerweile bedeutende Verstärkungen von ausgebildeten Mobilmgarden an sich gezogen und hatte nach gut unterrichteten österreichischen Blättern nunmehr eine Stärke von 153000 Mann mit 300 Feldgeschützen.

Der General Aurelles de Paladine hatte durch das Gefecht bei

Ladon den Beweis erhalten, daß die Armee des Prinzen Friedrich Karl in unmittelbarer Nähe war, und es war vorauszusehen, daß der Angriff des Feldmarschalls jedenfalls bald erfolgen würde. Da faßte der französische Befehlshaber einen kühnen Plan. Mit seiner gesammten Heeresmacht wollte er sich nach Norden wenden und in der Richtung auf Fontainebleau mit einem Gewaltstoße durchzubrechen versuchen. Mit Trochu in Paris war durch Briestauben verabredet worden, daß er sodann einen großen Ausfall machen sollte, und so hoffte man den Feind zwischen zwei Feuern zu vernichten.

Es läßt sich nicht läugnen, daß dieser Plan nicht ungeschickt angelegt war, und er hätte wohl gelingen können, wenn dem französischen General gegenüber nicht gerade ein Prinz Friedrich Karl gestanden hätte. Denn obwohl die vorbereitenden Bewegungen der Franzosen mit vieler Vorsicht und Energie ausgeführt wurden, so hatte der Feldmarschall doch den Plan durchschaut und seine Maßregeln getroffen. Als am 28. November Aurelles de Paladine mit großen Heeresmassen seinen Vorstoß nach Norden unternahm, stieß er bei Beaume la Rolande, 6 Meilen nord-nordöstlich von Orleans, auf das 10. Armeekorps, welches mit Hülfe des halben 3. Armeekorps den Angriff aufs tapferste abschlug und die 70000 Mann, von denen es angegriffen wurde, zum ungeordneten Rückzuge nöthigte.

Schon am 26. November begannen lebhafte Vorpостengefechte, unter andern bei dem Dorfe Vorch, wo eine Schwadron französischer Ulanen sich auf eine kleine Abtheilung preussischer Husaren stürzte. Die letzteren zogen sich zurück und lockten die Ulanen in das Feuer des 10. Jägerbataillons, welches von zwei Seiten her seine sichern Büchsen auf die Franzosen richtete. Fast die ganze Schwadron blieb auf dem Platze.

Auch am 27. November fanden kleine Scharmükel statt, am 28. November folgte dann der Angriff der französischen Massen. Um 9 Uhr morgens wurde das Städtchen Beaume la Rolande angegriffen. Die feindlichen Regimenter bestanden aus Linientruppen, den besten des feindlichen Heeres. Der Anmarsch geschah von drei Seiten her mit großer Hefigkeit, die Absicht des Feindes war, das 10. Armeekorps in der rechten Flanke und im Rücken zu fassen und

aufzurollen. Der wichtigste Punkt, auf dessen Festhalten das Heil des ganzen 10. Armeekorps beruhte, war das Städtchen Beaume, welches vom 16. und 57. Infanterieregiment besetzt war. Zur Vertheidigung waren an den Ausgängen des Dorfes Barrikaden errichtet, die massiven Gehöfte des Ortes waren mit Schießscharten versehen und jedes Haus zu einer kleinen Festung umgewandelt. Immer wieder wurden mit furchtbarer Wucht die Angriffe des Feindes versucht und immer neue Kolonnen gegen die beiden Regimenter angeführt. Die Preußen ließen den Feind bis auf 200 Schritte herankommen, dann eröffneten sie ein Schnellfeuer, vor dem nur wenige Franzosen wieder in ihre Stellung zurückgelangten. Eine weiter rückwärts aufgefahrene Batterie schleuderte Granate um Granate in die feindlichen Regimenter, und die Verluste der Franzosen waren an dieser Stelle ungeheuer.

Doch nichts konnte die Hartnäckigkeit der Franzosen brechen, die an diesem Tage vortrefflich geführt wurden und heldenmüthig kämpften. Das 3. Zuavenregiment ging auf die Batterie los und trotz der schwersten Verluste kam es so nahe, daß die Geschütze, um nicht in Feindeshand zu fallen, abgefahren werden mußten.

Die Vertheidigung des Dorfes blieb der Infanterie nun allein überlassen, aber schon brannten in der Stadt einige Häuser, welche durch die feindlichen Granaten entzündet waren, die Barrikaden hatten auch schon stark gelitten, und in diesem schweren Augenblicke ging der Infanterie die Munition aus. Da jagte der Adjutant Leutnant Meitz zur Nordseite des Städtchens hinaus, auf der Chaussee nach Pithiviers waren die Munitionswagen aufgefahren, und fast wie durch ein Wunder gelangte ein Munitionswagen, auf den das feindliche Feuer sich massenhaft richtete, glücklich nach Beaume. Die Patronen wurden vertheilt, und der verzweifelte Kampf um den Besitz des Ortes begann von neuem mit aller Hartnäckigkeit der Vertheidiger und aller Energie der Angreifer. Doch immer neue Reihen des Feindes wälzten sich heran und die Lage der beiden Regimenter wurde immer gefährvoller, da sie schließlich vom Feinde beinahe ganz umzingelt waren und von allen Seiten die wüthenden Angriffe erfolgten. Vom Thurme der Stadtkirche schlug es vier Uhr, eine

feindliche Granate zertrümmerte die Uhr, so daß die Zeiger auf vier stehen blieben.

Da ertönte plötzlich von der Heerstraße nach Pithiviers her ein brausendes Hurrah! in der linken Flanke erschienen brandenburgische Regimenter, und zugleich erschallt in der nächsten Nähe auf der rechten Flanke Kanonendonner, und geführt von dem Obersten von Wulffen, dessen Brust das eiserne Kreuz und der Verdienstorden schmückt, tritt das 6. brandenburgische Regiment ins Gefecht: im Sturmschritt werfen die Helden von Mars la Tour sich auf den Feind und treiben den übermächtigen in verzweifeltm Ringen zurück. Unter den entsetzlichsten Verlusten mußten die Franzosen das Feld räumen und, überschüttet von den furchtbaren preussischen Granaten, den Rückzug antreten. Auf einer Stelle zählte man auf einem Fleck von 100 Fuß Länge und Breite 400 französische Gefallene.

Die Dunkelheit gestattete dem Feinde abzugiehen. Seine Verluste betrugen 1100 Tödt, 5000 Verwundete und 1600 Gefangene. Aber auch auf preussischer Seite waren mehr als 1000 Mann Verlust.

Der Großherzog von Mecklenburg hatte sich inzwischen ebenfalls von Le Mans her genähert, mit der 22. und der 17. Division und dem 1. bairischen Korps hatte er sich am 30. November mit dem Feldmarschall vereinigt. Am 1. Dezember beabsichtige der Großherzog eine umfassende Rekognoszirung auf dem rechten Flügel der Franzosen, die ihm in diesem Unternehmen begegneten und ihn auf der Straße nach Chartres angriffen. Die ganze Wucht ihres Angriffes war auf das 1. bairische Korps gerichtet und es wurde eine kurze Strecke in nordwestlicher Richtung bis Voigny zurückgedrängt. Aber am 2. Dezember griff der Großherzog den Feind wieder an und warf ihn, die 17. Division blieb auf der Verfolgung desselben. Am 3. Dezember versuchten die Franzosen ihren letzten Vorstoß, 2 Divisionen des 16. französischen Korps gingen von Artenay aus nach Norden vor, machten aber vor Truppen des 9. deutschen Korps ohne Kampf Kehrt. Eine dritte Division des 16. Korps ging von Artenay auf Poupry vor, stieß hier jedoch auf einen sehr energischen Gegner in der 22. Division unter General von Wittich. In heißem Kampfe,

der den ganzen Tag währte, wurde gerungen, auch die Baiern und die 17. Division traten ins Gefecht, ebenso von französischer Seite bedeutende Truppenmassen. Bei 8 Grad Kälte wurde gekämpft, die Franzosen schlugen sich mit großer Tapferkeit, und lange schwankte der Kampf hin und her, bis er sich am Abend zu Gunsten der Deutschen entschied, nachdem ein letzter gewaltiger Vorstoß der Franzosen abgeschlagen war. An diesem blutigen Tage bei Artenay haben sich die hanseatischen Regimenter durch ausdauernde, heldenmüthige Tapferkeit ganz besonders ausgezeichnet, leider aber auch schwere Verluste erlitten. Die Deutschen machten 1750 Gefangene und nahmen sechs Kanonen.

Am 2. Dezember war also die Armee des Großherzogs in zwei verschiedenen Richtungen siegreich vorgegangen.

Die Hauptstärke der französischen Voirearmee konzentrierte sich nun vor Orleans. An den Angriff dachte General Aurelles de Paladine jetzt nicht mehr, hinter den starken Erdwerken, die dicht vor Orleans und auf allen Straßen nach Orleans aufgeworfen und mit schwerem Geschütz armirt waren, stellte er seine Truppen auf, um die „heilige“ Stadt der Jungfrau von Orleans zu vertheidigen, welcher der Prinz-Feldmarschall jetzt schon von allen Seiten nahe gerückt war.

Für den 3. Dezember befahl der Prinz Friedrich Karl einen allgemeinen Angriff auf Orleans. In einem Halbkreise wurden die Truppen um die Stadt her aufgestellt, der Mittelpunkt war Orleans, darauf gingen sie alle los. Das 9. preussische Korps sollte im Zentrum auf der Straße Paris-Orleans vorgehen, das 3. Korps auf dem linken Flügel auf der Straße Pithiviers-Orleans, der Großherzog auf dem rechten Flügel auf der Straße Chartres-Orleans. Das 10. Korps folgte in der Front dem 9. und 3. Korps.

Das 9. Korps warf den Feind aus Artenay und bestand einige Kilometer drüber hinaus ein heftiges Gefecht bei Moulin d'Anvillers. Der Feind hatte sich hier festgesetzt, bei einer Windmühle stand er in besestigter Stellung und wollte nicht weichen. Aber das 85. Regiment (Holsteiner) nahm die Windmühle mit Sturm und setzte seinen Vormarsch unter fortwährenden Schützenkämpfen bis Chevilly fort. Als sie hier anlangten, hatte der Großherzog von Mecklenburg das

Dorf bereits genommen. Cheville war der Schlüssel zum Walde von Orleans und der ganzen Stellung des Feindes.

Das 3. preussische Korps hatte auf seinem Vormarsche von Pithiviers aus das stark besetzte Sancerre genommen, ebenso Chilleurs-aux-Bois und war im Walde bis Toury vorgedrungen, dem Orte, der ihm von dem Feldmarschall als Aufgabe des Tages bestimmt war. Das 10. Korps hatte Neuville-aux-Bois genommen und den Feind in den Wald zurückgeworfen. Am Abend des 3. Dezember war also der Waldbrand in deutschen Händen.

Nach den glücklichen Resultaten dieses Tages war der Prinz Friedrich Karl spät abends nach Artenay zurückgekehrt, die Truppen bezogen in ihren Stellungen Bivouaks. Das Regenwetter, welches sich gegen Abend eingestellt hatte, war gegen Morgen einem starken Frost gewichen.

In der Frühe des 4. Dezembers wurde der Angriff auf den Feind fortgesetzt. Das 9. Korps, zu welchem Prinz Friedrich Karl in Begleitung seines Stabes sich früh morgens begeben hatte, ging vor und bekam aus dem Walde starkes Feuer. Das 85. Regiment erstürmte wiederum einige Pachthöfe, ging dann im Verein mit andern Regimentern des 9. Korps im Walde bis auf die Höhe von Cercottes vor und griff umfassend und mit großer Tapferkeit diese stark besetzte Stellung an. Hier stand das 15. französische Korps, ein äußerst lebhaftes Gefecht entspann sich, die Franzosen setzten den anstürmenden Holsteinern kräftigen Widerstand entgegen, aber die Holsteiner waren in ihrem Angriff so zäh und beharrlich, daß der Feind endlich seine Stellung aufgab und seine Positionsgeschütze im Stich ließ. Die Einnahme von Cercottes war der Glanzpunkt des Tages, die Frucht der ausgezeichneten Haltung des 9. Korps unter General von Manstein.

Auf dem rechten Flügel war der Großherzog auf der Straße von Chateaudun her vorgegangen und hatte den Feind gegen Orleans zurückgeworfen. Die Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht hatte hier Gelegenheit zu einigen glänzenden Angriffen, die mit großer Bravour und durchschlagendem Erfolge ausgeführt wurden.

Auf dem linken Flügel war das 3. Korps mit geringem Gefecht von Voury bis St. Loup gekommen.

Am Abend des 4. Dezember standen die deutschen Truppen nördlich, westlich und östlich um Orleans, den Franzosen blieb zum Rückzug nur die eine Chaussee nach Süden, die sie in der Nacht zum 5. Dezember auch einschlugen. Prinz Friedrich Karl verweilte mit dem Hauptquartier in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember in dem ärmlichen, halb zerstörten Dörfchen Cercottes. Noch am Abend des 4. Dezembers wurde zur Verfolgung des Feindes auf Vierzon, Tours und Gien Kavallerie abgesendet.

Am frühen Morgen des 5. Dezember rückte der Großherzog von Mecklenburg in Orleans ein, einige Stunden später das 9. und das 3. preussische Korps. Am Mittage des 5. Dezember zog der Prinz Friedrich Karl als Sieger in Orleans ein.

Die Zahl der Gefangenen war sehr bedeutend, es waren mehr als 18000 Mann. Erbeutet wurden 77 Kanonen, 4 Kanonenböte, welche auf der Loire operirten, eine große Menge Militärequipagen und Armeematerial.

Der General Aurelles de Paladine, der Orleans so tapfer vertheidigt hatte, wurde von Gambetta „als Verräther“ abgesetzt.

Die Loirearmee war völlig zersprengt, der größte Theil der Trümmer ging auf Tours zurück, ein andrer Theil, meist Truppen, welche bei Orleans nicht ins Feuer gekommen waren, da sie weit westlich bei Montargis standen, retirirten auf Gien und von da weiter auf Bourges. Beide Theile wurden lebhaft verfolgt.

Der unermüdlche Windbeutel Gambetta sagte in seinen Proklamationen, die Loirearmee habe Orleans freiwillig geräumt und sich darauf in zwei Theile getheilt, welche die Deutschen hinter sich her ins Innere von Frankreich locken sollten, um sie desto sicherer zu vernichten, und fortan sprach der Diktator in seinen Proklamationen von zwei Loirearmeen. Am 10. Dezember kündigte er auch an, die Regierung habe ihren Sitz von Tours nach Bordeaux verlegt, „um die Freiheit der Bewegungen der Armeen nicht zu behindern.“ Zum Oberbefehlshaber der westlichen Armee ernannte er nun den General Chanzy.

Bei der Verfolgung nach Westen stieß die 17. Division am 7. Dezember bei Meung, auf der Straße von Orleans nach Blois am rechten Voireufer auf den Feind. In der Meinung, Trümmer der geschlagenen Voirearmee vor sich zu haben, griff die 17. Division sofort an. Doch der Feind entwickelte seine Truppen in bedeutender Stärke, und bald sah man, daß man mit einer großen Uebermacht frischer Regimenter zu thun hatte, welche nicht zu der geschlagenen Armee gehörten. Da hatte die 17. Division denn nun einen sehr schweren Stand, und der Tag hätte verhängnißvoll werden können, wenn nicht das 1. bairische Korps zu Hülfe gekommen wäre. Unter seinem Beistande wurde der Feind geschlagen, und ihm 1000 Mann Gefangene und 6 Geschütze abgenommen.

Am 8. und 9. Dezember wurde der Vormarsch fortgesetzt und der Feind bei Beaugency abermals geworfen, unter Verlust von 1500 Gefangenen und mehreren Geschützen. Nach Osten ging das 3. Armeekorps vor und bestand bei Gien glückliche Gefechte, nach Süden hin wurde Vierzon von deutschen Truppen besetzt.

In Anbetracht der großen Verluste, welche das 1. bairische Korps erlitten hatte — sie betrugen in den Tagen vom 28. November bis 5. Dezember 3200 Mann — ging am 10. Dezember dieses Korps auf ausdrücklichen Befehl des Königs von Preußen nach Orleans zurück und blieb daselbst als Besatzung.

Am 9. Dezember bestand das 9. Armeekorps einen Kampf bei Blois und erstürmte dabei Chambord, fünf Geschütze wurden genommen.

In Folge dieser kleineren Gefechte, die für die deutschen Truppen immer siegreich waren, zogen die Franzosen nun ohne Widerstand und in fliegender Eile ab. Alle Wege, welche sie zurückgelegt, waren mit Waffen und Montirungsstücken bedeckt. Die deutschen Truppen konnten am 13. Dezember ohne Kampf Blois besetzen. Der General Chanzy, der neue Kommandant der neuen Gambetta'schen Westarmee, war auf Vendôme zurückgegangen, westlich von Orleans auf dem Wege nach Le Mans gelegen. Der Großherzog von Mecklenburg folgte ihm, brachte ihm am 15. Dezember abermals beträchtliche Verluste bei und besetzte am 16. Dezember die Stadt Vendôme, an dem

Voir gelegen. Statt des 1. bairischen Korps war unter den Befehl des Großherzogs von Mecklenburg jetzt das 10. preussische Korps getreten. Das Treffen am 15. Dezember vor Vendôme wurde von demselben ausgefochten, und dabei 6 Geschütze erbeutet. Auch am 17. Dezember bestand dieses Korps ein Treffen bei Epuisay, einem kleinen Orte in der Richtung auf Le Mans.

In Vendôme wurden wichtige Dienstpapiere des Generals Chanzy erbeutet, durch welche festgestellt wurde, daß die ehemalige Voirearmee nur noch aus Trümmern bestand. Auch zahlreiche Privatbriefe fand man vor, von französischen Offizieren an ihre Angehörigen geschrieben, in denen sie erzählten, daß die Unordnung und das Elend unter den französischen Truppen grenzenlos sei. Die eigenen Landsleute weigerten sich oft, den Soldaten Nahrungsmittel zu verabreichen, die Soldaten verdächtigten ihre Offiziere und sprachen unaufhörlich von Verrath, die Kleidung und Ausrüstung der Mobilgarden sei eine ganz klägliche. Der Zustand Frankreichs sei jetzt ganz trostlos, und die letzte Hoffnung sei nun erloschen.

So sprachen französische Offiziere, aber der Diktator Gambetta kümmerte sich nicht um das grenzenlose Elend, auf seinen Befehl fuhr man sogar jetzt noch fort, neue Mobilgardenregimenter zu errichten und den Kern der männlichen Bevölkerung Frankreichs in völlig nutzloser Weise zur Schlachtbank zu treiben.

Die Verfolgung des Feindes auf Le Mans, auf Tours, auf Vierzon und auf Bourges wurde durch kleinere Abtheilungen fortgesetzt, größere Gefechte sind dabei nicht mehr vorgekommen, kleinere Zusammenstöße jedoch mehrfach. Zu erwähnen ist eine tapfere That des Oberstleutnant von Voltenstern, der mit 6 Kompanien, 2 Eskadrons und 2 Geschützen am 26. Dezember bei La Chartre von einer ganzen feindlichen Division angegriffen und eingeschlossen wurde. Die kleine Abtheilung schlug sich jedoch durch und brachte bei einem eigenen Verlust von 100 Mann noch 10 Offiziere und 230 Mann als Gefangene mit.

Eine Abtheilung deutscher Truppen kam bis Tours, der Maire der Stadt hißte die weiße Fahne auf und bat um Schonung, Tours

wurde jedoch nicht besetzt, sondern die Preußen, welche nur refognosziren wollten, zogen wieder ab.

Am 24. Dezember verließ das bairische Korps Orleans und rückte in die Zernirungslinie von Paris ein.

In der letzten Woche des Dezembers bezogen die preußischen Truppen Rantonnements, um ihre Ausrüstungsgegenstände, besonders Schuhwerk, wieder zu ergänzen und sich von den schweren Strapazen der letzten Monate zu erholen. Das 3. Korps stand in der Linie Orleans=Beaugency, das 9. Korps in der Linie Orleans=Gien, das 10. Korps bei Blois. Größere Kavallerieabtheilungen wurden in die Sologne vorgeschoben, sie machten sich stets an den Feind, beunruhigten ihn fortwährend und brachten ihm dadurch den Glauben bei, der Prinz Friedrich Karl sei mit seiner ganzen Armee unterwegs, während die Truppen ruhig in ihren Quartieren lagen.

Nachdem alle Vorräthe ergänzt, die Truppen gestärkt, zahlreiche Ersatzmannschaften eingestellt waren, ergriff der Feldmarschall im Januar wieder die Offensive. Die drei Korps und die Truppen des Großherzogs bei Chartres, welche jetzt der II. Armee einverleibt waren, setzten sich in Bewegung. Am 4. Januar verließ der Prinz Friedrich Karl Orleans, am 6. Januar erreichte das Hauptquartier die vorrückende Armee. Nach den Tagen des scharfen Frostes war die Temperatur auf 3 Grad unter Null gegangen, die Sonne wärmte bereits wie in den schönen Märztagen in Deutschland, die Truppen sahen frisch und wohlgenährt aus und marschirten stramm und rüstig dahin.

Am Mittag rückte der Feldmarschall in Vendôme ein, und grade als er bei den ersten Häusern angelangt war, erscholl lebhaftes Gewehrfeuer in der Nähe. In Vendôme hatte nämlich nur eine preußische Brigade gestanden, und diese beiden Regimenter zu überfallen hatte General Chanzy sich vorgenommen. Mit drei Divisionen war er von Le Mans her vorgerückt, der Prinz Friedrich Karl aber hatte durch die Wachsamkeit der preußischen Kavallerie frühzeitig Nachricht erhalten und in die Umgegend von Vendôme das 3. Korps vorgeschoben. Es läßt sich die höchst unangenehme Ueberraschung des Ge-

nerals Chanzy denken, als er statt einer Brigade ein ganzes Armee-korps sich gegenüber sah.

Die Brandenburger gingen sofort höchst energisch zum Angriff über und warfen, nachdem sie im Sturm ein gut vertheidigtes Dorf genommen, den Feind in den Wald von Vendôme zurück. Hier suchten sich die Franzosen mit großer Hartnäckigkeit zu halten, aber ungeachtet ihrer großen Ueberzahl wurden sie am Abend geworfen. Südlich von Vendôme bei St. Amand hatte die Hälfte des 10. Armee-korps den Feind geschlagen, und dem General Chanzy, der gegen die deutschen Truppen offensiv vorgehen wollte, mußte es nun wohl klar werden, daß ihm der Speer aus der Hand gerungen und die Spitze gegen ihn gekehrt worden war.

Das Gefecht von Vendôme war der Anfang einer Reihe von Operationen gegen die Armee des Generals Chanzy, die sich vom 6. Januar an täglich fortsetzten und am 12. Januar mit der Einnahme von Le Mans endeten. Es war unter den harten und heißen Kämpfen dieser Tage keiner, dem die Ausdehnung und Bedeutung einer Schlacht zukäme, es war eine Reihe von Gefechten, deren eines das andre bedingte, und deren Resultat dem Ergebniß einer großen Schlacht gleichkam.

Mit überaus schwierigen Faktoren hatte der General-Feldmarschall Prinz Friedrich Karl beim Entwurfe seiner Operationen zu rechnen. Zuerst mit einem Terrain, wie es schwieriger nicht gedacht werden kann, mit demselben Terrain, welches in den französischen Revolutionskriegen den Vendéern so oft gegen die Truppen der Republik den Sieg verschaffte. Die ganze Perche, derjenige Landstrich, welcher von Vendôme aus beginnt und sich nach La Ferté und Le Mans hinzieht, besteht aus regelmäßig sich fortsetzenden Erhebungen und Senkungen des Bodens, die von beträchtlicher Höhe und Tiefe sind und planmäßig nicht besser hätten angelegt werden können, um einem anrückenden Feinde Schwierigkeiten jeder Art zu bereiten. Dazu ist dieses Land von dichten Baumalleen und Knicks durchzogen, jeder kleine Acker- und Gartenbesitz ist von einer dichten Dornenhecke umgeben, und inmitten dieses zur Vertheidigung so außerordentlich günstigen Terrains liegen die einzelnen Dörfer, noch mehr die einzelnen

Gehöfte zerstreut, jedes derselben ist eine feste Position, die einen natürlichen Rückhalt an einer größeren oder geringeren Waldparzelle zu haben pflegt. Der beste Ingenieur hätte ein Terrain nicht besser zur Vertheidigung herrichten können, als es hier die Hand der Natur gethan.

Gegen eine solche Vertheidigungslinie gingen die Preußen als die Angreifenden vor. Zu diesen Terrainschwierigkeiten kam außerdem noch die Ungunst des Wetters und eines Winters hinzu, wie er in diesen Gegenden zu den größten Ausnahmen gehört. Es kamen Tage und Nächte, in denen die Schneestürme nicht aufhörten, mehrere Fuß hoch lag der Schnee, dann trat plötzlich wieder eine mildere Temperatur ein, der Regen fiel und verwandelte die Straßen in eine lang sich hinziehende Wasserfläche, in der Nacht aber kam plötzlich wieder Frost, und die ganze Heerstraße war glatt wie ein Spiegel. Durch diese Stürme, auf solcher abschüssigen Bahn mußte die Infanterie, Kavallerie und Artillerie, die Munitions- und Fuhrparkkolonnen vorwärts, bergauf, bergab. Die Unmöglichkeit, die nothwendige Schärfung der Pferde ausführen zu lassen, legte die Kavallerie und Artillerie fast lahm. Am 10. Januar waren die Wege, welche das zehnte Armee-corps zurückzulegen hatte, wegen des unter dem Schnee befindlichen Eises so glatt, daß sämtliche Reiter zu Fuß gehen mußten. Selbst der kommandirende General von Voigts-Rhetz legte den größten Theil des Weges zu Fuß zurück und fuhr später in Ermangelung eines andern Transportmittels auf dem Prokassen einer Kanone.

In solchen Gegenden und an solchen Tagen hätte der General Chanzy dem preussischen Heere den größten Abbruch thun können. Seine Divisionen mußte er nicht in geschlossenen Kolonnen dem vorrückenden Heere entgegen stellen, sondern er mußte die Munitions- und Proviantkolonnen beunruhigen, aufhalten, abschneiden, bei solchem Terrain, bei den ungeheuern Schwierigkeiten, welche die Preußen zu überwinden hatten, wäre das eine Kleinigkeit gewesen, und Truppen standen dem französischen General genug zu Gebote, auch er hatte in den letzten Tagen des vergangenen Jahres bedeutende Verstärkungen an sich gezogen, er verfügte über eine Truppenmacht von beinahe 150000 Mann.

Es war vom 6. Januar an kein Tag, in welchem die Preußen nicht im feindlichen Feuer waren. Ausgesetzt dem Kugel- und Granatregen, beim Vorgehen gegen einen Feind in den festesten Positionen, durch den dichtesten Schnee, durch Dornenhecken, oft stundenlang im Wasser oder auf dem Eise liegend, oft ohne Nahrung, da die Zeit zur Bereitung fehlte — so brachten die preussischen Truppen diese Tage hin. Und wenn die mühevollste Arbeit des Tages gethan war, dann erwartete sie des Abends nicht etwa ein behagliches Quartier unter Dach und Fach, nein, das Bivouak unter freiem Himmel auf Schneefeldern, denn die Wohnungsdichtigkeit dieser Gegenden ist eine sehr geringe. In den Bivouaks war kein Stroh zu haben, und wenn die Truppen auf Vorposten standen, durften sie auch kein Feuer anzünden. Dazu mußten an den Gefechtstagen die Gepäcswagen zurückbleiben, um die Bewegungen der Truppen nicht zu hindern. Die wenigen Gegenstände, welche der Soldat wie der Offizier auf gewöhnlichen Märschen zu seiner Erwärmung mit sich führt, wollene Decken und dergleichen, fehlten daher, die auf dem Leibe befindliche Kleidung war in Folge des Regens, Schnees oder Nebels durchnäßt. Abends um 9, 10 Uhr erst kamen für die Truppen die Stunden der Ruhe im Gefühl der äußersten Ermüdung, und wenn nur eben wieder der nächste Tag graute, dann wurden sie schon wieder alarmirt und von neuem ging es gegen den Feind vor.

Es giebt fast keine Worte, um zu schildern, was preussische Generale, Offiziere, Mannschaften in diesen Tagen geleistet haben. Doch in jedem dieser Helden regte sich das Bewußtsein: die Sache will es! Und so wurde ein jeder stark, es wurde vollendet, zu einem siegreichen Ende geführt.

Bei dem Vormarsch auf Le Mans bildete das 10. Armeekorps den linken Flügel, es ging von Montoire über La Chartre, Grand Lucé und Mulsanne vor, das dritte Korps im Zentrum operirte mit dem 9. Korps auf der Straße von Vendôme über Epuisay und St. Calais, das 13. Korps unter dem Großherzog von Mecklenburg ging von Chartres über Nogent le Rotrou und La Ferté Bernard auf Le Mans. Den linken Flügel deckte die 8. Kavalleriedivision unter General von Hartmann mit der 38. Infanteriebrigade, die Verbindung

zwischen den einzelnen Korps und die Avantgarde bildete die 2. und 6. Kavalleriedivision.

Am 8. Januar brach der Feldmarschall von Vendôme auf und ging auf der Straße nach Epuisay vor. Rechts von der Straße dehnte sich der Wald von Vendôme aus, der Hauptpunkt der Kämpfe des 3. Armeekorps am 6. Januar. Bis an die Straße erstreckten sich die Spuren des Kampfes, Uniformen und Waffenstücke lagen zerstreut umher, hier und da waren Kämpfer hingestreckt, meistens Franzosen, doch hatte auch mancher Brandenburger hier sein Grab gefunden. Zu beiden Seiten der Straße waren die Stellen bemerkbar, wo die Franzosen im Vivouat gelegen, wo sie ihre Vorposten, ihre Feldwachen gehabt hatten. Das ging so hin bis Epuisay, einem kleinen Dorfe an der nach Le Mans führenden Straße. Ueberall in der Fortsetzung des Marsches trafen die Truppen auf Vorkehrungen der Franzosen, den Vormarsch der Preußen zu hemmen, überall waren die Straßen aufgerissen, verbarrikadirt, von Gräben durchschnitten. An der Bray-Linie hatten sich die Franzosen am 7. Januar zu halten versucht und waren durch ein lebhaftes Gefecht von dem 3. Korps zurückgeschlagen. Am 9. Januar erreichte das Hauptquartier die Avantgarde des 3. Armeekorps, die Regimenter 11 und 84. Der neunte Januar war es, der an die Marschleistungen der Truppen und Kolonnen die höchsten Anforderungen stellte, es war ein unaufhörliches Schneestürmen, durch dasselbe mußten die Preußen hindurch und kamen dabei dem auf dem Rückzuge befindlichen Feinde immer näher auf den Leib. Auf dem Wege war lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer zu hören. Als der Feldmarschall gegen Abend in dem Dorfe Bouloire angekommen war, traf die Meldung von einem heftigen Zusammenstoß ein, welchen das 3. Korps bei Ardenay, etwa 1½ Meilen vorwärts, mit den Streitkräften des Generals Chanzy gehabt hatte. Der Höchstkommandirende schlug in Bouloire sein Hauptquartier auf, das Dorf erhielt eine Besatzung, die an Zahl weit über die gewöhnlichen Verhältnisse hinausging. Das war eine Maßregel, welche den Uneingeweihten einigermassen befremden konnte, die jedoch, wie sich später herausstellte, als eine Pflicht der Vorsicht drin-

gend geboten war. Der ganze Wald um Bouloire war noch voll feindlicher Truppen.

Nach dem rapiden Vormarsch hatte Prinz Friedrich Karl den französischen Oberbefehlshaber gezwungen, seine Truppen aus ihrer Stellung bei Vendôme zurückzuziehen, und daß letzterer mit seinen undisziplinierten, unbeweglichen Massen das nicht so schnell bewerkstelligen konnte, um von den preussischen Truppen nicht erreicht zu werden, das verwickelte ihn in den nächsten Tagen in Gefechte, die namentlich von dem brandenburgischen Armeekorps geführt wurden und für die Franzosen stets ungünstig ausfielen. Am 10. Januar des Abends wurde die erste Siegesbeute, zwei Mitrailleusen mit vollständiger Bespannung nach Bouloire gebracht, und diesen folgten massenhafte Züge von Gefangenen, so daß zuletzt in dem kleinen Orte der Raum fehlte, dieselben unterzubringen. Zwischen Ardenay und der kleinen Stadt Yvre, um die Auberger St. Hubert, suchte sich der Feind am 11. und 12. Januar gegen das 3. Armeekorps zu behaupten, einzelne an der Straße gelegene Höhen, welche dieselbe beherrschen, vertheidigte er mit großer Hartnäckigkeit. Hier war außer dem 3. Korps auch noch das 9. Korps engagirt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde auf der ganzen Linie des preussischen Zentrums ein weithindröhnendes Geschütz- und Gewehrfeuer unterhalten. Die Schneestürme hatten aufgehört und einem klaren, sonnigen Himmel und starkem Froste Platz gemacht — über die glatte Schneefläche zogen die Bataillone in die Gefechtslinie und unter dem blauen Himmel blitzten die Rohre der Kanonen und flogen die Granaten, Verderben unter den Feind ausspeierend. Während dieser Kämpfe war der Feldmarschall von Morgen bis in die Nacht auf dem Kampfplatze, bald auf dieser, bald auf jener Stelle, überall da, wo ein Eingreifen in die Aktion geboten war. Am Nachmittage des 12. Januar ermattete der Widerstand des Feindes plötzlich, am Abend desselben Tages war die Straße auf Le Mans frei.

Der Großherzog von Mecklenburg war unter fortwährenden Kämpfen von Norden aus Chartres her angerückt, ihm war die Aufgabe zugetheilt, gegen den linken Flügel des Feindes, der sich bis gegen La Ferté erstreckte, zu operiren. Dem Großherzoge stand hier

das 21. französische Korps gegenüber und es war ihm geglückt, dasselbe durch unausgesetzte schwere Kämpfe in seinen Stellungen festzuhalten und so für die Pläne des Generals Chanzy unbrauchbar zu machen.

Das 10. Armeekorps war von Süden her indeß vorgebracht und stand am 10. Januar in der Umgegend von Grand Lucé. Das Korps hatte an diesem Tage bereits 3 Meilen auf sehr beschwerlichen Wegen zurückgelegt, und doch hatte einer seiner Offiziere, der Ingenieurhauptmann Reumeister vom Generalstabe, der sich durch seine ausgezeichneten Leistungen bereits bei Metz das eiserne Kreuz erster Klasse erworben, noch Kraft und Energie zu einem höchst beschwerlichen und gefährvollen Unternehmen. Der Genannte übernahm in Begleitung des Premierleutnants Nehmitz mit 6 Pionieren und 30 Jägern von Grand Lucé aus bei heftigem Schneegestöber, auf unbekanntem, bergigen und bewaldeten Terrain einen nächtlichen Marsch mitten durch die feindlichen Vorpostenlinien hindurch, um die von Le Mans nach Tours führende Eisenbahn zwischen den Orten Commoey und Mayet zu zerstören und dadurch dem Feinde eine für die preussischen Truppen gefährliche Rückzugslinie abzuschneiden. Bei eintretender Dunkelheit marschirte die kleine Kolonne von Grand Lucé ab und kehrte am nächsten Morgen um 6 Uhr zurück. Der gefährvolle Marsch betrug drei Meilen, hin und zurück also sechs Meilen, mit dem vorangegangenen Tagesmarsche hatten die beiden Offiziere und die Mannschaften innerhalb 24 Stunden auf solchen Wegen und bei solchem Wetter neun Meilen zu Fuß zurückgelegt.

Am 11. Januar drang das 10. Armeekorps unter fortwährenden Gefechten von Grand Lucé über Mulsanne bis auf die unmittelbar vor Le Mans gelegenen bewaldeten Anhöhen vor. Der Halbkreis, welchen die preussischen Truppen am Abend des 11. Januar um die Stadt gezogen, war so eng, daß ihre Vorposten kaum eine halbe Meile von den Thoren entfernt standen. Um gegen einen feindlichen Ueberfall gesichert zu sein, mußten in der folgenden Nacht sämtliche Truppen bivouakiren, und es war bitterkalt.

Am 12. Januar in der Frühe wurde von neuem angegriffen. Der Feind zog sich kämpfend in die Stadt zurück und vertheidigte dieselbe, Schritt für Schritt mußten die preussischen Truppen vorgehen

und selbst in den Straßen der Stadt wurde der Kampf fortgesetzt. Gegen Mittag war die preussische Vorhut bis an die Stadt vorgezogen, der Kampf unmittelbar vor und in derselben dauerte noch einige Stunden. Gegen Abend waren die feindlichen Truppen mit Hinterlassung einer großen Zahl Gefangener und zahlreicher Vorräthe abgezogen.

Die Besetzung der Stadt Le Mans durch das 10. Armeekorps am Nachmittage des 12. Januar war der Grund, weshalb die französischen Truppen vor dem 3. Armeekorps so plötzlich verschwanden, sie sahen sich in der einzigen Rückzugslinie bedroht, welche ihnen nach Westen noch übrig blieb.

Am 12. Januar 5 Uhr Abends marschirte das Generalkommando des 10. Armeekorps in Le Mans ein, bald darauf erfolgte der Einmarsch des 3. und 9. Korps, so wie des Oberkommandos. Der Großherzog von Mecklenburg, welcher die Aufgabe hatte, dem Feinde den Rückzug abzuschneiden und ihn zu verfolgen, blieb nördlich der Stadt stehen.

In der Zeit vom 6. bis zum 12. Januar wurden mehr als 20000 Gefangene gemacht, die Verluste aller preussischen Korps betrugen 3200 Mann. Erbeutet wurden 15 Geschütze, 5000 Zentner Hafer, 12000 Gewehre, 6 Lokomotiven und 200 Eisenbahnwagen, auch brauchbare Pferde und herrenlose Fuhrwerke wurden zu Hunderten angetroffen. Die Stadt Le Mans bot in Folge des vorangegangenen Kampfes ein betäubendes Bild: Leichen und Pferdekadaver, zertrümmerte Waffen und Fuhrwerke, Vorräthe aller Art lagen auf den Straßen hant durcheinander, die Läden waren verschlossen, viele Thüren und Fenster zertrümmert, einzelne Häuser in Brand.

Le Mans, eine Stadt von 50000 Einwohnern, ist wichtig als Knotenpunkt von fünf Eisenbahnen und wegen ihrer strategisch werthvollen Lage. Die Eisenbahn von Le Mans nach Versailles wurde alsbald mit Hülfe des vorgefundenen Materials wieder in Betrieb gesetzt. Nach Papieren, welche man in Le Mans vorfand, hatten die Franzosen Vorbereitungen getroffen, um auf den Bahnen nach Angers (südwestlich), Laval (westlich) und Mençon (nördlich) ihren Rückzug bewerkstelligen zu können. Doch kam in Folge des raschen Vor-

bringens besonders des 10. Armeekorps nur der kleinste Theil der Truppen dazu, die Eisenbahn zu benutzen.

Zwei Meilen nordwestlich von Le Mans, bei Conlie, war auf Gambetta's Befehl ein befestigtes Lager errichtet worden, in welchem Mobilgarden ausgebildet werden sollten. Auch dieses Lager wurde von den Preußen am 14. Januar besetzt. Es wurde verlassen vorgefunden, die Befestigungen waren auf einem sehr geschickt gewählten Terrain angelegt, die Arbeiten aber noch unvollendet. Eingerichtet waren jedoch schon die Magazine, in denen außer andern Vorräthen von den preussischen Truppen auch 200 Fässer sehr guten Cognaks erbeutet wurden.

Die Verfolgung wurde in westlicher und nordwestlicher Richtung unternommen. Die 14. Kavalleriebrigade unter General von Schmidt, welche auf Lalval vorrückte, machte am 14. Januar einen heftigen Angriff auf eine weit überlegene Zahl von Mobilgarden, dieselben wurden in regelloser Flucht auf Lalval zurückgeworfen und verloren 400 Gefangene. Im Norden drangen die Preußen bis Beaumont vor und besetzten nach leichtem Straßenkampfe die Stadt, die Franzosen verloren hier wieder 1000 Gefangene. Am 17. Januar wurde nach leichtem Gefechte die Stadt Mençon genommen, sie liegt nördlich von Beaumont.

Am 19. Januar rückten Truppen des Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl ohne Widerstand in Tours ein, das Hauptquartier folgte, der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl nahm sein Quartier in der schönen Stadt. Tours ist die Hauptstadt der Touraine, welche der Garten Frankreichs genannt wird. Die Gegend bietet die herrlichsten Landschaftsbilder, sie ist äußerst fruchtbar an Wein, Getreide und edlem Obst, die Bewohner sind als die lebenslustigsten von ganz Frankreich bekannt. Sie nahmen die preussischen Truppen freundlich auf und waren froh, von der Herrschaft der Mobilgarden erlöst zu sein.

Die II. preussische Armee bezog nun Rantonnements und erholte sich in den reichen Quartieren von den bestandenen Mühseligkeiten. Der Prinz Friedrich Karl empfing während seines Aufenthaltes in Tours den Besuch des andern eben so ruhmreichen Feldmarschalls,

des Kronprinzen von Preußen, die beiden tapfern Hohenzollernprinzen nahmen gemeinschaftlich die Kunstwerke der Touraine in Augenschein, und besonders der Kronprinz von Preußen zeigte bei dieser Gelegenheit, daß sein reicher Geist nicht allein Heere unter den schwierigsten Verhältnissen zu glänzendem Siege zu führen verstehe, sondern daß er auch hohes Interesse und tiefes Verständniß für Sachen der Kunst hegte.

Die II. Armee unter ihrem an Siegen so reichen, aber noch niemals besiegten Führer, dem Feldmarschall Prinzen Friedrich Karl, ist seit dieser Zeit nicht wieder in den Kampf getreten, kurze Zeit nachdem sie in Tours eingerückt, beendete der in Versailles abgeschlossene Waffenstillstand das blutige Waffenspiel auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes.

Wir müssen uns nun nach der I. Armee und ihren Thaten im Norden Frankreichs umsehen.

Nachdem die I. Armee, welche während der Belagerung von Metz unter dem Befehle des Prinzen Friedrich Karl stand, durch die Kapitulation dieser Festung zu anderweitiger Verwendung wieder disponibel geworden war, hatte sie eine dreifache Aufgabe erhalten: zuerst die Gefangenen nach Deutschland zu transportiren, dann die nördlichen französischen Festungen zu beobachten und zu belagern und die eroberten zu besetzen, und endlich die Operationen gegen die französische Nordarmee aufzunehmen.

Die Gefangenen wurden in musterhafter Schnelligkeit besorgt, und nun blieb das 7. Armeekorps mit einer Division als Besatzung in Metz stehen, mit der andern Division belagerte es Dietenhofen, welches am 24. November nach dreitägiger Beschießung kapitulirte. Das 8. und 1. Korps setzte sich anfangs November von Metz aus nordwestwärts in Marsch, ein Theil des 1. Armeekorps, der später durch Landwehrregimenter ergänzt oder ersetzt wurde, belagerte und eroberte die kleinen Festungen im Norden und an der französisch-belgischen Grenze, Mézières, La Fère, Montmedy, Longwy, Verdun, Rocroy, Charlemont-Givet. Eine eigentliche Belagerung war bei diesen kleinen Festungen, von denen keine durch vorgeschobene Außenwerke gedeckt wurde, nicht nöthig, sie kapitulirten alle in 2—4 Tagen

von dem Zeitpunkte an, wo sie die Bekanntschaft der Granaten aus den schweren preussischen Belagerungsgeschützen machten. Die Beute, welche in allen diesen festen Plätzen an Waffen und Vorräthen jeder Art gemacht wurde, war beträchtlich.

Mit dem 8. Korps und dem Rest des 1. Korps wendete der General von Manteuffel, der an des tapfern Steinmetz Stelle das Oberkommando über die I. Armee erhalten hatte, sich nach Amiens. Der Führer des 8. preussischen Korps war der General von Goeben, jener umsichtige, höchst gewandte Feldherr aus dem Mainfeldzuge des Jahres 1866, dessen Grundsatz es war, seine Siege — und er hat deren viele errungen — mit möglichst wenig Menschenblut zu erkaufen. Auch durch die Operazionen gegen die französische Nordarmee hat General von Goeben gezeigt, daß er großes Lob verdient.

Die französische Nordarmee war gebildet aus regulären Truppen, welche den Besatzungen besonders der nordwestlichen Festungen entnommen waren, und aus Mobilgarden, meist aus der Normandie. Diese letzteren waren gar keine verächtlichen Truppen, das trotzigste Blut der Normannen kam in ihnen zur Geltung, und sie haben den Ostpreußen und Rheinländern, welche ihnen gegenüber traten, manche heiße Stunde bereitet. Um so höher sind die Erfolge anzuschlagen, welche General von Goeben ihnen gegenüber zu erringen wußte. Führer der französischen Nordarmee war anfangs der General Bourbaki, der ehemalige Kommandeur der Kaisergarde, der aus Metz, wo er mit Bazaine's Armee eingesperrt war, auf eine abenteuerliche Weise entkam und seinen Degen der Republik zur Verfügung stellte. Später ernannte Gambetta den General Bourbaki zum Führer der Armee von Lyon, die wir baldigst kennen lernen werden, und übertrug das Kommando der Nordarmee dem General Faidherbe. Die Stärke der Nordarmee wurde von französischen Blättern jedenfalls übertrieben auf 100000 Mann angegeben, sicherlich war sie an Truppenzahl den preussischen Streitkräften weit überlegen. Die Machthaber von Paris hatten große Hoffnungen auf diese Nordarmee gesetzt, welche im Verein mit der Loirearmee das zernirte Paris befreien sollte.

Die Kämpfe begannen mit einzelnen Vorpostengefechten, welche die Avantgarde der 3. Kavalleriedivision am 23. November bei Le

Quessnel zwischen Roye und Amiens zu bestehen hatte. An diesem Tage wurden zum erstenmal Theile der französischen Nordarmee zurückgeworfen. Als die I. Armee gegen Amiens heranrückte, traten ihr 6 Bataillone mit einigen Geschützen auf Rekognoszirung entgegen. Auch diese wurden geschlagen und mit Verlust an Gefangenen zum Rückzug gezwungen. Am 27. November stellte sich, um die zweimal erlittenen Niederlagen zu rächen, die ganze französische Nordarmee der I. Armee entgegen. Zwischen den beiden Flüssen Selle und Somme entbrannte ein heißer Kampf, General von Goeben wurde nur durch geringe Theile des 1. Korps unterstützt, aber es gelang ihm doch, auf der ganzen Linie den Feind zu werfen und in das verschanzte Lager bei Amiens zurück zu treiben, und als das 8. Korps nun auch gegen dieses heranrückte, räumte der französische Befehlshaber die besetzte Stellung ohne Schwertstreich und gab Amiens preis, am 28. November rückte General von Goeben in die Stadt ein. Besetzt war darin aber noch die feste Zitadelle, dieselbe kapitulirte jedoch schon am 30. November, 411 Gefangene wurden gemacht, 30 Geschütze erbeutet.

Gradezu humoristisch war bei dieser Gelegenheit das Gewebe von Lügen, welches die französischen Behörden ihrem Lande vor die Augen zu ziehen für gut fanden. Daß die Nordarmee ihren Rückzug angetreten hatte, konnten sie nicht läugnen, aber daß sie geschlagen sei, das bestritten die Franzosen auf das entschiedenste. Drei siegreiche Gefechte hatten sie gehabt, in denselben hatten sie erkannt, daß der Nordarmee, die doch damals gewiß 40000 Mann stark war, eine vierfache preußische Uebermacht gegenüberstand, und als keine Strategiker hatten sie nun ihren Rückzug auf die Festung Arras genommen, deren Mauern ihnen Schutz gewährten gegen die vierfache preußische Uebermacht, während wenig mehr als ein Armeekorps auf preußischer Seite im Gefechte gewesen war. Der Rückzug auf Arras, welchen die französischen Behörden einen wohlgeordneten nannten, wurde in der That so fluchtartig ausgeführt, daß die I. Armee es nicht für nöthig erachtete, die geschlagenen Truppen des Feindes zu verfolgen. Sie wandte sich auf Rouen, und schon am 5. Dezember, also an demselben Tage, wo der Prinz Friedrich Karl seinen Einzug in das wiedereroberte

Orleans hielt, besetzte die I. Armee die Hauptstadt der Normandie. Auf die mehr als vierwöchentlichen Märsche konnten nun einige Tage der Ruhe folgen. Strategische Rücksichten ließen noch die Besetzung der Hafenstadt Dieppe geboten erscheinen. Am 9. Dezember rückten die preußischen Regimenter ein, und so wehte denn nun das siegreiche deutsche Banner auch an dem atlantischen Ozean, und preußische Soldaten ließen sich die reichen Vorräthe der Stadt Dieppe wohl bekommen, besonders gut aber schmeckten ihnen in den Tagen der wohlverdienten Ruhe die trefflichen Ausern.

Daß die I. Armee nun ihre Operationen noch weiter gegen Westen ausdehnte, schien nicht zweckmäßig zu sein. Denn die französische Nordarmee sammelte sich wieder, vom Süden her erhielt sie zu Schiffe über den atlantischen Ozean durch Gambetta Verstärkungen, und wenn sie einen Vorstoß gegen Süden auf die Zernirungsarmee von Paris unternehmen wollte, so konnte die I. Armee in ihrer weit nach Westen vorgeschobenen Stellung diesem Stoße nicht begegnen. Die I. Armee konzentrirte sich denn wieder in der Umgegend von Amiens, und als bald nachher die Kunde vom Anrücken der Nordarmee erfolgte, zog die I. Armee ihr entgegen.

Am 23. Dezember stand die Nordarmee in fester Stellung zwei Meilen nördlich von Amiens auf beiden Ufern der Hallue, eines kleinen Flusses, der sich in die Somme ergießt. Hier erwartete General Faidherbe den Feind, und trotz der festen Stellung und trotz der großen Uebersahl der Franzosen zögerte die I. Armee nicht, sofort zum Angriff überzugehen. Am 23. Dezember wurden in einem siebenstündigen Kampfe von der I. Armee eine Reihe von Ortschaften von Beaucourt über Querrieux bis Pont-Neufes erstürmt und der 60000 Mann starke Feind über die Hallue zurückgeworfen. Mehrere Geschütze wurden erbeutet, eine große Anzahl Gefangener gemacht, und die Franzosen begannen sofort wieder ihren Rückzug in das Viereck, welches durch die Festungen Arras, Douai, Cambrai und Valenciennes gebildet wird. Die I. Armee nahm am folgenden Tage die Verfolgung auf, welche am 25. Dezember sehr energisch bis Albert, am 26. Dezember bis in die Gegend von Bapaume fortgesetzt wurde.

General Faidherbe, der seinen Vorgänger Bourbaki so getreulich

in dem Sichschlagenlassen nachgeahmt, glaubte nun auch dessen Siegesberichte kopiren zu müssen. Zuerst schrieb er sich in den Tagen vom 23. und 24. Dezember einen vollständigen, dann einen theilweisen Sieg zu, und da er selbst den theilweisen Sieg doch durchaus nicht in Einklang mit seiner großen Retirade bringen konnte, so erklärte er schließlich, als er mit seinem Hauptquartier hinter den Wällen der Festung Douay wieder in Sicherheit war, seine gegenwärtigen Operationen seien nur strategische Manöver, durch welche er den Besitz einer festen Defensivstellung zu sichern und der Armee Erholung zu gönnen beabsichtige. Also sah der Held, der Paris entsetzen wollte, vor welchem eine so gewaltige deutsche Macht lag, sich jetzt vor kaum 1½ Armeekorps nach einem Zufluchtsorte um.

Am 2. Januar aber — General von Manteuffel hatte eine Verwundung im Süden gefunden und General von Goeben war nun Oberkommandeur der I. Armee — ging General Faidherbe zur Offensive über. Eine Brigade des 8. Armeekorps war von Bapaume aus nördlich vorgeschoben. Auf diese warf sich Faidherbe mit 30000 Mann und suchte sie zu erdrücken. Die preussischen Truppen setzten sich in Bapaume fest, und nun entbrannte ein sehr erbitterter Kampf, in dem die wenigen preussischen Regimenter nur unter den heldenmüthigsten Anstrengungen Stand hielten. Zur rechten Zeit griff der Prinz Albrecht auf dem rechten preussischen Flügel ein, und am folgenden Tage erschien General von Goeben durch eine geschickt ausgeführte Bewegung mit einer ostpreussischen Division im Rücken des Feindes, und obwohl auch jetzt nur 10000 Preußen gegen 30000 Franzosen standen, so wurde General Faidherbe doch genöthigt, wieder zu retiriren. Das 33. Regiment ostpreussischen Armeekorps hat in diesen Tagen bei Bapaume sich mit Löwenmuth geschlagen, aber es hat auch entsetzliche Verluste erlitten. General von Goeben blieb nach der Schlacht in seiner so tapfer behaupteten Stellung.

General Faidherbe kehrte wieder in sein Festungsviereck zurück, reorganisirte sein Heer nach Kräften und zog zahlreiche Verstärkungen an Marinesoldaten auf dem Seewege an sich, und als sein Heer wieder schlagfertig war, kam er von neuem aus seiner Höhle hervor.

General von Goeben hatte inzwischen seine Truppen hinter die

Somme geführt, um dort den an Zahl bedeutend überlegenen Feind abzuwarten und durch eine Flankenbewegung von seinen festen Plätzen abzudrängen. Am 18. Januar und am folgenden Tage kam die Entscheidung. General Faidherbe, den sein gewandter Gegner ziemlich weit gegen Süden hatte vorrücken lassen, wurde von der I. Armee bei Vermand, nordwestlich von St. Quentin, in der rechten Flanke und im Rücken angegriffen und am 18. Januar auf St. Quentin gedrängt, am 19. Januar fand ein siebenstündiger Kampf bei diesem Orte statt, in welchem die französische Nordarmee eine völlige Niederlage erlitt und in alle vier Winde auseinander gesprengt wurde. Ueber 12000 Gefangene wurden gemacht.

Auf deutscher Seite wurde dieser glänzende Sieg außer der ersten Armee mit erfochten von der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht (Sohn), zu welcher einige königlich sächsische Kavallerieregimenter und das 1. sächsische Jägerbataillon gehörten.

Diese Niederlage der Nordarmee war so entschieden, daß selbst die Franzosen keine Siegesnachricht daraus zu fabriziren wagten, sondern sie völlig eingestanden. Ein französisches Blatt schrieb aus Cambrai vom 23. Januar: „Die Nordarmee, welche bis jetzt nur Erfolge“ (die schleunigen Rückzüge) „aufzuweisen hatte, hat einen schrecklichen Schlag erlitten, von dem sie sich schwerlich wieder erholen wird. Der General Faidherbe sollte, nachdem er in St. Quentin seine Truppen Reue hatte passiren lassen, seinen Weitermarsch fortsetzen. Allein die Preußen hatten das größte Interesse, diesen Marsch um jeden Preis zu verhindern. Sie beeilten sich daher, von Paris Verstärkungen an sich zu ziehen und ihre Armee im ganzen auf ungefähr 100000 Mann zu bringen.“ (Die Verstärkungen betrugen kaum 1000 Ersatzmannschaften!) „Es wurden alle Transportmittel, über welche gegenwärtig Preußen in Frankreich verfügt, aufgeboten, und die Ankunft der Verstärkungen schon am Mittwoch (18. Januar) signalisirt. Der General Faidherbe nahm sogleich Stellung ein und ließ die Truppen, von denen ein Theil drei Tage lang marschirt und ein andrer sich zwei Tage lang geschlagen hatte, Bewegungen machen, welche deren Ermüdung nur noch vermehrten. Die Preußen, stets vollkommen unterrichtet, kannten ohne Zweifel den Zustand der Armee, denn sie er-

griffen die Offensive schon am Donnerstag (19. Januar) Morgen bei Tagesbeginn. Es hatte kaum 7 Uhr geschlagen, als die Kanonen ihre schreckliche Stimme ertönen ließen. Der Angriff fand auf mehreren Punkten um St. Quentin zugleich statt. Der General Faidherbe mußte, nachdem er den Truppen einen energischen Widerstand entgegengesetzt, endlich erkennen, daß er mit bedeutend überlegenen Kräften zu thun hatte und er nutzlos Tausende opfern würde, wenn er den Widerstand fortsetzte. Er sah ein, daß ihm nichts übrig blieb, als sich sechtend zurückziehen und seine Truppen so wenig als möglich weiteren Angriffen auszusetzen. Gegen Mittag gab er daher Befehl zum Rückzug, welcher indeß mit weniger Ordnung begann, als es der General gehofft hatte.

Die Nacht kam und die Preußen zogen beim Scheine der Feuerbrunst — das Resultat ihres Bombardements — in St. Quentin ein, ein anderer Theil ihrer Armee verfolgte unbarmherzig die abziehenden Franzosen. Es war 2½ Uhr morgens, als der General Faidherbe und sein Stab in Cambrai ankamen und im Hotel de France Einlaß begehrten. Die Kriegskasse und andre dem Dienste der Armee zugehörige Effecten folgten ihnen. Das Geräusch, welches Pferde und Wagen verursachten, weckte die Einwohner aus dem Schlafe, die sich bald in den Straßen sammelten und mit Schrecken die traurige Nachricht hörten.

Mit Tagesanbruch kam die Armee. Welchen traurigen und erschütternden Anblick bot dieselbe! Die Soldaten gingen vereinzelt mit Schmutz bis an die Hüfte bedeckt, zerrissen, die Spuren starker Strapazen in den Gesichtern und bewegte sich nur mit Mühe vorwärts. Ein großer Theil der Soldaten marschirte barfuß. Sie hatten nichts militärisches mehr, es war eine Armee in Lumpen. Durch die nach dem Bahnhof führende Straße fuhren die Karren mit den Verwundeten. Die bleichen, traurigblickenden Unglücklichen, von denen einige schon amputirt, andere noch nicht einmal verbunden waren, schienen mit Gleichgültigkeit den Tod zu erwarten. Auf der Place d'Armes wurde das Material und die Kanonen aufgefahnen, welche man aus der Niederlage hatte retten können.

Von der tapfern Nordarmee, welche so viele Hoffnungen erweckt hatte, blieb nichts als Trümmer übrig." —

So spricht ein französisches Blatt, und sein Bericht war die vollste Wahrheit. Nach der Niederlage bei St. Quentin war die französische Nordarmee zu kriegerischen Operationen nicht mehr fähig, und General von Goeben konnte seinen tapfern Truppen die wohlverdiente Ruhe gönnen. Am Ende des Januar beendete auch auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes der Waffenstillstand von Versailles den Kampf.

Wir wenden uns nunmehr wieder zu dem General von Werder und seinen wackern Scharen. Die Operationen des 14. Armeekorps hatten wir von seiner Bildung nach dem Falle Straßburgs an verfolgt, und wir waren seinen Kämpfen bis zur Besetzung von Dijon gefolgt.

Die feindlichen Streitkräfte, überall durch die einzelnen Kolonnen des 14. Armeekorps, welche meist nicht stärker waren als eine Brigade, geworfen, zogen sich zurück und suchten sich hinter dem Doubs bei Dôle wieder zu sammeln. Alles räuberische Gesindel aus allen Ländern des südlichen Europas zog Garibaldi, der Kommandant der feindlichen Banden, an sich. Diese Leute kämpften nie in geschlossener Aufstellung und in größeren Massen, in den Bergschluchten lauern, durch Wald und Busch schleichen und aus sicherem Versteck Vorposten wegzuschießen oder Transporte zu beunruhigen, auch wohl kleinere Abtheilungen deutscher Krieger unter dem Schutze der Nacht und des Verrathes der Einwohner zu überfallen, mit zehnfacher Uebermacht die deutschen Soldaten zu überwältigen und unter den scheußlichsten Grausamkeiten abzuschlachten, auch die Leichen noch zu schänden und sodann diese Bestialitäten in die Welt zu schreien unter dem Titel: „heroische Tapferkeit," „begeisterte Vaterlandsliebe," „feingeplante Strategie" — das alles waren die Ziele, welche die Banditen des altersschwachen Garibaldi sich selber auserswählt. Es ist leicht einzusehen, daß unter solchen Umständen eine Kriegsführung mit schwachen Kräften keine leichte Aufgabe ist. General von Werder hat sie zum höchsten Lobe gelöst, in einer Unzahl von kleinen Gefechten hat er den Feind zersprengt und wußte ihm einen solchen Respekt einzu-

flößen, daß die Annäherung der Truppen des 14. Armeekorps allein oft genügte, den Feind in wilde Flucht zu jagen.

Hauptschauplatz dieser kleinen aufreibenden Kämpfe war das Côte-d'or-Gebirge, welches in meilenbreiter Ausdehnung mit tiefen Thälern, Schluchten und Wäldern sich von Chalons sur Saône bis zum Hochplateau von Langres hinzieht und zur Vertheidigung wie zum Versteck eben so viele Gelegenheit bietet. In seiner Kampfweise bediente sich der Feind oft einer kleinen, tragbaren Gebirgskanone, welche auf unzugänglichen Punkten postirt wurde, und welche allerdings auf mehrere Tausend Schritt sehr sicher schießt, deren Feuer jedoch den deutschen Truppen niemals große Verluste beigebracht hat, weil die edlen Nachfolger Rinaldo Rinaldini's nur zu knallen, nicht aber zu treffen verstanden.

Nachdem die Festungen im Elsaß, besonders Neubreisach, gefallen waren, konnte General von Werder die 4. preussische Reservedivision zur Verstärkung an sich ziehen. Am 12. November zog General von Werder sein Korps zwischen Auxonne und Pontaillier längs der Saône zusammen und unternahm einige größere Rekognoszirungen. Die Festung Auxonne wurde vollständig armirt und in sehr gutem Vertheidigungszustande gefunden, gegen Dôle ging ein Husarenregiment vor und fand den Ort nur schwach besetzt. In Pontaillier wurden große Pulvervorräthe erbeutet. Am 14. November kehrte das 14. Korps wieder nach Dijon zurück. Die Truppen ruhten sich aus, ergänzten ihre Bekleidung und ihre Ausrüstungsgegenstände und bereiteten sich zum Winterfeldzuge vor.

In dieser Lage verblieb im Großen und Ganzen das 14. Armeekorps bis Mitte Dezember. Es herrschte niemals Ruhe, die kleinen Gefechte gingen ununterbrochen fort, einige ernsthaftere Engagements fanden statt, welche stets zu Gunsten der deutschen Truppen endeten. Dem General von Werder gegenüber stand Garibaldi mit etwa 15000 Mann, später General Cremer mit 20000 Mann, vor solchen Truppen brauchte das 14. Armeekorps sich nicht zu fürchten.

Anders aber wurde die Lage von Mitte Dezember an. Gambetta, der eingesehen zu haben schien, daß weder seine Voirearmee noch seine Nordarmee im Stande sein würden, Paris zu entsetzen,

entwarf den abenteuerlichen Plan zu einem Einfall in Deutschland. Der General von Werder sollte über den Haufen geworfen, das belagerte Belfort entsetzt, das Elsaß wieder erobert und Süddeutschland überschwemmt und zum Abfall von Preußen gezwungen werden. Um dieses große Werk zu vollbringen, wurde die sogenannte Armee von Lyon gebildet. Sie bestand aus dem 15., 18., 20. und 24. französischen Korps, wie bei allen andern neugeschaffenen Armeen der Republik war der Stamm von Liniensoldaten entnommen, die man aus den Festungen und aus Afrika heranholt, und ihnen beigegeben waren eine bedeutende Anzahl von Regimentern der Mobildgarde. Für die Armee von Lyon wurde nun alles aufgeboten, was nur irgend erreichbar war, denn der Gedanke eines Einfalles in Deutschland war für den Diktator Gambetta zu verlockend, um ihn nicht mit Aufgebot aller Kräfte ins Werk zu setzen. In der That wurde die Armee von Lyon auf die ansehnliche Stärke von 150000 Mann gebracht.

Dem General von Werder waren aber die großartigen Pläne des Feindes nicht verborgen geblieben, ihm war sehr wohl bekannt, daß in Besançon bedeutende Konzentrationen von Truppen stattfanden, so daß auf der Bahnstrecke Lyon—Besançon der Privatverkehr ganz und gar eingestellt wurde. Auch daß von den Trümmern der Voirearmee eine Anzahl Linienregimenter über Lyon nach Osten zur Verstärkung Bourbaki's gesandt wurden, mußte man auf deutscher Seite, und dem General von Werder geboten die Umstände nun, gegen die 150000 Mann des Feindes sein Korps, welches nur 40000 Mann stark war, zu konzentriren und in eine feste Stellung zu führen, die dem übermächtigen Feinde unzugänglich war. Diese Stellung mußte aber so gewählt sein, daß sie auch das Belagerungskorps vor Belfort schützte. Das deutsche Oberkommando sandte rasch das 2. und 7. preußische Armeekorps unter dem General von Mantaußel ab, um dem General von Werder zu Hülfe zu eilen. Doch kam derselbe nicht mehr früh genug, er konnte sich nur noch der Verfolgung der durch den General von Werder geschlagenen französischen Armee anschließen.

Gegen die letzten Tage des Dezember trat Bourbaki seinen Vor-

marſch von Lyon und Beſançon nach Norden an, General von Werder gab daher die vorgeshobenen Poſten auf und konzentrirte ſeine Truppen bei Beſoul. Die Manövrirfähigkeit und die ausgezeichnete Diſziplin der Geſammtheit, ſo wie der höchſt energiſche, freudige Wille in jedem einzelnen der deutſchen Truppen zeigte ſich in dieſen Tagen wiederum aufs herrlichſte. Die badiſche Division ſtand in Dijon, ihre Vorpoſten meilenweit von der Stadt entfernt, ſie erhielt am 25. Dezember den Befehl, Dijon zu verlaſſen und in drei Tagen nach Beſoul zu marſchiren. Die Entfernung zwiſchen den beiden Städten beträgt $15\frac{1}{4}$ Meilen, ſie ſollte mit dem ganzen Gepäc, mit Kanonen und mit dem Fuhrpark der Division bei Winterszeit auf Gebirgswegen zurückgelegt werden — es war eine erſtaunlich ſchwierige Aufgabe.

Seit dem 20. Dezember herrſchte ſtarker Froſt, am 26. Dezember erfolgte bedeutender Schneefall, in Folge deſſen war der Marſch auf den Straßen, welche überall in der Gegend raſchen und nicht geringen Wechſel in Steigung und Fall boten, ein äußerſt beſchwerlicher und ermüdender für Mannſchaften und Pferde. Der durch die lange Kolonne feſtgetretene, durch den Froſt ſpiegelglatt gemachte Weg bot beſonders an den Steigungen für Fahrzeuge die erheblichſten Schwierigkeiten, mehrere Pferde ſtürzten und mußten getödtet werden. Den Marſch der braven Badener hielt jedoch nichts auf. Wenn auch die äußerſte Ermüdung in ihren Gliedern lag, wenn ſie ſpät Abends in ihre Quartiere einzogen, der frühe Morgen fand ſie ſchon wieder unterwegs, und als ihnen das Generalkommando von Beſoul aus die Nachricht entgegenſandte, daß ſie im Nothfall noch ein Nachquartier mehr unterwegs machen könnten, ſo ſetzten die Regimenter doch aus eigenem Antriebe den Marſch fort, und am 29. Dezember rückten die Truppen, von denen einige Abtheilungen 14 Stunden unterwegs geweſen waren, Abends 10 Uhr in muſterhafter Haltung mit klingendem Spiel und ohne Nachzügler in Beſoul ein.

Nach kurzer Ruhe und nachdem alle Abtheilungen des Korps herangezogen waren, wurde nach Belfort weiter marſchirt, General Bourbaki aber ſtand mit ſeinem gewaltigen Heere auch ſchon in der Nähe, und hätten beide Armeen ihren Marſch gleichmäßig fortgeſetzt,

so würden sie wahrscheinlich zu gleicher Zeit vor Belfort angelangt sein. Um Zeit zu gewinnen, warf General von Werder sich am 9. Januar bei Billersexel auf die Flanke der im Vormarsch begriffenen feindlichen Armee. Während nun einzelne deutsche Brigaden hier den Feind zwei Tage lang festhielten, erreichte die Hauptmacht des 14. Armeekorps die verschanzte und theilweise mit schwerem Geschütz, das vom Belagerungskorps vor Belfort abgegeben, wesentlich verstärkte Stellung Delle—Montbeliard—Hericourt—Frahier. Am 12. Januar stand General von Werder zum Empfange des Feindes bereit.

Am demselben Tage stand die deutsche Süddarmee unter General von Manteuffel auf der Linie Moyers—Nuits—Chatillon sur Seine—Montigny und nahm ihren Marsch auf Vesoul. Wenn es dem General von Werder nun gelang, den beabsichtigten Durchbruch der französischen Armee zu verhindern, so mußte während der Zeit dieser Versuche dem General Bourbaki durch die deutsche Süddarmee jede Rückzugslinie vollständig abgeschnitten und derselbe entwedert genöthigt werden die Waffen zu strecken oder auf neutrales Schweizergebiet überzutreten. Bei Dijon hatte mittlerweile Garibaldi mit seinen Getreuen sich aufgestellt, um je nach den Ereignissen seine Operationen zu bestimmen. Um gegen diese Räuberbanden ihren rechten Flügel zu sichern, ließ die deutsche Süddarmee die (pommersche) Brigade des Generals von Kettler, 5 Bataillone, 2 Schwadronen und 2 Batterien zwischen Seine und Combernon zurück. Der ganze Marsch der Süddarmee war im höchsten Grade beschwerlich, die Strenge der Witterung, tiefer Schnee, spiegelglatte Wege hemmten die Bewegung, aber die Opferwilligkeit, die Energie, der Eifer der Truppen überwandten alle Hindernisse, vielfach beförderten Menschenkräfte die Fuhrwerke an Seilen und Ketten die steilen, glatten Hänge hinauf und hinab, wo die Kräfte der Zugthiere völlig versagten. Am 19. Januar stand die Hauptmacht der Süddarmee bei Dampierre, also der Stellung, welche General von Werder auswählte, schon sehr nahe, nur noch etwa 11 Meilen nach Westen davon entfernt.

Am 12. Januar hatte General von Werder seine Vertheilungstellung eingenommen, und es erfolgten in den nächsten Tagen jene Kämpfe, welche vom 14. Armeekorps mit so unvergleich-

licher Tapferkeit, mit so heroischer Ausdauer bestanden wurden, daß sie den glänzendsten Leistungen des ganzen Krieges würdig zur Seite treten. Die Regimenter, welche das 14. Armeekorps bildeten, verdienen es, einzeln genannt zu werden. Es waren $1\frac{1}{2}$ badiſche Divisionen, die Brigade v. d. Goltz, die aus 3 Regimentern preußischer Linien-Infanterie bestand, die 2. und 4. preußische Reserve-division, Landwehr, das Landwehr-Bataillon Eupen, zwei Kompanien des 1. Reserve-Jägerbataillons, 1 schwere Reserve-Batterie des 7. Artillerieregimentes und 1 leichte sächſiſche Batterie. Das Korps des Generals von Werder hatte also nicht den festen organischen Zusammenhang eines preußischen Armeekorps, und dazu mußte es auf eine Strecke von drei Meilen vertheilt werden, bildete also nur eine dünne Linie, eine Reserve existirte kaum. Auch konnte man nicht darauf rechnen, schnell von einem minder bedrohten, Truppen auf einen besonders bedrängten Punkt zu werfen, denn die deutsche Aufstellung war zu lang und die Bewegungen im Rücken der Armee durch das bergige Terrain zu schwierig, und ganz besonders schwierig noch deßhalb, weil bei jeder Rückwärtsbewegung rechts und links ausgebogen werden mußte, um nicht in das Geschüßfeuer von Belfort zu kommen. In dieser Stellung standen nun die Helden des 14. Armeekorps, vor sich hatten sie eine drohend heranwogende Masse von 150000 Mann französischer Soldaten mit der furchtbaren Chassepotwaffe, hinter sich eine feindliche Festung, deren 12000 Mann starke Besatzung die kräftigsten Ausfälle machen konnte — fürwahr! kein Soldat hätte eine schwierigeren Stellung aussuchen können, als diese Stellung vor Belfort war.

Drei Tage lang stürmten die Massen des Generals Bourbaki gegen das kleine Häuflein an, das fest entschlossen war, bis auf den letzten Mann seine Stellung zu behaupten, drei Tage hindurch wurden die Franzosen mit furchtbaren Verlusten zurückgeschlagen, und am vierten Tage ging die vierfach stärkere Armee von Thon vor dem einen Armeekorps flüchtend und von ihm verfolgt zurück.

Am 15. Januar gingen auf der ganzen Linie von Chenebier bis Montbéliard starke französische Kolonnen gegen die deutsche Linie vor. Sobald sie anrückten, begannen die hoch postirten deutschen Geschütze

ihr Spiel, Granate um Granate schlug zischend und Verderben speiend in die französischen Glieder. Aber die Soldaten der Republik gingen mutig vorwärts, sie hielten das Geschützfeuer aus, sie kamen näher und näher, schon waren sie auf 200 Schritt an die Batterien heran, da knattert es aus den Schützengräben auf, mit unerbittlicher Sicherheit schlagen die Salven der deutschen Infanterie in die anrückenden Kolonnen, volle Kartätschlagen prasseln in die Glieder der Bataillone, wild über einander stürzen die französischen Reihen, und ein Wall von Leichen thürmt sich vor der deutschen Linie auf. In jäher Flucht weicht der geringe Rest der Angreifer zurück, und noch mancher von ihnen wird ein Opfer der nachsaufenden Granaten.

Aber kaum sind die letzten Franzosen aus dem Schußbereich, da bewegt sich eine neue, fest geschlossene französische Masse heran, sie dringt vor wie die erste und sie wird vernichtet wie die erste. Zum drittenmal, zum viertenmal werden die Stöße mit großer Gewalt geführt, doch alles ist vergebens, die deutsche Linie behauptet sich stets siegreich.

Eine kurze Pause tritt ein, fast 200 französische Geschütze, darunter viele Mitrailleusen, überschütten die dünne deutsche Linie mit einem verheerenden Feuer. Aber die preussischen Artilleristen haben genau die Entfernungen abgemessen, mit mathematischer Sicherheit schlagen ihre Granaten in die feindlichen Batterien ein, zerschmettern die Lafetten, die Rohre der Geschütze, und werfen die Bedienungsmannschaften verstümmelt, getödtet neben den Kanonen auf die Erde hin. Unter dem Schutze des Artilleriefeuers, unter einem Hagel von Chassepotkugeln stürmen plötzlich wieder frische französische Regimenter an, Linien-soldaten und Zuaven, aber die Feuerwaffen der Deutschen machen ihre Stellung unnahbar, denn nicht wie die Franzosen auf den spärlicheren Höhen knallen die Badenser und Preußen zwecklos und ziellos in die Luft, sondern jeder deutsche Krieger nimmt sein sicheres Ziel und seine Kugel fällt den Feind.

Der erste Tag des heißen Kampfes geht zu Ende, die kalte Winternacht deckt die Stätte, auf der das Blut in Strömen floß, und hinter ihren Verschanzungen ruhen die deutschen Krieger im Bivouak unter freiem Himmel, die Waffen neben sich, jeden Augenblick

zu neuem Kampfe bereit, der auch am nächsten Tage mit dem frühesten Morgenlichte wieder beginnt. Bis zur Mittagszeit treibt Bourbaki seine Regimenter wieder, Sturm auf Sturm, gegen die Stellungen der Deutschen, aber ein sicherer Tod war ihnen allen bereitet, und unter keinem noch so heftigen Stöße wankte die eiserne Mauer des Generals von Werder.

Einen andern Charakter gewann das Gefecht vom Mittage des zweiten Tages, des 16. Januars an. Die Franzosen machten um diese Zeit den Versuch, den rechten deutschen Flügel bei Frahier zu umgehen und auf der Straße von Lure nach Velfort vorzudringen, um den General von Werder im Rücken zu fassen. Bourbaki konzentrierte am Mittage des zweiten Tages gegen das bisher nur schwach angegriffene Chenebier (welches als vorgeschobener Posten den rechten Flügel deckte und mit 2 Bataillonen Badensern, einer schweren badischen und einer leichten sächsischen Batterie besetzt war) 32 Geschütze und bedeutende Infanteriemassen. Chenebier wurde deshalb gegen 3 Uhr Nachmittags von den badischen Truppen geräumt. Die Franzosen drangen nun in großen Massen gegen Frahier vor, aber ihre Offensivkraft war so schwach, daß es der schweren Reservebatterie vom 7. Feld-Artillerieregiment durch ihr Feuer gelang, den Feind vom Angriffe auf diese wichtige Position abzuhalten. Ja die Franzosen wagten nicht einmal, als nach eingetretener Dunkelheit die Batterie abgefahren war, das von deutscher Seite nun ganz geräumte Frahier zu besetzen. Noch am Abend kamen jedoch Verstärkungen, die zum Theil aus dem Belagerungskorps von Velfort, zum Theil aus der schwachen Reserve des Generals von Werder genommen wurden. Es wurde deshalb noch in der Nacht Frahier von deutschen Truppen wieder besetzt und auf die Franzosen in Chenebier ein Angriff gemacht. Nachdem die überraschten Franzosen, welche viele Gefangene in deutschen Händen ließen, bei beginnendem Tage sich gesammelt hatten, konnte zwar Chenebier nicht gehalten werden, aber Frahier war jetzt durch vier Batterien und eine genügende, im Laufe des Tages noch wesentlich vom linken Flügel aus verstärkte Infanterie besetzt und ebenso war der Wald zu beiden Seiten des Thales durch Infanterie genügend gesichert.

Am 18. Januar des Morgens fuhr zuerst eine feindliche Batterie auf der Höhe von Chenebier auf um einen direkten Angriff auf Frasier vorzubereiten, dieselbe wurde indeß bald durch die deutsche Artillerie zum Abfahren gezwungen, und die französische Artillerie wagte nun überhaupt nicht mehr, gegen Frasier offensiv vorzugehen. Ebenso wurde jeder Versuch der Infanterie, von Chenebier gegen Frasier durch das breite offene Thal vorzudringen, sofort unterdrückt, indem die deutsche Artillerie die Kolonnen, sobald sie sich vor Chenebier zeigten, zurücktrieb. Die Franzosen versuchten darauf durch den dichten Wald zu beiden Seiten des Thales vorzudringen. Hier war es, wo sich ein blutiges Nahgefecht entwickelte, welches den ganzen Tag über unentschieden hin und her schwankte und am Abend damit endete, daß beide Theile den Wald räumten.

Am Abend dieses dritten Tages bemerkte man die ersten sichern Anzeichen des beginnenden Rückzuges der Franzosen, und am Morgen des vierten Tages sah man, wie die Franzosen alle zur Verfolgung wichtigen Defileen verbarrikadirt hatten und zum Theil mit Mitrailleusen vertheidigten. Man bemerkte am Nachmittage, wie sie allmählig auch die letzten Posten einzogen, welche den Rückzug gedeckt hatten.

Eine sofortige Verfolgung fand nicht statt, weil man nicht wußte, ob der Rückzug nicht nur ein scheinbarer war, und weil die Ermüdung der deutschen Truppen einige Ruhe nothwendig machte, man begnügte sich daher, in Gefechtsposition stehen zu bleiben und den Rückzug der Franzosen durch Patrouillen zu konstatiren. Erst am Abend des vierten Tages war es unzweifelhaft, daß es deutscher Ausdauer und Tapferkeit gelungen war, den drohenden, so lange vorbereiteten großen Schlag der Franzosen zu pariren und so einen der entscheidendsten Erfolge des großen Krieges vorzubereiten. Jeder war mit dem Bewußtsein in die Schlacht eingetreten, daß ein Sieg der Franzosen, selbst wenn er auch nur den Entsatz von Belfort zur Folge hatte, ihre Kriegslust aufs neue mächtig entflammen, während ein Aushalten gegen den Anprall der großen französischen Armee eine entschiedene Niederlage derselben vorbereiten mußte. Jedermann rechnete dabei auf ein direktes Eingreifen der Südmee, welche man viel

näher glaubte als sie wirklich war, und die erschöpften Truppen fanden in dem Vorsatze, auszuharren, bis jene vergebens stündlich erwartete Hülfe erschiene, stets neue Kraft zu weiterem Widerstande.

Auf seinem Rückzuge ging Bourbaki mit seiner Hauptmacht bei Beaume les Dames auf das linke Ufer des Doubs, ihm folgte vom 14. Armeekorps auf dem Fuße die 4. Reserve division, welche auf die Straße Besançon—Pontarlier vorging. Mit dem Rest seines Korps wandte General von Werder sich auf Nioz, und auf dem Schauplatze der sich nunmehr entspinrenden Kämpfe stand jetzt auch die Südmee des Generals von Manteuffel. General Bourbaki hatte, vielfach gehindert durch den Mangel an Lebensmitteln und durch die immer stärker einreißende Auflösung seiner Truppen, nicht mehr den rettenden Ausweg nach Süden erreichen können, nur ein Theil seiner Truppen gewann die Straße auf Lyon, die größte Anzahl aber verfiel dem Schicksal, wie das Heer des Marschalls Mac Mahon, es wurde von allen Verbindungen abgeschnitten, die deutsche Südmee hatte sich auf der Straße Besançon—Quingen—Arbois aufgestellt, General v. Werder kam von Nordwesten her, und nun blieb den Truppen der Voirearmee nur der Ausweg nach der Schweiz oder die Gefangenschaft übrig. General Bourbaki führte das Kommando nicht mehr, er hatte einen mißlungenen Versuch sich selbst zu tödten gemacht, an seine Stelle war General Clinchant getreten. Um der drohenden Gefangenschaft zu entgehen, ging derselbe mit seinen Truppen auf das neutrale Gebiet der Schweiz über und streckte dort die Waffen. Der Uebertritt erfolgte am 1. Februar bei Verrieres in der Stärke von 80000 Mann, welche von den eidgenössischen Truppen unter Anführung des Generals Herzog entwaſſnet und bis zum Friedensschluß in der Schweiz internirt gehalten wurden. In den dieser Kapitulation vorhergehenden Tagen hatte die deutsche Südmee und das 14. Korps 19000 Gefangene gemacht, eine bedeutende Anzahl von Geschützen, Fahnen und Fuhrwerken erbeutet und Massen von Vorräthen jeder Art genommen. In einem Feldzuge von 14 Tagen war also die ganze Armee von Lyon in ihrer Stärke von 150000 Mann unschädlich gemacht. In Frankreich existirte nun keine geordnete Armee mehr.

Aber wo blieb denn der große Räuberhauptmann Garibaldi und

seine Getreuen? Der gute Mann hatte sich mit 25000 Mann der hoffnungsvollsten Banditen in Dijon festgesetzt und wurde hier von den 6000 Pommern des Generals von Kettler angegriffen, am 21. und am 23. Januar lieferte derselbe den Garibaldianern blutige Gefechte, in welchen mehrere feste Stellungen erobert wurden. Als aber am Abend des 23. Januar General von Kettler es unternahm, die Stadt Dijon zu stürmen, da behauptete sich die vierfache Uebermacht und die 6000 Pommern mußten vor Dijon liegen bleiben. Aber ihr Zweck wurde vollständig erreicht, Garibaldi blieb mit seinen 25000 Mann ruhig in Dijon stehen. Der alte Graubart schwamm in einem Meere von Vergnügen, er glaubte die ganze Südmarmee sich gegenüber zu haben, und als der Sturm der Pommern durch das hageldichte Feuer der vierfachen Uebermacht abgewiesen war, da gab Garibaldi eine Proklamazion nach der andern von sich. „Freut Euch, ihr jungen Soldaten der Freiheit“, sagte er, „die furchtbaren Soldaten des Königs Wilhelm haben Euch die Versen gezeigt!“ Und so verharrete Garibaldi in regungsloser Unthätigkeit und versäumte es, der Bourbaischen Armee die Hülfe zu bringen, welche sie entschieden erwarten durfte und die zu leisten recht wohl in seiner Macht lag. Statt dessen schrieb er Proklamazionen, bis am 1. Februar der General Hann von Weyhern mit Verstärkungen kam und im Verein mit dem General von Kettler den großen Hauptmann aus Dijon hinauswarf. Da erst merkte Garibaldi, was die Südmarmee sei, er zog sich schleunigst und ohne alle Proklamazionen nach dem Süden von Frankreich zurück, verfolgt von dem Gelächter und dem Spott sowohl der Deutschen als auch der Franzosen.

Nachdem die letzte Armee Frankreichs nun vernichtet war, wurde der Kommandant von Belfort zur Uebergabe der Festung aufgefordert. Er lehnte dieselbe jedoch ab und hielt sich noch bis zum 18. Februar, an diesem Tage wurde die starke Festung von den deutschen Truppen besetzt. Der französischen Besatzung wurde in Anbetracht ihrer tapfern Vertheidigung freier Abzug mit Waffen und kriegerischen Ehren bewilligt.

Die Einnahme von Belfort war die letzte Waffenthath des großen Krieges. Wir müssen uns nun noch die Ereignisse betrachten, welche vor

Paris stattfanden. Zuletzt hatten wir erzählt, daß der Abschluß eines Waffenstillstandes zur Wahl der französischen Nationalversammlung von der provisorischen Regierung in Paris abgelehnt worden war.

Den ganzen November über verhielten sich die Franzosen in Paris ruhig, und es würde von dem Tage der Ablehnung des Waffenstillstandes bis zum letzten Tage des November von diesem Monate aus dem Hauptquartier in Versailles gar nichts zu erwähnen sein, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, welches in großartigem Maße dazu angethan war, die gewaltige Macht des Königs Wilhelm und des deutschen Volkes kund zu thun.

In der Mitte des November erhielt der König Wilhelm eine Adresse von Arabern aus Algerien, in welcher er um Befreiung von dem französischen Joche gebeten wurde. Diese Adresse lautete in ihren Hauptsätzen folgendermaßen.

„Eurer Majestät ist es nicht unbekannt, daß unser Land ursprünglich ein Land des Islam war, und daß seine Beherrscher von alter Zeit Muslime waren, welche nicht daran dachten, von den Ungläubigen irgend jemand in seinem Glauben zu stören. Als jedoch einzelne von uns anfangen, sich solcher Vergehen schuldig zu machen, welche unser heiliges Gesetz verdammt, da setzte Allah der Höchste zur Strafe die Franzosenrotte uns zum Herrscher. Dieses Volk handelte feindselig gegen unsern Glauben, unser Eigenthum, unsre Kinder. Wahrlich, dieses Volk hat keine Religion und keinen Glauben! Verließ doch sein Herrscher, genannt Napoleon, den Glauben seiner Väter und Ahnen und führte französische Art neu ein, und suchte in frevelhaftem Uebermuth alle Religionen zu vertilgen. Doch Eures tapfres Volk gewann über ihn und sein übermüthiges Volk die Oberhand. Nichts nützten ihnen ihre vielen Zahlen, ihr stolzer Fürst fiel in schmachvolle Gefangenschaft.

Wir lesen in den Zeitungen immer, daß Eure Majestät dem Höchsten — ihm sei Preis! — für die Gnade danken, daß er Euch zu großem Siege verholfen und Euch zum Mittler des Ruhmes Eures Volkes und der Vernichtung jenes verblendeten und tyrannischen Volkes gemacht hat. Je größer der Dank, um so größer die göttliche Gnade:

lasset uns als einen Beweis für Eure Dankbarkeit Eure vielgepriesene Gnade zu theil werden, indem Ihr unser Land aus der Knechtschaft dieses übermüthigen Volkes befreit. Siehe, die Zügel jenes hochfahrenden Volkes liegen jetzt in den Händen Eurer Majestät durch die Gnade des Herrn! Nehmet Euch jetzt auch unsrer in Gnaden an, gleich wie Allah der Höchste sich Eurer in Gnaden angenommen hat.“ —

Auf welcher gewaltigen Stufe der Macht stand doch nun der König Wilhelm! Wir werden gradezu an die Zeiten Otto des Großen erinnert, um dessen Thron sich auch die Abgesandten der Fürsten aus fremden Erdtheilen drängten. Auf weiter Welt gab es jetzt keine Macht mehr, welche einzeln dem Gebote des Königs Wilhelm widerstreben konnte. Auch das letzte Bollwerk des ehemals so mächtigen, so furchtbaren Feindes sollte bald fallen.

So wie Marschall Bazaine in den Tagen der Schlacht von Sedan einen verzweifelten Versuch zum Durchbruch machte, so unternahm die Pariser Besatzung auch in der Zeit, als sie den General Aurelles de Paladine in der Nähe glaubte, am letzten Tage des November und in den ersten Tagen des Dezember einen Ausfall mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, mit einer Truppenmasse von etwa 120000 Mann. Im ersten Ansturm wurde die deutsche BERNIRUNGSLINIE an einer Stelle ein wenig zurückgeschoben, aber wenige Stunden später war das verlorene Terrain von den deutschen Truppen überall wieder gewonnen.

Den französischen Soldaten, welche für den Ausfall bestimmt wurden, gab man in Paris Lebensmittel für 4—6 Tage mit und sagte ihnen, als es in den Kampf gehen sollte, das Ziel, welches erreicht werden müsse, sei die Straße nach Fontainebleau, könne man sich nicht divisionsweise durchschlagen, so müsse man es in kleineren Trupps versuchen. Offenbar hatte also Trochu die Absicht, mit dem besten und größten Theile der Pariser Besatzung sich nach Süden einen Ausweg zu erkämpfen. General Ducrot befehligte die ersten Divisionen, er hatte mit großer Prahlerei verkündet, nur als Sieger oder todt werde er nach Paris zurückkehren, doch kehrte auch dieser Held lebendig und geschlagen in die Mauern der Hauptstadt heim.

In der Nacht vom 29. auf den 30. November eröffneten sämt-

liche Außenwerke von Paris ein kolossales Geschützfeuer, auf einige Stellungen der deutschen Armeen, z. B. die der Baiern zwischen Plessis-Piquet und Fontenay aux Roses fielen die Granaten zu Tausenden nieder, doch mit verhältnißmäßig sehr geringem Erfolg. Gegen 11 Uhr Vormittags des 30. Novembers erfolgte ein furchtbarer Stoß von 40000 Franzosen gegen die Würtemberger, welche die Krümmungen der Marne besetzt hielten, oberhalb der Stelle, wo sie bei Charenton le Pont in die Seine fällt. Die Würtemberger waren nicht im Stande, gegen die große Uebermacht sich zu halten, sie gingen zurück und die Franzosen besetzten die von den Würtembergern verlassenen Orte Billiers, Champigny und Brie sur Marne, und schickten sich an, von den genommenen Positionen aus noch weiter vorzubrechen. Doch jetzt hatten ihre Erfolge ein Ende, vom 6. (schlesischen) Korps sandte der Kommandeur General von Tümppling sofort Hülfe, und das 2. (pommersche) Korps, welches in Reserve gestanden hatte, rückte mit der Hälfte seiner Truppen in die Schlachtlinie ein. Augenblicklich kam nun der Kampf zum Stehen, es begann ein heißes Ringen, ein Hin- und Herwogen, denn die Franzosen schlugen sich vorzüglich und unternahmen ihre Vorstöße mit dem Muth der Verzweiflung, aber sie kamen keinen Schritt weiter vorwärts, durch die deutsche Tapferkeit wurde ihnen das Dorf Billiers wieder entzissen, Champigny und Brie blieben in den Händen der Franzosen. Die Deutschen machten einige hundert Gefangene, unter ihnen fand man viele altgediente Soldaten, welche in der Krim, in Italien und Mexiko gekämpft hatten.

An demselben Tage unternahm die Pariser Besatzung gleichzeitig mit dem Hauptangriff auf die Stellung der Würtemberger Ausfälle gegen die preussische Garde im Norden von Paris, gegen das königlich sächsische und gegen das 4. preussische Korps.

Den beiden Dörfern Champigny und Brie gegenüber, welche sich noch in französischen Händen befanden, liegt Noisy le Grand, welches deutsche Truppen besetzt hielten. Am 1. Dezember stand in Noisy eine starke deutsche Macht, weil man ein weiteres Vorgehen der Franzosen vermuthete, doch die Pariser hatten an diesem ganzen Tage genug zu thun, ihre Todten zu begraben und die Truppen sich aus-

ruhen zu lassen, es erfolgte kein Angriff, am 1. Dezember ruhte der Kampf.

Man war jedoch im großen Hauptquartier des Königs Wilhelm nicht willens, Champigny und Brie in feindlichen Händen zu lassen, am Abend des 1. Dezember bestimmte General von Moltke: „Champigny und Brie sind durch Handstreich wieder zu nehmen,“ und am Morgen des 2. Dezember begann der blutige Kampf von neuem. Die Franzosen hatten ebenfalls die Absicht, am 2. Dezember wieder anzugreifen, schon 4 Uhr Morgens hatten sie auf 8 Brücken die Marne überschritten und trafen ihre Vorkehrungen, mit starken Kräften gegen Villiers und Noisy le Grand vorzugehen.

Auf deutscher Seite gingen gegen Champigny die Würtemberger, gegen Brie die Sachsen vor. Um 7 Morgens griffen die königlich sächsischen Regimenter an, und ihr Angriff war so stürmisch und plötzlich, daß kein Widerstand fruchtete, das Dorf Brie wurde unter wildem Hurrah! genommen und 300 Gefangene gemacht. Um dieselbe Zeit eröffneten die Würtemberger gegen Champigny ihr Schützenfeuer, kurze Zeit stand das Treffen, dann gewannen die Würtemberger die Oberhand und bemächtigten sich wieder des Dorfes. Sobald die Sachsen sich in Brie festgesetzt hatten, sandten sie während einer einstündigen Ruhepause, die durch ein Bombardement von Seiten der Forts Nogent und Rosny und der Batterien vom Mont Avron ausgefüllt wurde, ihre Gefangenen zu den Reserven. Ehe sie indeß damit fertig waren, wurde Brie der Gegenstand, auf den sich ein entsetzliches Feuer der Forts konzentrirte. Unter einem Hagel von Geschossen, wie er nur durch die Zusammenwirkung von direktem und Vertikalfener zu erzielen ist, war an Schutz nicht zu denken, Häuser stürzten in Trümmer, Bäume wurden zersplittert und nach allen Richtungen fielen Tode und Verwundete.

Unter diesem fürchterlichen Kugelregen suchten sich einige sächsische Abtheilungen den Brücken, welche über die Marne führten, zu nähern, während dichte Kolonnen der Franzosen unter dem Schutze der Forts debouchirten. In Brie wurde schließlich ein längerer Aufenthalt unmöglich und nach fürchterlichen Verlusten räumten die Sachsen das Dorf. Einige weitere Versuche, zu den Brücken zu gelangen, erwiesen

sich als vergeblich. Die Leute fielen wie das Wild bei einer Treibjagd. Auch Champigny fiel wieder in die Hände der Franzosen. Weder Artillerie noch Kavallerie konnten von deutscher Seite ins Gefecht gebracht werden, da das Terrain zu ungünstig war, die Infanterie hatte die ganze Last des Kampfes zu tragen, sie hatte das Feuer der Chassepots und der unzähligen Geschütze zu gleicher Zeit auszuhalten.

Doch die Dörfer konnten unter keinen Umständen in der Gewalt des Feindes bleiben, da es verhängnißvoll für die Belagerer hätte werden können, wenn der Feind sich auf dem linken Marneufer festgesetzt hätte. So ging denn die 7. preussische Brigade (Pommern) wieder gegen Champigny vor und entriß den Ort zur Hälfte den Franzosen. Denn eine Hälfte des Dorfes wurde dermaßen von den Geschützen der Forts bestrichen, daß eine Behauptung desselben ein Ding der Unmöglichkeit war. Auch der Besitz der Hälfte des Dorfes mußte noch in einem hartnäckigen Kampfe verteidigt werden, da die Franzosen eine Flankenbewegung einleiteten und auf der Linie Champigny—Billiers, wo die Brigade einen Theil ihrer Kräfte entwickelt hatte, durchzubrechen suchten. Hier litt namentlich das 49. preussische Infanterieregiment schwer. Schließlich zog sich der Feind, als er die Unmöglichkeit einsah, gegen die tapfern Pommern Terrain zu gewinnen, von dieser Seite zurück und gab auch bei Champigny das Treffen auf. In der Nacht vom 2. zum 3. Dezember lagerten die Franzosen im Gehölz von Vincennes, am 3. Dezember brachen sie die Marnebrücken ab und gingen hinter die Forts zurück. Alle Anstrengungen waren vergebens gewesen, alles Blut war umsonst geflossen, denn am 3. Dezember standen die Truppen wieder genau in denselben Stellungen, wie vor dem Beginn des Kampfes. Die Verluste waren sehr schwer, die Würtemberger verloren von 7000 Mann den vierten Theil, nämlich 63 Offiziere und 1967 Mann, die Sachsen von 11000 Mann den fünften Theil, nämlich 76 Offiziere und 2100 Mann. Der Gesamtverlust betrug auf deutscher Seite 5300 Mann, auf französischer Seite 7000 Mann, darunter allein 1400 Gefangene, welche die Würtemberger, die sich mit großer Tapferkeit schlugen, gemacht hatten.

In Paris stieg die Noth indeß immer höher, die Preise der Lebensmittel waren ganz kolossal, ein Pfund Butter wurde mit mehr als 23 Thalern bezahlt. Am meisten zu leiden hatten die Familien des besseren Mittelstandes, denn für sie war es fast unmöglich, irgend etwas anderes an Lebensmitteln zu erhaschen, als die winzigen Portionen, welche die Regierung vertheilte. Ungleich besser lebten die National- und Mobilgarden, die besonders in den Forts ausnahmsweise gut versorgt wurden, ohne daß sie viel zu thun brauchten, für sie war also die Uebergabe von Paris eben so wenig wünschenswerth, wie für die Mitglieder der provisorischen Regierung, da ja auch alle nichts zu verlieren hatten.

So wurde der Widerstand denn fortgesetzt, und unter den immer schwierigeren Verhältnissen riß der Pöbel immer mehr die Gewalt an sich.

Durch die Brieftauben, welche die Pariser Regierung durch die Luftballons immer wieder zurückschickte, unterhielt man noch eine dürftige Verbindung mit der Provinz, man wurde auf diesem Wege auch von den Bewegungen der Nordarmee unter General Faidherbe unterrichtet, und eben so wie Trochu am 30. November und 2. Dezember versucht hatte, dem General Aurelles de Palladine nach Süden hin entgegen zu gehen, so sollte in der zweiten Hälfte des Dezember dem General Faidherbe nach Norden hin die Hand gereicht werden. Der Versuch war ebenso erfolglos, wie die Kämpfe vom 30. November und 2. Dezember. Der Vorstoß ging diesmal, dem beabsichtigten Zwecke gemäß, in nördlicher Richtung gegen die Stellung der preussischen Garde vor sich.

Am Abend des 20. Dezembers machten die Vorposten der Garde die Beobachtung, daß starke Massen französischer Truppen von St. Denis auszogen und eine Anzahl Batterien den Positionen der preussischen Garde gegenüber Stellung nahm. Die 2. Garde-Infanteriedivision erhielt deshalb Befehl, sich alarmbereit zu halten, die 1. Division wurde in Reserve gestellt. Die Nacht verging ruhig, am frühen Morgen des 21. Dezembers eröffneten die Franzosen aus allen Forts, die in der Nähe lagen und aus zahlreichen Feldbatterien ein wüthendes, regelloses Feuer gegen die Stellungen der preussischen

Garde in Le Bourget und den benachbarten Ortschaften Stains und Dugny. Zugleich zeigten sich vor den genannten Dörfern kompakte französische Massen in der Stärke von etwa 40000 Mann. Um 7 Uhr Morgens wurde Le Bourget, welches von einem Bataillon Elisabeth und einer Kompanie Gardeschützen besetzt war, angegriffen. Die feindliche Kolonne, welche 6000 Mann stark heranmarschirte, nahm zuerst ihre Richtung auf die Südwestseite von Le Bourget, änderte aber plötzlich ihre Marschrichtung und warf sich mit ihrer Hauptstärke auf die Nordwestseite des Dorfes, welche nur von zwei Kompanien vertheidigt wurde. Durch die plötzliche Ueberraschung und die große Uebermacht wurden die beiden preussischen Kompanien trotz eines heldenmüthigen Widerstandes zurückgebrängt, die Franzosen setzten sich in den Besitz mehrerer Gehöfte so wie des Kirchhofes, und 125 preussische Grenadiere fielen, nachdem sie ihre sämmtlichen Führer verloren, in die Hände des Feindes. Der Stoß der Franzosen gegen den Südrand von Le Bourget wurde energisch von drei Gardekompanien abgewiesen. Die bedrängte Lage der fünf Kompanien in Le Bourget war von dem Kommandeur des Gardekorps, Prinzen August von Württemberg, jedoch zeitig bemerkt worden und schon gegen 8 Uhr langten Verstärkungen in der Zahl von 2000 Mann in dem Dorfe an. Ihnen gelang es, in einem mit großer Hartnäckigkeit geführten Häuserkampfe den Feind aus den Gehöften wieder zu verjagen und einen Theil der dort gefangen gehaltenen Grenadiere wieder zu befreien.

Eine so wilde Tapferkeit, wie die Franzosen sie in Le Bourget am 30. Oktober gezeigt, entwickelte der Feind am 21. Dezember nicht wieder, in der ersten Linie kämpften Linienregimenter und Marine-soldaten mit großer Tapferkeit, die Mobilgarden hinter ihnen aber waren zu keinem Angriff zu bewegen, und es war ein treffender Beweis der Ueberlegenheit des einzelnen deutschen Soldaten über den französischen, daß 6000 Franzosen, noch unterstützt durch ihre zahlreichen Reserven vor und neben dem Dorfe, von 2000 Preußen so glänzend wieder aus Le Bourget hinausgeworfen wurden.

Auch Stains hatte mehrere heftige Angriffe zu erdulden, aber die preussische Besatzung ließ den Feind auf 200 Schritt herankommen

und eröffnete dann ein so vernichtendes Schnellfeuer, daß die Franzosen eiligst kehrt machten. Stains wurde nicht gefährdet.

Seit dem frühen Morgen war auch gegen die Positionen der Garde ein wüthendes Feuer aus den schwersten Geschützen unterhalten worden. Ununterbrochen wurden riesige Granaten geworfen, das Gedonner, welches das Plagen derselben begleitete, war so ungeheuer, daß bei einigen Soldaten der Glaube entstand, es fänden Sprengungen von Minen statt. Bei der großen Entfernung, aus welcher die Projektile geworfen wurden, richteten sie nur wenig Schaden an. Gefährlicher wurden 10 französische Feld- und 3 Mitrailleusenbatterien, welche nördlich von Drancy aufgestellt waren und ein starkes Feuer unterhielten, von welchem auch die Reserven der Garde berührt wurden. Gegen sie gingen 6 preußische Batterien bis auf 2000 Schritt heran, und brachten kurz nach Mittag die französischen Batterien völlig zum Schweigen. Als der Abend dämmerte, schwieg der Kampf auf allen Punkten und die preußische Garde stand genau in ihren alten Stellungen.

Ohne Zweck waren wieder eine nicht unbedeutende Anzahl Soldaten gefallen, das geflossene Blut mußte allein den verstockten Führern in Paris zur Last gelegt werden, welche den schweren, patriotischen Muth nicht besaßen, die bittere Wahrheit zu erkennen und bekannt zu machen, und die sich verächtliche Popularität und leichten Ruhm damit erwarben, daß sie den Gelüsten einer irregeleiteten Menge bis zum letzten Augenblicke fröhnten. Das Ziel, welches die französische Eitelkeit sich setzte, die Bewunderung von Europa zu erregen, wurde nicht erreicht, und unter den entsetzlichsten Opfern verblutete Frankreich im Selbstmorde ohne Ehre und ohne Ruhm.

Solche Gefinnungen der französischen Führer, die immer wiederholten Opfer, welche deutsche Truppen der Eitelkeit der Machthaber in Paris zu bringen genöthigt wurden, forderten endlich auch auf deutscher Seite den schonungslosesten Ernst heraus. Von einem Bombardement der belagerten Hauptstadt hatte der milde Sinn des Königs Wilhelm bisher Abstand genommen, nach dem Ausfall vom 21. Dezember aber befahl der König, das Bombardement, zu dem

alle Vorbereitungen längst vollendet waren, nunmehr in Angriff zu nehmen.

Am 27. Dezember Morgens 7 Uhr eröffneten die deutschen schweren Batterien von Montfermeil aus das Feuer gegen das neu-gebaute Fort auf dem Mont Avron. Die deutschen Batterien waren hinter einem kleinen Wäldchen gebaut, ohne daß die Franzosen irgend etwas davon bemerkt hatten, in der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember waren die Bäume gefällt worden, und als nun die deutschen schweren Granaten urplötzlich mit furchtbarer Gewalt in das französische Barackenlager auf dem Mont Avron schlugen, da war die Bestürzung und der Schrecken des Feindes großartig. Ein tapftrer Artillerieoffizier eilte sofort an die Geschütze und rief die Artilleristen an, das Feuer der Deutschen mit aller Energie zu erwidern, aber die einfallenden Granaten trafen Schlag um Schlag in die Schießscharten, binnen fünf Minuten waren drei französische Geschütze demontirt, die Besatzung suchte in Todesangst nach Deckung vor den heranheulenden fürchterlichen Granaten. Eine Abtheilung von Mobilmgarden verkroch sich in einen Keller, den ein pariser Weinhändler auf dem Mont Avron angelegt hatte, aber eine deutsche Granate schlug durch ein Kellerloch in den unterirdischen Raum, und die ihre Rettung darin gesucht hatten, wurden eine sichere Beute des furchtbaren Geschosses.

Am 28. Dezember wurde das Feuer aus 76 deutschen Geschützen fortgesetzt, das Feuer der Franzosen wurde an demselben Tage zum Schweigen gebracht, und schon am 29. Dezember konnte Nachmittags drei Uhr der Mont Avron von einer Abtheilung des 12. (königlich sächsischen) Armeekorps besetzt werden. Die Franzosen hatten den Platz bereits in der vorhergehenden Nacht verlassen, die Sachsen trafen ein Bild grauenhafter Verwüstung, die Geschütze hatten die Franzosen weggeführt, aber rings umher lagen zerschmetterte Lafetten, Gewehre und Munition und eine beträchtliche Anzahl tochter Franzosen.

Auf dem eroberten Mont Avron wurden neue Batterien erbaut, und nun wurde allmählig bis gegen Ende des Januar die Beschießung sämtlicher Forts auf der Südost- und Südseite, so wie das Bom-

bardement von Paris von Süden her über die Forts hinweg einge-
leitet. Die Wirkung war eine durchschlagende. Zuerst geriethen die
Franzosen in Paris in entsetzliche Wuth und riefen durch ihre Ballon-
briefe alle Nationen der Welt um Schutz gegen das Barbarenvolf
an, welches es wagte, die „heilige Stadt Paris“ so unsanft anzu-
fassen. Sie unternahmen sogar am 13., 14. und 15. Januar noch
einige tollkühne Versuche, die preussische Garde in Le Bourget zu
überfallen, aber jedesmal wurden die Angreifer mit blutigen Köpfen
zurückgeschickt, es gelang ihnen nie, auch nur einen Schritt breit
Terrain zu gewinnen. Am 19. wurde ein Ausfall vom Mont
Valerien her durch das 5. preussische Korps abgewiesen und diese ver-
geblichen Stöße waren die letzten Offensivbewegungen, welche Trochu
und die Pariser gegen die deutschen Heere unternahmen.

In Paris brachen zahlreiche Feuersbrünste aus, ganze Stadt-
theile wurden unbewohnbar, der Schrecken, die Bestürzung wuchs, die
Hungersnoth zeigte sich bereits in entsetzlicher Weise, die Sterblichkeit
in der Hauptstadt war dreimal so groß, als früher. Da wurden die
Pariser und die provisorische Regierung immer kleinlauter, und als
am 21. Januar die deutschen Belagerungsbatterien auch von Norden
her ein gewaltiges Bombardement unternahmen, da endlich beugten
sich die Belagerten der unentrinnbaren Nothwendigkeit, am 24. Januar
erschien Jules Favre im großen Hauptquartier in Versailles und
fragte im Namen der Pariser Regierung bei dem Bundeskanzler
Grafen Bismarck an, welche Bedingungen von deutscher Seite für
die Uebergabe von Paris und den Abschluß eines Waffenstillstandes
gestellt würden.

Mit diesem Tage begannen die Unterhandlungen, welche zum
Abschluß des Friedens führten. —

Wir haben bisher noch nichts über die Thätigkeit der franzö-
sischen Flotte gesagt. Es ist über sie in der That auch fast gar nichts
zu sagen. Im Monat August und September 1870 hat die gewal-
tige französische Seemacht die deutschen Häfen der Nordsee und
Ostsee blockirt, bei Stettin haben eine preussische Fregatte und einige
preussische Kanonenboote Schüsse gewechselt mit einer Abtheilung der

französischen Flotte, Verluste sind auf beiden Seiten nicht konstatirt. Eine bedeutende Anzahl deutscher Handelsschiffe sind von französischen Kreuzern aufgebracht und theilweise gegen alles Völkerrecht sofort auf hoher See verbrannt worden. Höchst kühn ging die preussische Korvette „Augusta“ gegen die Südküste von Frankreich vor und kaperte in der Mündung der Gironde drei französische Schiffe, worauf vierzehn französische Panzerschiffe in Bewegung gesetzt wurden, um die kühne „Augusta“ zu fangen. Sie gelangte jedoch wohlbehalten in einen spanischen Hafen, und segelte kurze Zeit nachher, da der Waffenstillstand abgeschlossen war, zur Heimath zurück.

Schade, daß die deutsche Flotte gegen die zehnfache französische Uebermacht absolut keinen Kampf aufnehmen konnte, die deutsche Flotte würde sich ohne Frage zur See gleiche Vorbern errungen haben, wie die deutschen Heere zu Lande.

Sechstes Kapitel.

Das deutsche Kaiserreich der Hohenzollern. Einzug in Paris. Der Friede.

Zur Zeit Kaiser Otto des Großen zog von Osten her ein wildes Reitervolk in unabsehbaren Scharen gegen Deutschland heran, sie verwüsteten auf die schrecklichste Weise alles, was sie auf ihrem Wege antrafen und verwandelten blühende Gegenden in Einöden. Gegen die gewaltige Gefahr, welche von diesen Hunnen drohte, traten alle deutschen Stämme zur Abwehr zusammen, und in der Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg wurden die Hunnen dermaßen geschlagen, daß ihrer nur wenige in der Heimath den Untergang des großen Heeres melden konnten.

Seit jenem Tage auf dem Lechfelde haben die deutschen Stämme nie wieder Eines Sinnes und unter Einem Führer zusammen gestanden, bis zu unsern Zeiten. König Wilhelm der Hohenzoller führte die Deutschen von der Ostsee bis zu den Alpen gegen den langjährigen Erbfeind, dessen Gesittung mit derjenigen der Hunnen ungefähr auf gleicher Stufe steht, und errang einen gleich herrlichen und gleich folgenreichen Sieg, der den übermüthig angreifenden Feind zerschmetterte.

Unter König Wilhelms glorreicher Führung zogen die Heere der süddeutschen Staaten von Sieg zu Sieg, Kanonen und Fahnen, Adler und andre Tropäen des stolzeſten und furchtbarſten Feindes schmückten die Märkte ihrer Hauptstädte, und in den Jahrbüchern ihrer Geschichte wurden mit leuchtenden Zügen Thaten verzeichnet, wie sie auf keinem früheren Blatte auch nur annähernd berichtet waren. Da erst fühlten

und sahen auch die Fürsten, welche dem preussischen Bündnisse und dem Zepter der Hohenzollern bisher widerstrebt hatten, daß sie verloren gewesen wären, wenn König Wilhelms Hand sie nicht geschützt hätte, und das deutsche Volk erkannte sich selbst wieder in seiner Herrlichkeit und in seiner Kraft, und begehrte laut und nachdrücklich, die Zeiten der Schwäche und Zerrissenheit sollten nicht wiederkehren, das erlauchte Heldengeschlecht, welches Deutschland zu so herrlichem Siege geführt, sollte fernerhin mit starker Hand auch das Zepter über die deutschen Gauen schwingen, und König Wilhelm der Hohenzoller, der Held, der Sieger, der Christ, sollte Herrscher sein über ganz Deutschland, sollte den alterthwürdigen, hohen Namen wieder führen, den Kaisernamen, der so manches Jahrhundert hindurch der Inbegriff gewaltigster Macht und höchster Ehre gewesen war.

Als in der Schlacht bei Sedan der Mann gefangen war, der Deutschlands schlimmster Feind und der ärgste Gegner seiner Eini-gung gewesen war, da meldete sich zuerst Hessen-Darmstadt und trug auf den Eintritt in den norddeutschen Bund an, ihm folgten Baden, Württemberg, Baiern, und als die Verträge abgeschlossen waren und der Bund nun alle deutschen Stämme umfaßte, da beschloßen die Regierungen statt „deutscher Bund“ nun „deutsches Reich“ zu sagen und den König Wilhelm von Preußen um die Annahme der Kaiserwürde zu bitten. Der hochherzige junge König Ludwig II. von Baiern, dessen Truppen wie Helden im Kriege gekämpft hatten, schrieb einen Brief an den König Wilhelm und bat ihn, sich fortan Kaiser von Deutschland zu nennen. König Wilhelm aber wollte, daß zuvor alle deutschen Regierungen ihre Zustimmung geben sollten, und als dieselbe ohne Bedingung erfolgte, da nahm König Wilhelm, während die Verfassung des neuen deutschen Reiches schon vom 1. Januar 1871 an in Kraft getreten war, am 18. Januar 1871 den Titel als Kaiser von Deutschland an.

In dem prächtigen Schlosse zu Versailles, dessen Prunkgemächer mit deutschem Raube der früheren Jahrhunderte geschmückt waren, in den stolzeſten Sälen, welche der Fuß des mächtigsten französischen Königs so oft im Triumpf durchschritten, im Angesichte der ehernen Bildsäule des Herrschers, der auf Deutschlands, des wehrlosen, Nacken

seinen verruchten Fuß setzte, im Angesicht der gefesselten Hauptstadt des Erbfeindes blühte das neue deutsche Kaiserreich, das Kaiserreich der Hohenzollern auf.

In dem Spiegelsale des Schlosses zu Versailles standen am 18. Januar 1871 die Fahnen und Standarten, welche den deutschen Heeren zu den herrlichsten Siegen vorangeweht hatten, neben ihnen standen die Tapfern, deren jeder einzelne Truppentheil der Armee vor Paris geschickt, es standen da die großen Rätthe und Feldherrn des Hohenzollernhauses, der eiserne Graf Bismarck, der große Wohlthäter und Leiter des deutschen Vaterlandes, der geniale Moltke, einer der größten Feldherrn aller Zeiten, und von den Umstehenden jeder einzelne ein Held. Und mitten in diesem Kreise, der den höchsten Ruhm, den herrlichsten Glanz, die hellste Ehre der ganzen gegenwärtigen Welt in sich schloß, da stand der greise König Wilhelm der Siegreiche; an demselben Tage vor 170 Jahren hatte im fernen Osten sein Ahn Kurfürst Friedrich der Dritte sich die Königskrone aufgesetzt, und heute schmückte die Hand des Himmels König Wilhelms greises, verehrtes, geliebtes Haupt mit der deutschen Kaiserkrone.

König Wilhelm selber verlas mit bewegter Stimme die Urkunde der Verkündigung des Kaiserreiches, und dann verlas der Graf Bismarck die Proklamazion

An das deutsche Volk!

Wir Wilhelm

von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unsern Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß

es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zu führen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs zu gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit.

Wilhelm." —

Als diese Proklamazion verlesen war, trat aus dem Kreise der zahlreich anwesenden deutschen Fürsten der Großherzog von Baden hervor und rief: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!“ Unter den Klängen der Volkshymne stimmte die anwesende Versammlung dreimal begeistert ein, der Kaiser umarmte tiefbewegt seinen neben ihm stehenden Sohn, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

Als der Kaiser den Festsaal verließ, spielten die Musikchöre den Siegesmarsch von Hohenfriedberg, den König Friedrich der Große selber komponirt hatte, und unter dessen Klängen fast jeder große preussische Sieg erkämpft war.

Die erste Regierungshandlung des Kaisers Wilhelm war die Unterzeichnung des glorreichsten Friedens, welchen Deutschland jemals abgeschlossen.

Am 24. Januar traf Jules Favre aus Paris in Versailles ein und unterhandelte mit dem Kanzler des deutschen Reiches. Graf Bismarck stellte dem Franzosen, der sich hin und her winden und allerlei Vergünstigungen erlangen wollte, seine Bedingungen mit großer Festigkeit, und diesmal hatte Jules Favre sich besser zu beugen gelernt, als im Herbst des vorigen Jahres in Ferrières. In der Nacht vom 26. auf den 27. Ja-

nuar um 12 Uhr schwiug das Bombardement von Paris, am 28. Januar wurde ein Waffenstillstand auf 21 Tage abgeschlossen, alle Forts von Paris sollten am 29. Januar von deutschen Truppen besetzt werden, die Pariser militärische Besatzung lieferte Kanonen und Handwaffen aus und blieb kriegsgefangen in der Stadt Paris. Für die Truppen bei Belfort und an der Ostgrenze Frankreichs in den Departements Côte d'or, Doubs und Jura trat der Waffenstillstand nicht ein, sondern die militärischen Operationen dauerten bis auf weiteres fort.

Am 29. Januar wurden die sämtlichen Forts von Paris von den deutschen Truppen besetzt, und nachdem die Pariser Besatzung ihre Waffen ausgeliefert, erschloß sich der eiserne Ring der deutschen Zernirungsarmee, und auf mehreren von dem deutschen Oberkommando vorgeschriebenen Straßen durfte die ausgehungerte Stadt sich verproviantiren.

Dem eigentlichen Zweck des Waffenstillstandes gemäß wurden nun in Frankreich sofort die Wahlen zur Nationalversammlung ausgeschrieben und dieselben zum 15. Februar nach Bordeaux einberufen. Der Diktator Gambetta, ohne den die Pariser Regierungsmitglieder den Vertrag abgeschlossen, hatte noch bis vor ganz kurzer Zeit den „Krieg bis aufs Messer“ gepredigt, er suchte auch jetzt eine Partei zu gewinnen, die den Krieg fortführen und vor allen Dingen ihn als Diktator beibehalten wollte, doch seine Bemühungen wurden nicht von Erfolg gekrönt.

Obgleich noch das Resultat der sämtlichen Wahlen bekannt war, wurde schon am 12. Februar die Eröffnungssitzung der Nationalversammlung in Bordeaux gehalten, und am 17. Februar wurde der hochbetagte Statsmann Thiers zum Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik ernannt und mit den Friedensunterhandlungen beauftragt.

Die Verhandlungen begannen am 21. Februar in Versailles und es wurde zunächst der Waffenstillstand, der am 24. Februar zu Ende gehen sollte, bis auf den 26. Februar verlängert. Die Verhandlungen wurden von deutscher Seite durch den Reichskanzler Grafen Bismarck

geführt, und ihr Ergebnis war die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien am 26. Februar in Versailles. Sie lauteten:

1. Frankreich verzichtet zu Gunsten des deutschen Reiches auf alle seine Rechte und Ansprüche auf diejenigen Gebiete, welche östlich von der nachstehend verzeichneten Grenze belegen sind. (Durch die sehr speziell angegebene Grenzlinie werden das Elsaß und Lothringen bis zu einer Linie 2 Meilen westlich der Mosel bezeichnet.)

2. Frankreich wird Sr. Majestät dem deutschen Kaiser die Summe von fünf Milliarden Franks zahlen. Eine Milliarde wird im Laufe des Jahres 1871 gezahlt, der Rest binnen drei Jahren.

3. Die Räumung der von den deutschen Heeren besetzten französischen Länderstrecken erfolgt nach der Ratifikation der Präliminarien durch die Nationalversammlung in Bordeaux, bis zur Seine, nach Zahlung der Kriegskosten im Verhältniß der gezahlten Summen. Die deutschen Besatzungstruppen werden von Frankreich unterhalten.

Außerdem wurde in dem Vertrage, der zehn Paragraphen umfaßte, festgesetzt, daß die deutschen Truppen, welche nach einer besondern Konvention am 1. März in Paris einziehen würden, nach erfolgter Ratifikation der Präliminarien durch die Nationalversammlung in Bordeaux die Stadt Paris wieder verlassen sollten.

Der Konvention gemäß fand dieser Siegeseinzug der deutschen Truppen am 1. März 1871 statt. Besetzt wurden die Quartiere von Passy und der elyseischen Felder, die Avantgarde in Stärke von 1 Bataillon, 1 Eskadron und 16 Geschützen rückte Morgens 7 Uhr in die Stadt. Ueber das Gros der Truppen, das aus preussischen und bairischen Regimentern zusammengesetzt war, hielt Se. Majestät der Kaiser Wilhelm auf der Rennbahn der Longchamps Revue.

Morgens 11 Uhr erschien der Kaiser, ihm folgte der Kronprinz von Preußen und eine bedeutende Anzahl deutscher Fürsten. Südlich des Revueplatzes lag der Mont Valerien, auf ihm schimmerten weiß und mächtig die gewaltigen Festungswerke, auf deren höchster Spitze die deutsche Fahne im Morgenwinde wehte, weithin sichtbar, von allen Punkten der besiegten Hauptstadt. 30000 Mann deutsche Truppen empfingen den Kaiser mit brausendem Hurrah, die Musikchöre spielten „Heil dir im Siegerfranz“, und unter den Klängen dieses

Liedes setzten die Regimenter sich in Bewegung, sie zogen an ihrem Kaiser vorüber in das besiegte Paris hinein. Um 1 Uhr war der Vorbeimarsch beendet, und der Kaiser kehrte mit seinem Gefolge nach Versailles zurück, die Truppen aber zogen weiter, sie marschirten durch das Thor von Neuilly, eine zweite Abtheilung durch die Pforte Dauphin, eine dritte durch die Pforte de la Muette. Vor dem Siegesthore, wo der Triumpfbogen steht, dessen pomphafte Reliefs die Siege der Revolutionszeit und des Kaiserreiches verherrlichen, trafen auf drei Straßen die anrückenden deutschen Truppen zusammen und machten einige Augenblicke Halt, um sich zum Einmarsch zu ordnen.

Die Franzosen hatten einen Wagen vor das Triumpthor gestellt, um den Zugang dadurch zu verbarrikadiren. Die deutschen Truppen schafften in größter Ruhe das Hinderniß bei Seite, und mit wehenden Fahnen, mit klingendem Spiele zogen die Truppen des deutschen Kaisers unter dem stolzen Triumpfbogen der französischen Hauptstadt dahin. In den Champs Elsees wartete eine außerordentlich zahlreiche Menschenmenge der ankommenden Truppen. In den Nebenstraßen zirkulirten Spaziergänger zu vielen Tausenden aus allen Klassen der Gesellschaft. Auf dem Konfordinplatz machten die deutschen Truppen Halt und vertheilten sich in ihre Quartiere. Der ganze Einmarsch verlief ohne die geringste Störung.

Am 1. März, an demselben Tage, wo die deutschen Truppen ihren Siegeseinzug in Paris hielten, genehmigte die Nationalversammlung den Entwurf der Friedenspräliminarien mit großer Majorität der Stimmen. Somit war das gewaltige Werk errungen, eine kaiserliche Depesche verkündigte diese Nachricht dem deutschen Vaterlande. Sie lautete:

Versailles, 2. März.

Der Kaiserin Königin in Berlin.

Soeben habe ich den Friedensschluß ratifizirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden ist. Soweit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde, Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres

in allen seinen Theilen, und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtbar gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tieferregtem Herzen meinen Dank.

Wilhelm."

Am 2. März verließen die deutschen Truppen Paris wieder, und gemäß der Konvention wurden auch die Forts auf dem linken Ufer der Seine geräumt. Im Laufe des März wurden alle deutschen Truppen auf das rechte Ufer der Seine zurückgezogen. Bismarck, welchen Kaiser Wilhelm in den Fürstenstand erhob, kehrte sogleich nach Berlin zurück, der Kaiser und der Kronprinz hielten erst über die Armee von Paris und über die I. Armee unter dem Kommando des tapfern Generals von Goeben Heerschau ab, und kehrten auch dann wohlbehalten nach Berlin zurück. Oberbefehlshaber über die Besatzungstruppen in Frankreich wurde Albert, der Kronprinz von Sachsen, dessen ausgezeichnete Feldherrntalente ihn zur Uebernahme eines so wichtigen Postens berechtigten. Seinen Sitz nahm er in der alten französischen Krönungsstadt Reims. —

Wenn wir, die wir Augenzeugen dieser großen Zeit gewesen, an die gewaltigen Thaten zurückdenken, die vollbracht sind, dann kann alles Geschehene fast noch wie ein Traum erscheinen. Es ist so wunderbar, so großartig, so überwältigend: wovon unsere Väter seit Jahrhunderten geträumt, wonach sie in heißen, blutigen Kämpfen gerungen und was sie nicht erreichen konnten, das ist uns zu Theil geworden! Deutschland ist wieder ein einiges Reich, sein Kaiser ist wieder ein großer, gewaltiger Fürst, die Zeiten des herrlichsten Ruhmes der Vergangenheit sind wiedergekehrt, wie zu Kaiser Otto des Großen Zeiten strahlt Deutschland heller, leuchtender als alle andern Völker. Ja noch größer ist unsre Zeit, als alles was die Jahrbücher der Geschichte uns vor die Augen stellen können, denn Deutschlands Kaiserwürde schwankt nun nicht mehr von einem Fürstenhause zum andern, sondern sie ruht sicher in den Händen eines großen, edlen Geschlechtes, dem kein Herrscherhaus der Welt sich ver-

gleichen kann an Ruhm, an wahrer, mannhafter Tapferkeit und Tüchtigkeit, an edelster, lauterster Gesittung, an treuester Liebe zum Vaterlande, an echter Frömmigkeit.

Möge Deutschland nie vergessen, was es den Hohenzollern schuldig ist, möge es stets treu an dem Geschlechte hangen, das seit Jahrhunderten mit Aufbietung aller seiner Kräfte und unter den schwierigsten Verhältnissen ein Hort für deutsches Wesen, deutsche Frömmigkeit und deutsche Freiheit gewesen ist. Deutschlands Stern ist im Wachsen, er wird die Sonne werden, welche die Welt erleuchtet und erwärmt, und Deutschland wird die Sonne der Welt bleiben, so lange es unbeirrt festhält an wahrer deutscher Tugend, so lange seine Söhne mit lauterem Munde und mit treuem Herzen sprechen:

Mit Gott für Kaiser und Vaterland!

Buchdruckerei von Gustav Lange (Otto Lange) in Berlin, Friedrichstr. 103.
